Mitteilungen

aus

der lippischen Geschichte

und

Landeskunde.

Herausgegeben

von der

geschichtlichen Abteilung des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lippe.

VII.

Detmold.
Verlag der Meyerschen Hofbuchdruckerei.
1909.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Zur Geschichte des Uphofes. Von Oberlehrer Dr. Walter Meyer-Hannover 1

II. Das Leben des Grafen Friedrich Adolph zur Lippe bis zu seiner Thronbesteigung. Von Frl. Marie Weerth-Detmold 47

III. Die Schanze bei Sternberg und Nachtrag zu Alt-Sternberg. Von Prof. Dr. Otto Weerth-Detmold 179

IV. Der Lias von Vahlhausen bei Detmold. Von Landesgeologen Dr. A. Mestwerdt-Berlin 183

V. Das Grab der Gräfin-Regentin Katharina in der Nikolaikirche zu Lemgo und seine Wiederauffindung. Von Zollrat F. Reimann-Lemgo 194

VI. Kleine Mitteilungen.

Marionettenspiele in Lippe. Von O. Freiherrn von Meysenbug-Detmold 201

Ein Brief Paul Gerhardts an die Gräfin Maria Magdalena zur Lippe. Von Geh. Archivrat Dr. Kiewning-Detmold 206

VII. Sitzungsberichte 212

I.

Zur Geschichte des Uphofes.

Von **Walter Meyer.**

Vorbemerkung.

Die vorliegende Darstellung gründet sich neben der Benutzung der einschlägigen Literatur (Preuß und Falkmann, Lipp. Regesten; Bernh. Meyer, Lipp. Kolonatsrecht; R. Stegmann, die Grafschaft Lippe im 30jähr. Kriege; O. Weerth. die Grafschaft Lippe im 7jähr. Kriege, u. a.) im wesentlichen auf die folgenden Akten des Fürstl. Haus- und Landesarchivs in Detmold.

a. Hofgerichtsakten.

1. Upmeier. Amt Örlinghausen. XXXI.
2. Hermann Upmeier ./. Schwartzsche Verwalter. U. 4.
3. Henrich Hermann Upmeier ./. Peter Hörentrup. U. II, 1.
4. Niebur ./. Upmeier. N. I, 1.
5. Niemeier ./. Meier zu Dahlhausen. N. III, 7.
6. Upmeier ./. Niemann. U. II, 8.
7. Upmeier ./. Plette. U. III. 4.
8. Meier zu Elbrinxen ./. Nevel. E. IV, 11.

b. Kanzlei-Judizialakten.

9. Tönnies Henrich Upmeier ./. Niebur. U. I.
10. Vicarii ad S. Mariam zu Bielefeld ./. Upmeier. XXXI.
11. Justizrat Consbruch ./. Upmeier. XXXII.
12. Rittmeister v. Schwartz zum Braunenbruch ./. Otto Henrich Upmeier. 7. B. 225.
13. Bernd Christoph Meier zu Stapelage ./. Upmeier und Ober zu Ötenhausen. 7. B. 115.

14 Johann Jobst Brinkmann zu Ehrentrup ./. Upmeier, 8. B. 40.
15. Hagemann in Krentruperhagen ./. Upmeier 8 H. 115.
16. Johann Henrich Heermann in Herford ./. Witwe Upmeier auf dem Uphofe. 9 H. 194.
17. Otto Henrich Upmeier ./. Langemann in Örlinghausen. 8. L. 4.
18. Meier zu Lockhausen ./. Upmeier. 8. L. 13.
19. Geh. Rat v. Meinders ./. Upmeier. 1. M. 15.

Schließlich wurde eine Reihe von Akten aus dem Besitze des Uphofes, sowie Auszüge aus dem Kirchenbuche, aus den Eheprotokollen des Fürstl. Amtsgerichts in Örlinghausen und den Wruge-Registern des Amts Örlinghausen benutzt.

Im Südwesten des Fürstentums Lippe liegt in der Gemeinde Währentrup der Uphof, zum Amte Örlinghausen gehörig. Wer in dem lieblichen Seitentale, das von der alten

Die alte Leibzucht auf dem Uphofe.

Landstraße Bielefeld-Lage bei der Kirche zu Helpup nach Süden sich wendet, je den Hof gesehen hat, weiß seinen Namen als den hochgelegenen, oberen Hof leicht zu deuten. Mitten in seinen Äckern, an Wasser und Wald sich lehnend, liegt das Kolonat seitab von den anderen Höfen des Dorfes; seine Gebäude sind

Blick auf den Hof vom Westen.

durchweg neu, 1862, 1874 und 1881 errichtet; nur das Leibzuchtshaus und die Scheuer entstammen früheren Jahrhunderten.

Der Torbogen von 1588.

Von besonderem Interesse ist der bei dem Neubau am Ende der Diele wieder eingefügte Torbogen des älteren Baues mit der Inschrift: M. Adam thom Uphave heft mi gebovwet. M. Cort Steinhage heft mi gehovwet. Ano D. 1588. d. 20. Julii. Etwa 500 lippische Scheffelsaat Land, zum großen Teil bester Beschaffenheit, gehören zum Hofe, von denen etwa 100 Scheffelsaat mit Wald bestanden sind; früher ist er größer gewesen, denn in jüngerer Zeit sind wiederholt einzelne Stücke Land verkauft worden.

Die älteste Erwähnung des Uphofes geschieht in dem Lagerbuche und den Heberegistern des adligen Hauses zu Bruchmühlen, und liegt „aus einer sehr alten und zerrissenen Charteque“ abschriftlich bei den Akten eines Prozesses vom J. 1711. Demnach

wird er im J. 1300 zuerst mit seinen Leistungen an Korn und Geld aufgeführt. Urkundlich ist er aus dem J. 1418 nachweisbar. Damals stand er im Eigentume der Herren von dem Wolde, eines westfälischen Adelsgeschlechtes, die dem Sohne des Meiers zum Uphofe die Übernahme eines anderen Hofes in Krawinkel (Amt Lage), der dem Kapitel der Marienkirche zu Bielefeld gehörte, gestatten. Damit sind zugleich die Verhältnisse des Hofes und des Meiers gegeben; dieser baute als Höriger den Hof, den er nach Meierrecht und auf Grund des Meierbriefes besaß; er war zur Leistung bestimmter Abgaben an Korn und Geld, wie zu Spann- und Handdiensten verpflichtet und vererbte den Hof nach dem im Amte Örlinghausen geltenden Rechte auf den jüngsten Sohn, der nach Zahlung des jedesmal zu verabredenden Weinkaufes, meist noch bei Lebzeiten des Vaters, die Wirtschaft übernahm. Für die übrigen Kinder durch Gewährung einer Aussteuer zu sorgen, ihre Zukunft möglichst durch günstige Heirat glücklich zu gestalten, blieb den Eltern überlassen, die dann nach Abgabe des Hofes als Leibzüchter mit meist reichlich bemessener Versorgung lebten. Beim Aussterben einer Familie oder auch sonst in bestimmten Fällen nahm der adlige Grundherr das Verfügungsrecht wieder an sich und berief aus einer Zahl von Bewerbern einen anderen zum Meier, der oft erst Proben seiner Wirtschaftsführung ablegen mußte, ehe ihm der Hof aufgetragen wurde.

Diese Verhältnisse, die mit geringen Abweichungen wohl überall sich wiederholen, erfuhren beim Uphofe eine merkwürdige Erweiterung durch eine gewisse Doppelstellung des Hofes. Seine sämtlichen Güter lagen in der Grafschaft Lippe und waren im Saalbuche des Amtes Örlinghausen eingetragen; folglich galt für den Meier ausschließlich lippisches Recht, in actionibus realibus et personalibus, wie es unwidersprochen in den Akten heißt. Denn nach altem Rechtsgrundsatze hatte er den Gerichtszwang der Gemeinde anzuerkennen, deren Glockenschlag auch ihm galt. Der regierende Graf zur Lippe war auch des Uphofes Schutz- und Landesherr. Und doch war der Meier nicht lippischer Untertan, sondern gehörte zur Grafschaft Ravensberg, also zum Herzogtume Jülich-Berg, später zu Brandenburg-Preußen. So wird er (1703) wiederholt „ein königlich

preußischer, im Lippischen domicilierter Upmeier" genannt. Diese sonderbare Doppelstellung im Untertänigkeitsverhältnis kommt am lebhaftesten in den verschiedenen Abgaben und Leistungen zum Ausdruck, die vom Uphofe zu tragen waren: es waren zunächst die Grundherren, die laut der Festsetzungen des Meierbriefes ihre Einkünfte forderten; sodann galt es, eine Zehntberechtigung der Capitularen von St. Marien in Bielefeld zu befriedigen, eine Last, die zwar nicht auf allen, doch auf den meisten Grundstücken des Hofes ruhte; der Regierung in Detmold ferner mußte ein Schutzgeld, dem Küster in Örlinghausen ein Scheffel Roggen gegeben werden. Alle öffentlichen Leistungen aber, Grundsteuer, Einquartierungsrechte, Kriegs- und Landesfuhren beanspruchte die ravensbergische, also später preußische Regierung auf dem Sparenberge; vor allem hatten sich die Söhne vom Uphofe der preußischen Rekrutierung zu stellen. Erst im J. 1787 ist der Uphof völlig an Lippe abgetreten, bezw. gegen lippische, in Preußen liegende Gebietsteile ausgetauscht worden.

Nach den ältesten Aufzeichnungen beliefen sich die jährlichen Abgaben auf je 3 Malter Roggen und Gerste, 6 Malter Hafer, 1 fettes Schwein, 3 Paar Maihühner, 1 Paar Fastnachtshühner; dazu kamen 4 Taler an Dienst- und Schutzgeld, 6 Mark Bielefeldisch an Opfergeld. So war es noch 1584. Doch mit dem Anfange des 17. Jahrh. steigerten sich die Anforderungen besonders an barem Gelde; 1606 wurden als Ersatz für wöchentliche Dienste 8 Taler, 1614 deren 10, 1619 gar 13 Taler gefordert und bezahlt. Nach den Angaben des Saalbuches von Örlinghausen von 1642 betrug die Summe aller Abgaben in Naturalien 160 Scheffel Korn (37 Scheffel Roggen, 36 Scheffel Gerste, 87 Scheffel Hafer); ferner 1 fettes Schwein und die schon genannten Hühner. Außerdem hören wir von der pflichtmäßigen Unterhaltung von Jagdhunden, der Beköstigung der Jäger an Tagen der Jagd; und zu den regelmäßig wiederkehrenden Spanndiensten war später die Verpflichtung gekommen, dem Grundherrn ein Rind durch den Winter zu füttern. Zu den 13 Talern an „Dienstgeld" mußte ein Goldgulden (1584) oder ein Schutztaler (1642) an die lippische Regierung gezahlt werden. Wechselnd waren diesen festen Beträgen gegenüber jedenfalls die Leistungen an die öffentlichen Kassen, die nach

einer Bescheinigung des Amtes Sparenberg von 1744 betrugen: zur Kontributionskasse monatlich 4 Taler 11 Groschen 6 Pfennige; Reutergeld (auch Kavalleriegeld) 1 Tlr. 20 Gr. 11 Pf., und in die Domänenkasse 6 Groschen. Das heißt also im Jahre mehr als 70 Taler, eine nach dem damaligen Geldwerte jedenfalls sehr bedeutende Summe. Wenn wir endlich die im 17., 18. und 19. Jahrh. gewiß nicht geringe Last der Kriegs- und Landesfuhren, besonders noch die der Einquartierung und Kriegskontribution hinzunehmen, so ist klar, daß der Meier einer großen Aufgabe gegenüberstand, die er oft genug nur unter Aufbietung aller Kräfte erfüllen konnte. Es wird für manche Verhältnisse, die auf den folgenden Blättern besprochen werden, nötig und nützlich sein, sich dieser Angaben über die jährlichen Leistungen zu erinnern.

Bei der Lückenhaftigkeit des Materials darf es nicht Wunder nehmen, daß nach jenen ersten Erwähnungen lange Zeit vergeht, ehe wieder bestimmte Nachricht vom Uphofe vorliegt. Im J. 1573 sind die Herren von Ledebur, ebenfalls ein westfälisches Adelsgeschlecht wie die vom Wolde, Eigentümer des Hofes, der ausdrücklich als „ein frei allodiales Erbgut und kein Lehen" bezeichnet wird. Freilich scheint es damals nicht am besten auf dem Uphofe ausgesehen zu haben. Der damalige Meier Adam „thom Uphawe" hatte ihn „in großer Beschwerniß" angenommen; die Gebäude waren verfallen, die Lasten sehr groß; und selbst, nachdem er einige Jahre gewirtschaftet, beklagt er, daß er wohl sein ganzes Leben nicht aus Sorge und Not kommen werde. Dazu hatte er an Heinrich Ledebur zur Bruchmühlen einen wenig entgegenkommenden Gutsherrn, der bald den jährlichen Zins eigenmächtig auf das doppelte erhöhte. Auch andere Forderungen, von denen früher nicht die Rede gewesen, erhob er: es sollte der Meier ihm wöchentlich einen Dienst mit Pferden und Wagen leisten, ihm auch jährlich ein Rind durch den Winter füttern. Adam weigerte sich entschieden, weil seine Voreltern zu solchen Leistungen nicht verpflichtet gewesen, suchte seine Abgabe pünktlich zu zahlen, blieb aber doch mit den Lieferungen an Korn und Hühnern oft im Rückstande. So war das Verhältnis zwischen beiden Parteien kein sehr freundliches; ja, es führte zu offener Klage bei der gräflich lippischen Regierung, als

Heinrich Ledebur seinem Meier das Recht weigerte. Eine Schwägerin des Upmeier, die Schwester seiner Frau, wünschte die Entlassung aus der Hörigkeit, einen Freibrief, zum Zwecke ihrer Verheiratung nach dem Vogelsang, und Ledebur war gegen Zahlung einer bestimmten Summe damit einverstanden gewesen; seine Schwester, Stiftsdame in Bielefeld, nahm das Geld in Empfang. Dann aber weigerte er plötzlich die Ausstellung des Freibriefes und wollte die gezahlte Summe lieber auf rückständige Abgaben, besonders auf das willkürlich von ihm erhöhte Dienstgeld verrechnen. Adam gestand das keineswegs zu und beklagte sich bei der Regierung in Detmold. Über ein Jahr währte dieser Streit. Da ließ Heinrich Ledebur am 10. Mai 1574 drei Pferde des Upmeiers, die zwecks Erfüllung schuldiger Dienste zu Bruchmühlen waren, ausspannen und pfänden. Der Knecht widersetzte sich mit allen Kräften; doch es half nichts, der Gutsherr selbst griff zu und soll den Knecht „blodich und blau" geschlagen haben; er selbst gab freilich nur zu, daß er jenen „wegen mehreren unnützen Geschwätzes mit der Hand aufs Maul gehauen" habe. Nun ließ der Knecht alles im Stich und eilte nach Haus, denn: wollte der Junker drei Pferde haben, möchte er die andern, dazu Wagen und Geschirr, auch behalten. Doch der ganze Streich blieb ohne Wirkung; Adam kümmerte sich vielmehr drei und vier Wochen nicht um die zurückbehaltenen Pferde, die nun der Junker zu seinem Ärger noch füttern mußte. Wiederholt ließ er auf dem Uphofe auf Erledigung der Angelegenheit dringen, blieb aber ohne Antwort, zumal nach Beendigung der Saatzeit die Gespanne am ehesten eine zeitlang entbehrt werden konnten. Weniger als jemals war nun Adam bereit, auf des Herrn ungerechte Forderung einzugehen; er wandte sich vielmehr an die Räte zu Detmold und erhob lebhafte Klage durch diese bei den Räten der Regierung auf dem Sparenberge wider Heinrich Ledebur; selbst die Drohung wurde von Detmold ausgesprochen: man werde den Meier zum Uphofe an andern Gütern und Einkommen Leburs schadlos halten, wenn er geschädigt werden sollte. Der Gutsher wollte endlich mit 40 Talern als einmaliger Zahlung für alle rückständigen Forderungen zufrieden sein, doch der Upmeier ging darauf nicht ein; noch am 17. Juni standen seine Pferde auf des Junkers

Hofe. Sogar der regierende Graf Simon VI. wurde noch von beiden Seiten angegangen. Wie die Angelegenheit schließlich geendigt, läßt sich aus den Akten nicht feststellen.

Dieser Streit läßt es begreiflich erscheinen, daß Heinrich Ledebur keine Freude an diesem Besitze hatte. Deshalb verkaufte er 1584, Donnerstag nach Ostern, den Uphof an Adolf Schwarz zum Braunenbruch um den Preis von 1900 Talern.

Ein anderer Geist schien nun auf dem Hofe eingekehrt zu sein, denn Adam konnte jetzt daran denken, den so oft beklagten Zustand des Besitzes zu bessern. Er fing an zu bauen, wie u. a. der anfangs erwähnte Torbogen, der seinen Namen trägt, beweist. Es war ein sorgfältiges und behagliches Haus, denn noch zeigen die Balken des Tores feines Schnitzwerk, Verzierungen und Wappen; und auch die übrigen Balken, die bei dem Neubau von 1881 leider nicht erhalten sind, sollen reich mit Figuren und Ornamenten geschnitzt gewesen sein. Nach allen Seiten empfand der Uphof die schützende und helfende Hand des neuen Gutsherrn, der selbst den Grafen Simon, den Landesherrn, zum Schutze seines Meiers einzutreten veranlaßte. Als nämlich 1603 die Räte zum Sparenberge den Upmeier zu persönlichen Diensten, zum Wachtdienste, heranziehen wollten, wies Graf Simon auf die Bitte Simon Schwarzens das Ansinnen gebührend zurück und nahm den Meier als seinen Untertan in Schutz.

Ob im Anfange des 17. Jahrh. noch Adam den Hof bewirtschaftete, läßt sich nicht sagen. Wahrscheinlich ist er ohne Hinterlassung eines Sohnes gestorben. Die schon unter ihm schwierigen Verhältnisse sind dann in den beiden ersten Jahrzehnten immer verwickelter geworden. Sein Nachfolger im Besitze des Uphofes ist Stephan Niebur aus Greste (Amt Örlinghausen), einer den Schwarz zum Braunenbruch eigenhörigen Familie entsprossen. Doch weder von der Art, noch von der Dauer seiner Wirtschaftsführung wissen wir Bestimmtes. Desto mehr von der seines Schwagers und Nachfolgers Meier Jobst zum Uphofe, der Stephans Schwester Adelheid (Aleke) zur Frau hatte. In diese ungewöhnliche Vererbung zu willigen, trotzdem Brüder Stephans vorhanden waren und gern den Hof übernommen hätten, mußte der Gutsherr besondere Gründe haben

Doch er sah sich bitter getäuscht. Meier Jobst war ungefähr 1578 geboren und hatte mit etwa 30 Jahren den Uphof angetreten; indes in keiner Beziehung erfüllte er die Hoffnungen seines Herrn. Er selbst scheint durchaus untätig, geradezu unfähig gewesen zu sein; bald zweifelte man sogar, „ob er seine vollkommene Vernunft oder Verstand" habe, niemand gab etwas auf seine Rede. Allgemein galt er für einen törichten Menschen, und selbst seine Freunde mußten zugeben, daß er „ein schlichter, einfältiger Mensch" sei, „der auch nicht wohl wisse zu reden." Daß in solchen Händen selbst ein blühender Hof nicht gedeihen konnte, muß einleuchten. Bald brachte der Uphof nicht soviel mehr auf, um die dringenden Lasten zu tragen. Meier Jobst half sich, so gut es ging; er nahm Geld auf, verpfändete das beste Land des Hofes anstatt der Zinsen, das nun von den Gläubigern bestellt und geerntet wurde; er bezahlte selbst seine Knechte nicht und ließ den Lohn durch die Jahre zu hohen Summen auflaufen. Noch dazu wurden die verpfändeten Grundstücke zum Teil recht schlecht bewirtschaftet; wir hören von einem Gläubiger, der „des Uphofes Holzberg innegehabt und denselben schändlich verwüstet," so daß ihm die Rückzahlung des Kapitals später geweigert werden konnte. Es ist erstaunlich, wie in allen Gegenden des lippischen Landes, auch in weiter Entfernung, besonders natürlich in Örlinghausen und Umgegend, die Gläubiger des Uphofes zu finden waren; und neben großen Beträgen stehen die kleinsten im Schuldbuche, bis zu 21 Groschen hinab. Zuletzt schrieb Meier Jobst überhaupt nicht mehr an, wem er schuldig war, und so konnte es dahin kommen, daß schlechte Leute sich diese Mißwirtschaft zu nutze machten und bald mit Forderungen auftraten, die nicht zu Recht bestanden, jedenfalls nicht begründet werden konnten. Meier Jobst erinnerte sich in der Regel an nichts, und entscheidend in solchem Falle galt das Zeugnis seines Knechtes, der viele Jahre bei ihm gewesen war.

In etwa 10 Jahren war die Summe der Verbindlichkeiten auf mehr als 1000 Taler angewachsen, damals eine sehr bedeutende Summe, wenn wir bedenken, daß 1584 der Kaufpreis nur 1900 Taler betragen hatte. Und wohin konnten sich die Dinge entwickeln, wenn Meier Jobst, der kaum 40 Jahre zählte, in ähnlicher Weise weiter wirtschaftete! Das sah auch der edle

Simon Schwarz zum Braunenbruche und entschloß sich, eine Änderung herbeizuführen. Zum Frühling 1619 wurde Meier Jobst die Fortführung der Wirtschaft entzogen. Aber wer würde sich nun des vernachlässigten Hofes annehmen? Dazu gehörte mehr als eines Mannes Arbeitskraft; es bedurfte vor allem Geld! Zunächst hielt Simon Schwarz Umschau unter seinen eigenen Leuten, und da waren es wohl manche, die gern den schönen Hof bezogen hätten; vor allem waren es die Nieburs, Brüder des früheren Meiers Stephan und der Adelheid, Meier Jobstens Schwäger. Doch angesichts der Schuldenlast verzichteten sie lieber und überließen es einem andern, Ordnung in diese völlig verwirrten Dinge zu bringen.

Dieser Mann war Hermann Dahlhausen, der seinen Namen von der Bewirtschaftung des den Herren von Exterde gehörenden adligen freien Hofes zu Dahlhausen im Amte Örlinghausen — der heutigen Domäne — führte. Er ist der erste aus den Akten nachweisbare Vorfahr der Familie Upmeier, die noch jetzt den Uphof besitzt, und der Familien Meyer, die von Cord Otto Meyer aus Elbrinxen und durch diesen vom Uphofe ihre Abstammung herleiten. Mit ihm beginnt also die eigentliche Familiengeschichte.

Nach den übereinstimmenden Nachrichten muß er ein Mann von höchster persönlicher und wirtschaftlicher Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, von energischem Willen und klarem Blick gewesen sein, dem schon manche Lebenserfahrung zur Seite stand. Ein Mann von mittleren Jahren, hatte er den Hof zu Dahlhausen schon lange und mit größtem Erfolge bewirtschaftet und blieb auch, als er 1619 den Uphof bezog, bis an seinen Tod Pächter der Herren von Exterde, gewiß ein Zeichen seines Könnens und des guten Verhältnisses zu seinen bisherigen Herren. Vermutlich hatte auf deren Empfehlung ihm Simon Schwarz gegenüber anderen Bewerbern den Vorzug gegeben; vor allem aber befähigte ihn der Umstand, daß er bares Geld zur Verfügung hatte, um die drückenden Lasten zu erleichtern.

Als Hermann seine unter Umständen sehr undankbare, jedenfalls höchst schwierige Aufgabe übernahm, stand er im Alter von etwa 50 Jahren; er muß vor 1570 geboren sein. Zwar ist das Datum nirgend überliefert, darf aber aus einem Worte

seines Sohnes Haus geschlossen werden, der 1653 bei Abgabe seines Hofes von sich sagen konnte, daß er „zu einem ziemblichen Alter, Gott sei gedankt, gekommen." Welche Beweggründe Hermann Dahlhausen zu dem Entschlusse gebracht haben, den gänzlich vernachlässigten Uphof zu begehren, ist schwer einzusehen, wenn er es nicht im Interesse seiner Familie tat, die als Besitzerin eines Schwarzschen Meierhofes immerhin besser stand als im allzeit lösbaren Pachtverhältnis auf Dahlhausen. Der Schwierigkeiten hoffte er selbst noch mit seinen Mitteln und seiner Erfahrung Herr zu werden. Mit Ernst und Eifer griff er die schwere Aufgabe an und mit unleugbarem Geschicke. Auf den 15. April 1619 berief er eine Versammlung aller Gläubiger des Uphofes dorthin; auch Simon Schwarz erschien, um möglichst zu raten und zu helfen. Mit Unterstützung des Amts Örlinghausen wurde zunächst ein Schuldenverzeichnis aufgestellt und dann ein Protokoll über die Handlung aufgenommen. Die Forderungen von 67 Gläubigern wurden geprüft und als rechtmäßig anerkannt, andere in Zweifel gezogen oder ganz zurückgewiesen, „weilen man niemals von dieser Schuld gehöret." Doch man erbot sich zu ordentlichem Rechte. Dann übernahm es Hermann ausdrücklich, daß alle Gläubiger zu ihrem Gelde kommen sollten, nur mußten sie einwilligen, daß sie bis zur Rückzahlung auf Zinsen verzichten wollten. Eine Reihe kleinerer Posten bezahlte Hermann sofort, die übrigen sollten durch eine jährliche Zahlung von 200 Talern, mit dem 1. Mai 1620 beginnend, nach und nach getilgt werden. Es muß an diesem Tage auf dem Uphofe lebhaft hergegangen sein; schließlich schieden aber doch die meisten mit dem frohen Bewußtsein, daß nun wenigstens das Kapital gerettet war. Nur eine kleine Gruppe stand zur Seite: die Nieburs mit ihrem Bruder Cord als Wortführer; sie wollten für eine Summe von 100 Talern, die einst ihr Bruder Bernd an Adelheid gegeben, als er schwedische Kriegsdienste nahm, die Zinsen nicht verlieren. Vielleicht hofften sie auf diese Weise die Übertragung des Hofes noch in letzter Stunde zu hindern. Doch Simon Schwarz legte sich ins Mittel mit den Worten: „Meier, man weiß um eure Schuld, und ihr sollt daran nichts missen, sondern gänzlich bezahlet werden." So unterblieb die Eintragung der Forderung

in das Schuldregister, ohne daß Hermann überhaupt Kenntnis von dem Widerspruche der einen Partei bekommen hatte. Diese verließ sich ihrerseits auf die Zusage des Grundherrn und wartete bessere Zeiten ab, um mit dem Anspruche hervorzutreten.

Der 15. April 1619 bedeutet also einen Abschnitt in der Geschichte des Uphofes. Vor allem kam es Hermann darauf an, wieder alles zum Hofe gehörige Land selbst unter den Pflug zu nehmen, und das war bis auf zwei Äcker gelungen, die nach Art einer Leibrente für Kapital und Zinsen auf Lebenszeit den Gläubigern verpfändet waren. Doch auch von diesen fiel der größere schon im November 1619 zurück. Nun ging es an rüstige, unermüdliche Arbeit, und gewiß kam es dem Uphofe sehr zu statten, daß die Gespanne und Arbeiter von Dahlhausen helfend eingreifen konnten, so oft es nötig war. Dazu half die natürliche gute Beschaffenheit des Bodens bald wieder zu reichen Erträgen, so daß Hermann und die Seinen auch Freude am neuen Besitze erlebten. Mit dem Vater teilten sich drei schon erwachsene Söhne, Hans, Henrich und Gerdt, in die Bewirtschaftung beider Höfe; und besonders durfte sich Hermann auf einen Bruder verlassen, der uns freilich nicht mit Namen genannt, aber als ein „kundiger, redlicher, aufrichtiger Mann" bezeichnet wird. Freilich auch das Unglück war Hermann nicht fremd geblieben; denn neben jenen kräftigen Stützen lebten ihm im Hause zwei Söhne, die in Geisteskrankheit dahinsiechten und dem Vater, je älter sie wurden, desto größere Sorge bereiteten. Um für diese in der damals bestmöglichen Weise zu sorgen, ließ Hermann alsbald auf den Ländereien des Uphofes zwei Häuschen bauen, setzte in jedes einen Tagelöhner, dem die Beaufsichtigung und Beschäftigung dieser Ärmsten oblag. Den einen scheint übrigens bald der Tod erlöst zu haben, denn das Haus zerfiel noch im 30jährigen Kriege, um erst 1660 wiederhergestellt zu werden.

Über die aufgewandte Sorgfalt und die zweifellos großen Erfolge Hermanns — die Schuldentilgung nahm ihren regelrechten Lauf — müssen wir uns umso mehr wundern, als die Übertragung an ihn 1619 nur auf „etliche Jahre" erfolgt war; und auch Hermanns Sohn Gerdt (Gercke) wurde zunächst nur „ad interim" bemeiert. Es geschah das wohl um der eigen-

tümlichen Rechtslage willen, denn noch lebte Meier Jobst nebst Frau und deren Tochter Clärchen, die möglicherweise doch noch einmal Ansprüche geltend machen konnten, wie es deren Verwandtschaft tatsächlich noch 1692 versuchte. Gewiß war aber von Anfang an die Meinung von beiden Seiten auf dauernde Verhältnisse gerichtet, wie sie es ja auch geworden sind. Je stärker aber diese Absicht hervortrat, je weniger von Hermann Dahlhausen wie von Simon Schwarz die Möglichkeit einer Aufgabe des Hofes zu erwarten stand, desto mehr regten sich die Neider, und gerade dieser Umstand spricht beredter für das Aufblühen des Uphofes unter Hermann, als die Lobeserhebungen seiner Freunde. Es waren wiederum die Nieburs, von denen Cord Niemeyer zu Orpe mit der oben erwähnten Forderung von 100 Talern, nebst Zinsen seit 1609, im J. 1628 hervortrat. Hermann erhob Widerspruch und verwies die Gegner mit der Frage, warum sie an jenem 15. April 1619 die Forderung nicht hätten eintragen lassen. Jene stützten sich auf die Zusage des Grundherrn und drängten den Gang des Prozesses dahin, daß das Gericht in umständlichem Verfahren die Rechtmäßigkeit der Forderung jenes Bernd Niebur untersuchte; es nahm die Übertragung des Anspruches auf Cord Niemeyer als zu Recht bestehend an, obwohl der Anwalt Hermanns die Echtheit des Schriftstückes bestritt. Kurz, der Prozeß zog sich durch Jahre hin und verleidete Hermann die Freude an seiner Arbeit, an dem in schweren Kriegsjahren sauer und schwer Errungenen. Ihm konnte es nur ein geringer Trost sein, daß sein Gegner als ein Mann bezeichnet wurde, „welchem die Unrichtigkeit eingewurzelt und welcher sich zwomal für eins pflegt bezahlen zu lassen"; oder ein andermal: „Kläger ist ein solcher Vogel, welcher mit allerhand wider Gottes Wort laufenden incantamentis und Teufelsbesen umgehet." Es wurde ihm auch nachgesagt, er habe schon wiederholt „eine Sache wider helle Wahrheit diffitieren und leugnen dürfen."

Erst 1633 endigte der Prozeß damit, daß Hermann zur Zahlung der Summe nebst Zinsen seit 1609, also für 24 Jahre, verurteilt wurde; aus den 100 Talern waren mehr als 200 geworden! Doch dies Ende wartete Hermann nicht ab, er verließ schon Anfang 1630 den Uphof und nahm seinen Sitz auf

seinem alten Pachthofe zu Dahlhausen. „Es ginge ihme nicht mehr an," antwortete er unmutig dem Gerichtsboten, der ihm eine Nachricht brachte, „er wolle es zu dem Meier zu dem Uphofe schicken." Doch das half ihm nichts, ebensowenig ein Protest gegen das Schlußurteil vom 24. Sept. 1633. Freilich er zahlte nichts, erschien auch nicht im angesetzten Termine. Die allgemeine Stimmung hielt es mit Hermann, dem offenbar bitter Unrecht geschehen; selbst der Gerichtsbote mußte durch Strafandrohung zur Vornahme der ihm aufgetragenen Pfändung angehalten werden. Da präsentierte im Dezember 1634 die klägerische Partei die Handschrift Simon Schwarzens, die die Schuld anerkannte. Ob wirklich von seiner Hand? Warum dann erst 4 Jahre nach Simons Tode, wo er doch während der ersten beiden Jahre des Prozesses noch als Zeuge hätte vernommen werden können? Selbst der Schmerz blieb Hermann nicht erspart, daß sein Besitz zu Dahlhausen haftbar gemacht wurde für die Schulden, die ein Fremder vor einem Vierteljahrhundert gemacht hatte.

So hatte Hermann Dahlhausen das Leben ausgekostet: er hatte den Erfolg seiner Arbeit gesehen; Enkel und Enkelinnen, die Erben eines neuen, wesentlich durch ihn errungenen Besitzes, sah er heranwachsen. Trotz der Wirren des 30jährigen Krieges lag die Zukunft seines Geschlechtes gesichert und ruhig vor ihm. Doch hatte der leidige Prozeß ihm die letzten Jahre verbittert, ihm den Uphof selbst verleidet, und in dieser Verbitterung scheint er um die Mitte der 30er Jahre des 17. Jahrh. gestorben zu sein; das letzte uns erhaltene Schriftstück mit seiner Adresse ist vom 7. Juli 1635.

In der Zeit von 1630 bis 1635 scheint Hermanns älterer Sohn Henrich den Uphof an des Vaters Stelle bewirtschaftet zu haben, doch nicht für eigene Rechnung. Dann trat ihn der jüngere, Gerdt, an, der aber zunächst nur ad interim bemeiert wurde; seine Rechtsstellung besserte sich aber, als Meier Jobst nebst Adelheid und der Tochter Clärchen sämtlich an der Pest starben, wahrscheinlich 1636, als eine verheerende Krankheit das ganze lippische Land heimsuchte und überall sehr bedeutende Opfer forderte. Gerdt ist es, der als den Ausdruck dauernder Verhältnisse sich nun wieder den Namen Upmeier beilegte,

den sein Vater nie geführt, seine Nachfolger am Hofe aber behalten haben; jener hieß „Hermann Dahlhausen, Meier zum Uphofe."

Gerdt Upmeier ist um 1600 geboren, war seit etwa 1625 verheiratet und hat den Uphof bis 1662 bewirtschaftet, den er also mitten im 30jähr. Kriege übernahm. Es mag am Platze sein, an die Lage Lippes während dieses Krieges hier zu erinnern.

Die Landesherren, Graf Simon VII., Simon Ludwig und die Vormundschaftsregierung der Gräfin Katharina, waren auf alle Weise bemüht, dem Lande die Beschwerden des Krieges zu ersparen. Deshalb hatten sie trotz ihres evangelischen Bekenntnisses nichts getan, was den Kaiser hätte erzürnen können; mit dessen Feldherren, sonderlich mit Tilly, unterhielten sie vielmehr die freundlichsten Beziehungen, die allerdings nicht hinderten, daß die Kaiserlichen bis an das Ende des Krieges lange Zeiten hindurch ihre Regimenter in den lippischen Städten und Dörfern, auch in dem festen Lemgo, einquartierten und unermeßliche Summen als Kontribution erhoben. Und doch blieben die Kriegswirren nicht fern, als mit dem Jahre 1621 Christian von Braunschweig sich des nach Holland entwichenen Winterkönigs annahm. Trotzdem auch er dem Grafen Simon die Schonung des Landes zugesagt hatte, ging es ohne Truppendurchzüge und gelegentliche Überfälle nicht ab, und es ist bekannt genug, wie die Leute gerade dieses Feldherrn in der Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit der Kriegsführung vor anderen sich auszeichneten. Und als er dann im August 1623 von Tilly bei Stadtlohn geschlagen, seine Truppen zersprengt, er selbst nach Holland gedrängt war, da besetzten ligistische Regimenter auf Jahre hinaus das lippische Land; da seufzte der Städter wie der Bauer über die Last der Einquartierung, über die unerschwinglichen Kriegssteuern; schwerer noch drückte die Willkür der fremden Reiter, und beweglich klingen die Klagen über Gewalttat und Erpressung. Und als mit 1631 für Norddeutschland mit dem Herannahen der Schweden endlich bessere Zeiten anzubrechen schienen, hatte Lippe des Krieges Sorge und Last nach beiden Seiten zu tragen; die kaiserlichen Heere wichen nicht, und mit nicht geringen Kontributionen hatte Simon Ludwig den Versuch zu büßen, daß er den glaubensverwandten

Schweden sich freundlich erwiesen. Gleichzeitig aber mußte er durch reichliche Zahlungen die schwedische Besatzung der Festung Minden von Einfällen in sein Land fernhalten. Die ganze Kriegführung schien bald kaum noch einen anderen Zweck zu haben, als daß Offiziere und Soldaten auf Kosten der Bürger und Bauern ein gutes Leben führten. Jahrelang saßen die Kaiserlichen in Lemgo, die Schweden in Minden, ohne etwas von Bedeutung gegen einander zu unternehmen, und verzehrten in Ruhe die Kontribution, die Lippe beiden zahlen mußte. Gerade gegen Ende des Krieges brach das Unglück noch einmal heftig über das Land herein, als Wrangel es mit 15 Regimentern besetzte und am 23. Mai 1646 Lemgo mit Sturm nahm. Selbst mit dem Abschluß des westfälischen Friedens war die Kriegsnot noch lange nicht zu Ende, denn es blieb noch zwei Jahre das Regiment des Herzogs von Holstein im Lande und vollendete durch übermäßige Kontribution und rücksichtslose Exekution den Ruin. Das ganze Land war verarmt und verödet, unermeßlich der Schaden, auf Jahrzehnte hinaus eine Besserung und Erholung kaum zu erwarten. Am meisten wohl hatten die der Weser zunächst liegenden Landesteile, die Ämter Schwalenberg und Varenholz, gelitten. Aber auch aus allen anderen Städten, sonderlich aus Horn, Blomberg und Lemgo, kamen herzzerreißende Klagen. Was besonders nun die Gegend des Uphofes betrifft, so war auch sie zu allen Zeiten des Krieges schwer heimgesucht: 1623 erlag sie einem nächtlichen Überfalle, den die Nyvenheimbschen Reiter Tillys von der Senne aus unternahmen, und in demselben Jahre mußte sie von Bielefeld aus die Einquartierung von 6 spanischen Regimentern ertragen, die überall in der furchtbarsten Weise hausten. 1625 hatten die Truppen Tillys bei der Belagerung Bielefelds „alle Örter der unteren Borde ganz und gar ausgeplündert, Örlinghausen, Barkhausen und alle die reichen Meiers der Ends ganz erbärmlich behandelt, also daß es nicht zu sagen." Und so ging es die Jahre hindurch. Gerade vom Uphofe erklingt noch 1663 die Klage, daß „die große Beschwer dieses Hofes möge konsiderieret werden." Auf etwa 2500 Taler war die Schuldenlast wieder angewachsen, Landsteuern und Einquartierung nahmen kein Ende, denn „kontinuierlich der Hof schwere contributiones und Einquartierung

habe tragen müssen und des lieben Friedens im allergeringsten noch nicht sich zu erfreuen gehabt."

So ist die Zeit Gerdt Upmeiers gewiß in schwerer Sorge dahingegangen, im Wechsel von Aussaat und Ernte, von Erwartung und Enttäuschung, von Kriegsbefürchtung und Friedenshoffnung. Zwei Kinder wuchsen ihm heran, das ältere ein Knabe, nach dem Großvater Hermann geheißen, und eine Tochter Elisabeth. Diese ist es, von der uns wieder die Akten erzählen. Sie wird um 1630 geboren sein. Da ihr ein Erbrecht am Hofe neben dem Anerben nicht zustand, so mußte es die Sorge ihrer Eltern sein, auf eine gute Versorgung zu denken. Diese bot sich 1653 und zwar im Kreise naher Verwandter. Gerdt Upmeiers älterer Bruder Hans Dahlhausen hatte die Erbtochter vom Waterhofe zu Siddesen im Stifte Paderborn, Gertrud Watermeier, geheiratet und gemeinsam mit ihr die schweren Kriegszeiten ertragen; oft hatten sie „Leib- und Lebensgefahr ausgestanden, auch viele persecutiones, Verfolge und Bekümmernuß ertragen müssen." Kinder waren der Ehe versagt geblieben. So waren sie „zu ziemblichem Alter gekommen" und sahen sich „wegen ihres Leibes Unvermugenheit" veranlaßt, daran zu denken, wer nach ihnen den Waterhof besitzen sollte. Wir können uns denken, wie die beiden alten Leute Pläne faßten und verwarfen, bis endlich folgender Entschluß das Rechte zu treffen schien: ein Sohn der Schwester der Gertrud Watermeier, die mit Jobst Eggers, Bürgermeister zu Gehrden im Kreise Höxter, verheiratet war, Alhart Eggers, sollte den Hof seiner Großeltern erben, aber er sollte Elisabeth Upmeier, die Nichte Hans Dahlhausen-Watermeiers, heiraten. So kamen Verwandte von beiden Seiten in des Waterhofes Besitz. Hans begab sich zum Uphofe und fand mit seinem Vorschlage den vollen Beifall seines Bruders Gerdt; ja, er wußte diesen zu bestimmen, daß er in eine große Mitgift willigte: 300 Taler sollte der Brautschatz betragen, „uebenst einer gebührlichen Aussteuer, wie die da zu Lande gebräuchlich"; dazu waren an Vieh zugesagt: mit dem Brautwagen ein Pferd, zwei Kühe, zwei Schweine und weiterhin bei Zahlung des Brautschatzes, die in 6 Raten erfolgen sollte, eine Kuh, drei Rinder und vier Schweine. Wenn Gerdt Upmeier solche, alles Herkommen weit überragende

Mitgift versprach, so war ihm offenbar an der Verbindung viel gelegen; in günstigen Zeiten konnte der Uphof sie auch wohl leisten, aber jetzt hatte man nicht die bedrängte Lage des Hofes bedacht. Am 23. Juni 1653 kam so der Vertrag zustande: Hans und Gertrud Watermeier nahmen ihren Neffen Alhart Eggers und ihre Nichte Elisabeth Upmeier an Kindesstatt an, übertrugen ihnen den Besitz des Waterhofes und behielten sich ein reich bemessenes Leibgedinge bis an den Tod des Längstlebenden vor. Der Brautwagen sollte zu Michaelis 1653 gefahren werden. Es muß ein festlicher Tag gewesen sein, als auf dem Waterhofe diese Abmachungen unterzeichnet wurden. Von weit und breit waren die Verwandten zusammengekommen, die Eggers und ihre Freunde, der Upmeier mit seinem Sohne, und auch der dritte Sohn Hermann Dahlhausens, Henrich, fehlte nicht; und „so viele deren Schreibens erfahren gewesen," unterzeichneten sie als Zeugen den Vertrag. Freilich weder Hans Watermeier noch sein Bruder Gerdt konnten schreiben, während Henrich Dahlhausen der Kunst kundig war; und auch Elisabeths Bruder unterzeichnete als „Hermann Uphouf."

Doch was Gerdt damals in des Augenblicks Freude seinem Bruder, vielleicht auf dessen drängendes Zureden, versprochen hatte, konnte er nicht halten; es überstieg die Leistungsfähigkeit des Uphofes, der an alten Lasten schwer genug zu tragen hatte. Er blieb also mit den versprochenen Zahlungen im Rückstande nnd hatte sie noch nicht beglichen, als er Ende 1662 oder Anfang 1663 den Hof seinem Sohne Hermann übertrug Dieser war etwa 162› geboren und hatte sich schon 10 Jahre vor Übernahme des Hofes verheiratet; sein ältester Sohn Cord Otto, der anfangs schon erwähnte Stammvater der Elbringer Linie, ist 1653 geboren. Hermann trug nun kein Bedenken, sich und den Uphof von jener allzuschwer empfundenen Last zu befreien. Er machte geltend, daß das Versprechen des Vaters allem Gesetz und Herkommen zuwider sei. Denn einmal widerspreche es der Polizeiordnung der Grafschaft Lippe, tit. 6: „von Bauersleuten Kinder Ausstener," gemäß welcher der Upmeier als „ein gemeiner Meier" nicht mehr als 100 Taler verschreiben dürfe; sodann aber sei das Versprechen „ohne Vorwissen und Vollbort der Obrigkeit und des Gutsherrn getätigt." Demnach

sei auf solche Verschreibung nichts zu geben, und der Brautschatz müsse nach dem Vermögen und Zustande des Hofes gegeben werden. Die Gegenpartei bestritt freilich, daß jene Polizeiordnung in diesem Falle anzuwenden sei, denn sie handele allein von den „gemeinen Meiern," könne aber „den vornehmsten und reichsten Meiern" keine Vorschriften machen; vielmehr sei altes Gewohnheitsrecht, daß diese ihre Kinder „nach Vermögen ihrer Höfe und nach Gelegenheit der Heirat und der Höfe, darauf sie gebracht, oder nach Gelegenheit des Mannes, daran sie verheiratet werden," aussteuern. Und dann wird dem Uphofe das Zeugnis ausgestellt, daß er „kein gemeiner, sondern ein vornehmer Hof" ist. Vor allem aber habe Gerdt Upmeier „nicht schlecht dahin gesehen, wie er seiner Tochter einen Mann kriegen wollen," sondern er habe die Übertragung des Waterhofes „als eines vortrefflichen Meierhofes" an seine Tochter Elisabeth überhaupt erst durch den reichen Brautschatz möglich gemacht. Wie die Sache ausgegangen, erfahren wir nicht.

Die Klage über die gegenwärtige Lage des Hofes beruhte gewiß auf Wahrheit, wenn die Gegenpartei dem Upmeier auch schuld gab, daß er absichtlich den Zustand kümmerlicher darstelle, als notwendig wahr sei. Jedenfalls waren Schulden auf dem Hofe, und einige Gläubiger hielten es 1664 für geraten, daß Hermann mitsamt seiner Frau Anna eine Obligation selbst über eine Restschuld von 146 Talern ausstellte und darin „alle fahrende Habe, Früchte im Felde und auf dem Boden" als Sicherheit verpfändete. Die schweren Folgen des langen Krieges, die drückenden Lasten und Abgaben ließen den Hof nur langsam vorwärts kommen. Um 1670 mußte Hermann eine größere Summe vom Landtvogte Bracht entleihen und sich zu hohen Zinsen verstehen, die freilich nur zum Teile in barem Gelde, daneben aber in der Nutzung einer Fläche Landes bedungen waren, eine Nutzung, die später für so wertvoll angenommen wurde, daß mit ihr mehr als zwei Drittel der Hauptsumme amortisiert sein konnten. Zur Verringerung oder gar Tilgung der Schuld war es aber selbst nach 50 Jahren noch nicht gekommen. Die Jahre von 1662 bis 1692, während deren Hermann wirtschaftete, sind also keine glänzenden gewesen; selbst die Rückzahlung kleiner Summen und deren Zinsen oder gar

die Leistung der Abgaben brachte oft genug Schwierigkeiten mit sich. Immerhin ging der Hof nicht zurück; 1664 kaufte Hermann noch Land von Ostmanns Hofe in Währentrup, und noch nach der Übergabe des Uphofes an seinen Sohn konnte er mit berechtigtem Stolze sagen, „daß er allemal, gottlob, solvendo gewesen." Daß es auch an Ärger und Unannehmlichkeiten nicht fehlte, davon zeugt uns die Geschichte eines Pferdehandels. Um 1675 kaufte Hermann von dem Meier zu Stapelage für 24 Tlr. ein Reitpferd, das dieser vom Grafen Wilhelm getauscht hatte; mit ihm ritt er ins Stift Paderborn, fand aber nach seiner Rückkehr, daß es „einen innerlichen Schaden gehabt und ganz verstopfet oder hartschlägig gewesen." Nun schickte er das Pferd durch einen Jungen wieder nach Stapelage; der aber kam übel an, denn nicht nur, daß der Meier sich weigerte, das Pferd zurückzunehmen, er jagte den Jungen vom Hofe und drohte ihm „gar mit der Flinte auf den Puckel zu schießen." Nun machte sich des Upmeiers Sohn selbst mit dem Pferde auf den Weg nach Stapelage, aber mit demselben Erfolge; mit der Drohung von Prügeln trieb man ihn samt dem Pferde wieder zum Uphofe, und zum Schaden kam der Spott: er sollte, so rief der Meier zu Ermgassen, der damals um die Tochter vom Stapelhofe warb, dem Abziehenden nach, er sollte dem Upmeier sagen, er möge doch das Pferd schlachten, „das gebe gute Stücke in den Wiemen," und was der höhnischen Worte mehr gewesen. Das Pferd blieb also auf dem Uphofe, konnte aber nicht gebraucht werden und ging nach 6 Wochen ein. Jedenfalls hielt jetzt Hermann sich auch nicht verpflichtet, den Kaufpreis zu bezahlen; ja, er ärgerte nun seinerseits den Meier zu Stapelage, indem er ihm 3 Taler nicht auszahlte, die ein Mann im Stifte Paderborn, namens Schmuckebart, dem Upmeier für seinen Gegner mitgegeben hatte, sondern er verrechnete sie auf geliefertes Korn.

Mehrere Söhne wuchsen Hermann heran; der älteste, Cord Otto, war 1653 geboren und ist der Stammvater der Seitenlinie, welche seit dem Ende des 17. Jahrhunderts das Kolonat Nr. 1 in Elbrinxen besaß. Am Uphofe bestand für ihn nach Örlinghäuser Herkommen kein Erbrecht, da noch jüngere Brüder vorhanden waren. Dennoch zog er im August

1675 mit seiner jungen Frau, Anna Ilsabein Nevel vom Nevelshofe zu Evenhausen, zunächst auf den Hof, allerdings nur für die Zeit, „bis ihre Gelegenheit fällt, etwas Eigenes anzuspringen."

Ein anderer Sohn Hermanns wird zweimal, 1674 und 1702, in den Akten „der Waike im Mackenbruch" genannt. Im Jahre 1702 tauschte der damalige Upmeier einen Acker im Sienthal von ihm ein. Von einem dritten Sohne wird berichtet, daß er bei den „Gardereutern" in Berlin stand.

Die beiden jüngsten Söhne Hermanns waren Henrich Hermann und Tönnies Henrich, etwa 1658 bezw. 1660 geboren. Der letztere war also nach altem Rechte der Anerbe, doch nach des Vaters Wunsche sollte nicht er, sondern Henrich Hermann ihm auf dem Uphofe folgen. Warum diese Abweichung vom hergebrachten Erbgange eintreten sollte, wissen wir nicht. Vielleicht wollte der Vater die Geschicke des Hofes nicht den Händen seines als reichlich lässig bekannten Jüngsten anvertrauen, sondern glaubte das Interesse der Familie besser gewahrt, wenn der Ältere den Hof antrat. Und schon der Umstand, daß Tönnies Henrich, wie es scheint, mit einer Geldsumme sich sein Erbrecht abkaufen ließ, muß gegen ihn sprechen.

So hat Hermann dreißig Jahre den Uphof bewirtschaftet, im Wechsel der Zeiten nach der Väter Weise; wurde es ihm oft schwer genug, allen Verpflichtungen nachzukommen, so folgten doch auch frohe Feste den sauren Wochen, und bei solchen Familienfesten ging es auf dem Uphofe hoch her; so erfahren wir, daß man auf der Taufe Henrich Hermanns, des späteren Kolonus, 1658, bis nach Mitternacht beim Essen und Trinken sitzen blieb, so daß der Gastgeber samt seinen Gästen der Polizeiordnung gemäß in Strafe genommen wurde.

Der Übernahme des Hofes durch den Sohn im J. 1692 stellten sich aber allerlei Schwierigkeiten entgegen. Zunächst mußte sich Henrich Hermann nach einer Frau umsehen, deren Mitgift den immer noch gedrückten Verhältnissen aufhelfen konnte; doch diese schien bald gefunden in Anna Marie Noltemeier aus Lemgo, der einzigen Tochter ihrer Eltern. Das Verlöbnis kam zustande, und am 14. Juli 1692 war das junge Paar schon zum ersten Male aufgeboten. Es entsprach freilich

nicht der Wahrheit, wenn der künftige Upmeier bei seinen Schwiegereltern stolz gerühmt hatte, es laste kein Taler Schulden auf dem Hofe; und diese waren ihrerseits vorsichtig genug, einen „expressen" Boten an den Vorstand der Schwarzschen Güterverwaltung, Herrn Konrad Plette zu Braunenbruch, abzufertigen mit der Anfrage, ob Henrich Hermann „von aller seiner Pflicht und Schuldigkeit völlige Nachricht gegeben." Die Auskunft, die auch der rückständigen Abgaben im Betrage von etwa 90 Talern Erwähnung tat, muß immerhin zufriedenstellend ausgefallen sein, wenn sie auch des Bräutigams Stellung zu den Eltern der Braut etwas beeinträchtigt haben wird. Neue Weitläufigkeiten aber drohten nun von Plette, der von den Plänen und Zurüstungen auf dem Uphofe bisher nichts erfahren hatte. Strenge rügte er die Absicht, den Jüngsten zu umgehen, und weigerte sich, in Verhandlungen wegen des Weinkaufs einzutreten; da müsse man, hieß es, die Heimkehr des Herrn von Schwarz aus Dänemark, wo dieser als Legationssekretär weilte, abwarten. Damit wurde nun aber die ganze Heirat gefährdet; schon fürchteten Hermann und sein Sohn, daß es zur Aufhebung des Verlöbnisses kommen könne, und das ging gewiß nicht „ohne Beschimpfunge" ab. Sie drängten Plette, baten ihn unter Hinweis auf seine Vollmacht und auf ähnliche Verhandlungen mit anderen Höfen. Es half aber nichts. Vergebens erbot man sich, „Schreibgeld" und die Kosten eines Briefes nach Dänemark zu erlegen, wenn der Verwalter die Entscheidung des Grundherrn schriftlich einholen wollte. Vielmehr häuften sich Plettes Vorwürfe je länger, je mehr: man habe Pflicht und Herkommen verletzt, ohne des Herrn Wissen und Willen Heiratspläne erwogen; und nachdem die Sache einmal so weit gediehen, habe man es doch unterlassen, anzugeben, „was und wie viel seine künftige Frau bei die Güter, so doch notwendig geschehen müssen, bei dem Uphofe bringen würde." Als gar nichts helfen wollte, riefen Vater und Sohn die Vermittlung der „hochgelahrten hochgräflichen Lippischen Herren Hofrichter und Assessoren" an und hatten die Genugtuung, daß innerhalb 14 Tagen Plette wenigstens seine Bedingungen vorlegte, die meist Selbstverständliches und längst Zugebilligtes betrafen: Erlegung des Weinkaufes, Bitte um den Heiratskonsens, Gelobung der Leistung

der alten Meierbriefe, Bezahlung rückständiger Schuld; endlich sollte ein alter Zwist bezüglich des Maßes der Kornlieferung beigelegt werden, die der Upmeier nach Bielefelder Maß — wahrscheinlich infolge der alten Beziehungen zu den Ledeburs — leisten, Plette aber nach lippischem Maße empfangen wollte; ein geschworener Kornmesser sollte das Verhältnis beider Maße feststellen. Zum Schluß ließ Plette es sich nicht nehmen, noch einmal „wider alles des Upmeiers unbefugtes Vornehmen quam solemnissime zu protestieren." So kam nach mancher Sorge die Heirat zustande, wenn Konrad Plette es auch nicht zuließ, daß die Eheschließung auf der weiten, tannengeschmückten Diele des Uphofes geschah; sie mußte öffentlich in der Kirche vor sich gehen. Auch die offizielle Übertragung des Hofes sollte erst durch den Grundherrn selbst erfolgen. In jedem Falle wollte der Verwalter die Rechte seines Herrn treu wahren, dessen Güter er 41 Jahre lang verwaltet hat. Daß er andererseits durchaus nicht persönlich gegen den Upmeier eingenommen war, bewies er zu gleicher Zeit in einem Prozesse, den — in Erinnerung an den von 1628 — die Nachkommen der Nieburs jetzt anstrengten, um eine angeblich ihnen früher zugesagte Abfindung einzuklagen. Sie hatten dabei die Dreistigkeit, zu behaupten, daß die Beweisstücke im Archive zu Braunenbruch lägen, und forderten von Plette deren Herausgabe. Tatsächlich erlangten sie vom Gerichte ein mandatum inhibitorium: es solle der Upmeier an der Übertragung des Hofes, der Sohn an der Heirat gehindert werden, und Plette wurde aufgegeben, die Akten auszuliefern Doch da hatte man sich verrechnet, denn dieser betonte vielmehr, daß der ganze Prozeß sich nur gegen den Grundherrn, nicht gegen den Meier richten könne, den er namens seines Herrn „bei dem aufgetragenen Gute manutenieren" wolle; der Beweis falle aber dem Kläger zu und nicht dem Beklagten. Außerdem wies Plette kurz die Haltlosigkeit aller Ansprüche nach und machte ein ferneres gerichtliches Verfahren dadurch unmöglich, daß er sich auf Verjährung berief, da seit 60 Jahren Nieburs einen Anspruch nicht erhoben hätten.

Bevor wir nun die fernere Geschichte des Uphofes selbst weiter führen, müssen wir von dem Leben des Tönnies Henrich einiges erzählen, der ja sein Recht als Anerbe, ohne daß

wir von einem Widerstande hören, aufgegeben hatte. Dennoch eröffnete sich ihm die Aussicht auf den Besitz eines eigenen Hofes. Gegen Ende des Jahres 1693 schickte nämlich Hans Henrich Niebur zu Hardissen, Meier eines gräflich lippischen Hofes, einen Vertrauten zum Uphofe und ließ mit der Hand seiner Tochter Anna Marie dem Tönnies seinen Hof antragen. Es war kein Geheimnis, daß der Hof „ruinieret" war, daß seit Jahren keine Abgaben gezahlt, auf Jahre hinaus genügende Ernten nicht zu erwarten waren. Für die Mißwirtschaft ist es bezeichnend, daß Anfang Dezember trotz der erst vor wenigen Wochen eingebrachten Ernte kein Brotkorn mehr auf dem Hofe war; wie kläglich mag es da mit den Gebäuden, dem Vieh und den Futtervorräten ausgesehen haben! Pferde besaß Niebur überhaupt nicht mehr. Tönnies kam mit Vater und Bruder, und nachdem alles gründlich besehen und durchgesprochen war, ging der Upmeier mit seinen Söhnen zu Rate; zuletzt entschloß sich Tönnies, den Antrag trotz aller Schwierigkeiten anzunehmen. Die Verwandten von beiden Seiten kamen zum feierlichen Verspruch zusammen, das Ja-Wort wurde in aller Gegenwart gegeben, und damit war nach allgemeiner Meinung die Ehe und Übertragung des Hofes so gut wie abgeschlossen. Was fehlte, waren nur Formalitäten. Tönnies Henrich zögerte auch nicht, seinen neuen Verwandten sogleich beizuspringen; er bezahlte das Dienstgeld mit zwei Talern und schickte noch im Dezember 1693 zehn Scheffel Korn nach Hardissen, „welche so wohl gemessen, daß es möchten elf Scheffel sein." Wiederholt traf er sich mit seinen Verwandten, einmal in Lage mit dem Schwiegervater und „andern ehrlichen Leuten," dann in Lemgo mit jenem und dessen drei Brüdern und Schwestern: und jedesmal mußte der reiche Freier die Zeche zahlen. Mit dem Frühjahr 1694 hätte Tönnies sich nun der Bewirtschaftung annehmen, für Saatkorn und Gespanne sorgen müssen. Da tritt uns an ihm eine Lässigkeit entgegen, die fast unbegreiflich ist. Der Schnee verging, der März rief den Landmann an den Pflug, der April ihn auf den Saatacker, doch Tönnies Henrich rührte sich nicht. Während rings alles in eifrigster Tätigkeit war, blieb es auf Nieburs Hofe und Acker in Hardissen still; die Ernte auch des Jahres 1694 mußte von vornherein verloren scheinen, wenn die

Saat nicht rechtzeitig erfolgte. Wirklich rätselhaft war das ganze Verhalten; denn keineswegs hatte Tönnies, wie sein späteres Vorgehen zeigt, etwa das Verlöbnis gereut. Angesichts dieser Lage der Dinge fanden sich aber entschlossene Leute, die die Sache beim rechten Ende angriffen. Der Stiefgroßvater der Braut nämlich hatte unter den entfernteren Verwandten der Nieburs einen jungen Mann gefunden, den ältesten Sohn des Biesemeiers zu Heesten, Amts Horn, der gewillt war, tatkräftig den „verwüsteten Meierhof" wieder empor zu bringen. Aber sie verloren keine Zeit mit Verhandlungen, sie handelten. Während Tönnies Henrich von Tag zu Tag säumte, erschien der junge Biesemeier mit zwei Pferden, brachte Saatkorn mit, pflügte, säte, und am 5. Mai kam auch sein Vater mit allen Gespannen seines Hofes, um noch „einige Saat in die Erde zu bringen." Es war die höchste Zeit, wenn die Ernte noch reifen sollte.

Von alle dem erhielt Tönnies erst Ende April durch besonderen Boten Hans Henrich Nieburs Kenntnis: er möge schnell kommen und „die Sache zum Zwecke bringen." Leider aber traf der Bote den Gesuchten nicht auf dem Uphofe an, er war zum Begräbnis seiner Schwägerin, Cord Otto Upmeiers zweiter Frau, nach Elbrinxen gefahren und befand sich also in dem entgegengesetzten, nordöstlichen Teile des lippischen Landes. Als er innerhalb der nächsten Tage nicht kam, befreundeten sich auch die Nieburs mit dem Gedanken dieser neuen Verbindung, und ließen es zu, daß des Biesemeiers Sohn sich um die Hand Anna Maries bewarb. Diese selbst mochte in dem tätigen und energischen jungen Manne eine bessere Gewähr für ihre und des Hofes Zukunft sehen, als in einer Verbindung mit dem zwar sehr gutmütigen, aber doch lässigen jüngsten Sohne vom Uphofe. Es kam hinzu, daß auch der Biesemeier, ein anerkannt guter Hauswirt, seinem Sohne „nach jetziger Zeiten Gelegenheit und Mitteln an die Hand gehen" konnte.

So leicht aber, wie man vielleicht geglaubt hatte, gab Tönnies Henrich seine wohlerworbenen Rechte nicht auf. Am 2. Mai wandte er sich direkt an den Landesherrn, der ja zugleich Grundherr des Hofes zu Hardissen war, legte die Entstehung und Entwicklung seines Verhältnisses zu den Nieburs

dar und betonte, daß seinerseits durch öffentliche Feier des Verlöbnisses — wie das alte Recht es forderte — alles geschehen sei, um die Übernahme des Hofes anzubahnen. Daneben versprach er, allen Fleiß zum Besten des Hofes anzuwenden, und bat, dem Niebur und seiner Tochter alle „fernere Conversation mit dem Biesemeier" zu untersagen. Er hatte zunächst Erfolg; auf den 7. Mai wurden die Parteien vor das Konsistorium geladen, die Sache verhandelt und in einem ferneren Termine am 25. Mai zu Ende geführt. Den Gang der Besprechungen kennen wir nicht, wohl aber den Ausgang; Tönnies Henrich konnte mit seinen Ansprüchen nicht durchdringen; vielleicht hatte eine freundliche Verwendungsschrift des Hofrichters Herrn von Rübel zugunsten des Biesemeiers bei der Konsistorial-Kanzlei Erfolg gehabt; es wurde Tönnies aber die Erstattung der in Erwartung der Heirat gemachten Aufwendungen zugebilligt. In seiner Rechnung fehlt denn auch nichts, weder von den Leistungen an Geld und Korn, noch von den Kosten der gemeinsamen Zusammenkünfte in Lage und Lemgo. Nur was das Brautgeschenk, ein Paar Handschuhe für 6 ggr., gekostet hatte, verlangte er nicht zurück. Als Beweis seines sehr gutmütigen, aber etwas unpraktischen Wesens dürfen wir es nehmen, wenn er am Schlusse seiner Aufstellung sich noch einmal erbietet, daß er seinerseits „alle Unkosten und Schaden" zu ersetzen bereit sei, die der Gegenpartei erwachsen sind, wenn diese jetzt noch zurücktreten wollte. Er wird seine 24 Taler wohl erhalten haben. Wir wissen aber, daß Tönnies Henrich später doch noch geheiratet und in guten Verhältnissen in Währentrup gelebt hat; in jenen sehr trüben Zeiten war er sogar in der Lage, Geld auszuleihen, und in den spärlichen Akten finden sich doch vier Verhandlungen, in denen er Forderungen gerichtlich geltend machte. Aus einem dieser Prozesse — gegen Jürgen Niemann in Währentrup — der länger als 15 Jahre sich hinschleppte, mag eine Sache von allgemeinerem Interesse hervorgehoben werden. Die Beklagten legten nach dem im April 1729 erfolgten Tode des Tönnies Henrich Upmeier zwei Quittungen von dessen Hand über Abschlagszahlungen vor; indessen erkannten Witwe und Sohn die Echtheit der Unterschrift nicht an; war es doch allzu auffällig, daß die Gegenpartei nach jahre-

langem Prozessieren gerade jetzt mit den Quittungen hervortrat. Zum Beweise ihrer ablehnenden Haltung überreichten sie die Hausbibel des Verstorbenen, in der Notizen von seiner Hand sich befanden, wenn sie auch den vorliegenden Prozeß nicht berührten. Das Gericht veranlaßte Schriftvergleichung, entschied dann aber doch zugunsten der Beklagten, nachdem diese die Echtheit der Quittungen mit einem Eide erhärtet hatten.

Mit seinem Bruder Henrich Hermann lebte Tönnies in brüderlicher Eintracht und Freundschaft; oft sehen wir sie beieinander, der eine vertritt den andern im Gerichte, beide gehen zusammen auf die Reise nach Herford, und hier kauft Hermann (1710) für Tönnies Kleiderstoffe, 5 Ellen und noch einmal $4\frac{1}{4}$ Ellen „grau Wandt" beim Kaufmann Heinrich Hoffmeister: freilich war der Posten auf des Upmeiers Konto noch nach zehn Jahren nicht bezahlt und wurde dann eingeklagt. Im 70. Jahre ist Tönnies 1729 gestorben und hinterließ neben seiner Witwe einen Sohn, der damals schon verheiratet war, freilich nicht in glänzenden Verhältnissen, denn die Witwe klagt, daß sie nicht einmal die Begräbniskosten für ihren Mann habe aufbringen können, sondern sie habe leihen müssen.

Zehn Jahre vor ihm war schon der Kolonatsbesitzer Henrich Hermann gestorben, nach einem Leben voller Arbeit und Sorgen. Als er 1692 den Hof noch bei Lebzeiten des Vaters antrat, war er 34 Jahre alt; ein Mann von rüstiger Tatkraft und bestem Willen, hoffte er die drückenden Verhältnisse bald zu überwinden. Seinen Unternehmungsgeist beweist wohl nichts besser, als daß er über den Kreis des altgewohnten Landbaues die Anlage einer großen Bleiche plante und ausführte, deren Betrieb ihm gewiß nutzbringend erschien; der industrielle Charakter des Unternehmens gab sofort dem preußischen Steuerfiskus Veranlassung, gemäß des „Commercianten-Edictes" vom Uphofe außer der Grundsteuer noch eine besondere Abgabe zu erheben; und auch die lippische Regierung forderte neben dem alten Schutzgelde jährlich eine außerordentliche Leistung von einem Goldgulden. Lebhaft wurde natürlich diese Forderung bestritten, und auch die Unterstützung der preußischen Räte zu Bielefeld stand dem Upmeier zur Seite, so daß es bei dem alten Herkommen sein Bewenden hatte. In welchem Maße diese neue

Anlage den Erwartungen entsprach, wissen wir nicht; es ist später von ihr nicht mehr die Rede. Jedenfalls hat sie es nicht verhindern können, daß die Verhältnisse auf dem Uphofe immer schwieriger wurden. Freilich fehlt uns eine Schilderung der Lage im einzelnen, aber eine beredte Sprache spricht die Tatsache, daß immer neue Schulden zu den alten gefügt wurden. Allerdings hat der Upmeier auch Gläubiger befriedigt, aber nie ohne hartes Drängen, nie ohne die Drohungen der Exekution! und was half es, daß diese Zahlungen immer aus neuen Anleihen geleistet wurden! Doch einen guten und wesentlichen Zug Henrich Hermanns haben uns die Akten dieser Prozesse überliefert: er war ein sorgfältiger Mann, der die ihm erteilten Quittungen wohl aufhob und zuverlässiger seine Verpflichtungen kannte, als oft die Gläubiger selbst. Dabei handelte es sich eigentlich nie um große Summen, um 30, 40, 50, 75, 90 Taler, nur einmal um mehr als 100 Taler; und manche dieser Summen diente wieder zur Auslösung alter Schulden, so z. B. des an den Landvogt Bracht in Örlinghausen 1670 verpfändeten Landes. Bedenklicher konnte es erscheinen, daß Upmeier neue Gläubiger selten im Lippischen, in der Umgebung des Hofes suchte; vielmehr regelmäßig in Bielefeld, wo er bei verschiedenen Gliedern der Familie Consbruch, dem Stifts-Kellner (cellarius), dem sparenbergischen Amtsschreiber, dem Justizrat, wie auch bei den Kapitularen zu St. Marien und bei den Vikarien Kredit fand. Und doch reichten die Summen kaum aus, die Lasten des Hofes zu tragen und der Ungunst der Zeiten zu trotzen; besonders dem Grundherrn ist Henrich Hermann oft genug die Leistung der Gefälle schuldig geblieben. Dabei gebrauchten gerade die Schwarz zum Braunenbruch in diesen Jahren dringend ihr Geld. Die Herren hatten vielfach auswärtige Stellungen bekleidet; seit 1655, also mehr als 50 Jahren, hatte kein Erbherr das Gut Braunenbruch selbst bewirtschaftet. Als nun im Anfange des 18. Jahrhunderts der Rittmeister Adolf Victor von Schwarz es vorzog, die Bewirtschaftung seiner Güter selbst zu übernehmen, suchte er alle nutzbaren Rechte aus langer Vergessenheit hervor und forderte auch von dem Upmeier 1708 die Leistung wöchentlicher Spanndienste. Henrich Hermann widerstritt dieser Forderung, die noch niemals, jedenfalls nicht in den letzten hundert Jahren

erhoben war, auf das lebhafteste; noch nie hatte er oder seiner Väter einer nach dem Gute Braunenbruch „gedient"; und im Bewußtsein seines Rechtes verwies er auf das Dienstgeld, das seit 1619 mit jährlich 13 Tlrn. gezahlt und angenommen war, früher aber weit weniger betragen hatte. Indessen gab das Gericht dem Grundherrn das Recht, diesen Dienst in natura zu fordern auf Grund der lippischen Dienstordnung, und wies am 18. Juni den Upmeier zu dessen Leistung an. Der wandte sich nun sofort an die Hofräte in Bielefeld mit der Bitte, ihn als preußischen Untertan zu schützen, wandte sich außerdem an den Advokaten Clausing in Uffeln und setzte alles in Bewegung, von dieser neuen, durch die Weite des Weges schier unerträglichen Leistung, deren Berechtigung er aus bester Überzeugung bestritt, frei zu bleiben. Doch alles half nichts. Durch Verfügung der Kanzlei wurde vom 1. Juli ab ein Soldat auf den Uphof gelegt, der gewiß in seinen Ansprüchen nicht bescheiden war und es auch nicht sein sollte. Eine Beschwerde Henrich Hermanns an den Grafen zur Lippe hatte wenigstens den Erfolg, daß die Exekution vorläufig aufgehoben und ein Tag zu mündlicher Verhandlung angesetzt wurde. Schon vorher hatte das „Königlich Preußische Haupt- und Gogericht zu Bielefeld" sich am 7. Juli mit der Sache befaßt und nach langen Rechtsuntersuchungen den Anspruch des Grundherrn infolge Verjährung zurückgewiesen; doch das hatte auf das lippische Verfahren natürlich keinen Einfluß. Zunächst mußte der Upmeier dem nach 25 Tagen abziehenden Exekutionssoldaten 8 Taler 12 Groschen zahlen. Wesentlich war es, daß in dem Kaufbriefe von 1584 ein wöchentlicher Spanndienst aufgeführt war; andererseits wurde dem Herrn von Schwarz der Beweis zugeschoben, daß die Leistung auch wirklich in natura in Anspruch genommen sei. Adolf Victor war „sehr verdrießlich, daß sein leibeigener Bauer allen Respekt hintansetzte," und hoffte, daß „sich die stolzen Zeiten noch einmal ändern" würden. Nur zögernd und unwillig verstand er sich dazu, den Kaufbrief und die Register seiner Einkünfte dem Gerichte einzuliefern und der Gegenpartei Abschrift zu gestatten. Sofort wurde ihm aber die Benennung des Upmeiers als eines leibeigenen Bauern als „handgreifliche Illegalität und grobe Ungebührlichkeit" vorgehalten, vielmehr behauptet, daß „seit unvordenklichen Zeiten

das Erbrecht an diesem censitischen Hofe und Gütern hergebracht," die Familie „in unstreitiger Possession begriffen" und der Weinkauf nur zur Rekognition gegeben sei. Am 6. Febr. 1710 leistete der Upmeier den Eid, daß er nie einen Meierbrief erhalten oder bei seinen Vorfahren von einem solchen gehört habe; aber ein Jahr war seit Beginn des Prozesses verstrichen, ehe vom Braunenbruch Register ausgeliefert wurden, und dabei fehlten unter 125 Jahrgängen 94 und gerade die wichtigsten; später fanden sich noch einige, so daß fast die Hälfte an Gerichtsstätte lag. Und wenn auch in keinem der Register die Leistung des Spanndienstes verzeichnet war, brach doch die lippische Kanzlei am 18. Dezember 1710 die Verhandlung ab mit der Begründung, daß in dieser Frage nur die Dienstordnung Platz greife, gegen welche es nach dem Landtagsabschiede von 1688 keinen Prozeß gäbe. Demnach wurde Upmeier angewiesen, den Dienst zu leisten.

Doch schon am 12. November 1710 hatte dieser, wie die Gegenpartei vermutete, durch seinen in Berlin als Gardereiter stehenden Bruder, ein Reskript des Königs von Preußen erwirkt, das den Grafen zur Lippe um nachdrücklichen Schutz seines Untertanen anging; und ebenso hatte er bei dem Herrn von Holdinghausen auf Bruchmühlen, dem Rechtsnachfolger der Ledeburs, erreicht, daß die dortigen Register nach den Leistungen des Uphofes durchsucht wurden; und am 17. Oktober 1709 waren alte Aufzeichnungen mindestens von 1532 an, nach anderen Angaben gar aus dem 14. Jahrhundert gefunden, in denen diese Leistungen verzeichnet waren. Doch von einem Spanndienste war auch hier nichts bekannt. Nun nahm der Prozeß seinen Fortgang, allerdings recht schleppend. Ein Sühnetermin verlief ohne Erfolg. Noch einmal wies ein königliches Reskript die Räte zum Sparenberge zu nachdrücklicher Unterstützung des Upmeiers an, und endlich einigten sich die Parteien, den Streit durch eine auswärtige Juristenfakultät entscheiden zu lassen. Ende März 1713 gingen die Akten an die Juristenfakultät zu Cöln a. Rh., deren Spruch am 7. September verkündet wurde: der Kläger müsse die Leibeigenschaft des Beklagten besser, als geschehen, beweisen; erst dann könne ein Urteil erfolgen. Und trotz dieser halben Entscheidung waren

„die Gelehrten wider Vermuten überaus teuer" gewesen. Selbstverständlich protestierte Herr von Schwarz, wenn auch der Upmeier das Urteil „dieses splendiden Collegii so vieler verständiger und weltberühmter Jurisconsultorum" gern annahm; er rügte, daß die Fakultät die Streitfrage verschoben und weder Kaufbrief noch Landesordnung beachtet habe. Im Oktober 1715 war die Sache soweit gediehen, daß unter Einfügung neuer Akten, besonders jener Verhandlungen mit Konrad Plette von 1692, nochmals eine Verschickung der Akten, diesmal nach Jena, vorgenommen wurde. Das Urteil wurde am 19. März 1716 verkündet und forderte binnen Monatsfrist den Beweis, „daß Beklagter zu Spanndienst verpflichtet oder seine Vorfahren solchen geleistet haben." Wiederum sah Herr von Schwarz sein Beweismaterial nicht genügend gewürdigt und beantragte Kassation des Urteils; der Upmeier dagegen entnahm ihm das Recht, in der Ernte des Jahres 1716 nun auch das sonst ohne Widerspruch gestellte Erntepferd zu weigern. Adolf Victor von Schwarz fand auch hier die Unterstützung der Kanzlei, die sofort mit Exekution drohte; doch Upmeier verflocht die Angelegenheit mit in den Prozeß und verwickelte diesen noch mehr. Da starb im Dezember 1716 Herr von Schwarz, und sein Tod verzögerte natürlich den Fortgang der Sache; indessen seinem Anwalt Krüger gelang es, am 7. Dezember 1717 noch einmal die Verschickung der Akten und zwar nach Wittenberg durchzusetzen. Doch das neue, am 12. Mai 1718 verkündete Urteil schloß sich ganz dem von Jena an, gab aber dem Upmeier bezüglich des Erntepferdes Unrecht. So waren beide Parteien nicht zufrieden und drängten noch einmal zu einem Gutachten auswärtiger Gelehrter, das dieses Mal am 3. Juni 1720 von der Universität Rinteln erbeten wurde. Fast ein Jahr blieben die Akten aus, am 29. Mai 1721 erfolgte die Urteilsverkündigung: Upmeier wurde von dem Spanndienste befreit, mußte aber das Dienstgeld wie bisher zahlen und sollte auch das Erntepferd zu stellen verpflichtet sein.

Diesen Ausgang hatte auch Henrich Hermann nicht mehr erlebt; er ist wahrscheinlich 1719 gestorben und, wie es scheint, längere Zeit vorher leidend gewesen. Dieser Prozeß erfüllte sein ganzes Sinnen und Denken während mehr als 10 Jahre,

und mit Recht, denn auf dessen Ausgang stand die Zukunft des Uphofes; sehnlich wünschte er im Schreiben vom 20. April 1719, daß noch bei seinen Lebzeiten ein endgültiges Urteil gesprochen werden möchte und „ich dergestalt bei meinem herannahenden Alter zur Ruhe gebracht würde." Mühe und Arbeit, Sorge und Unruhe waren das Los dieses Mannes gewesen, der sich tapfer gegen die Ungunst der Zeiten gewehrt und sein gutes Recht nach bestem Wissen vertreten hat. Und wenn in dem Prozesse oft auch Dinge verfolgt waren, die mit historischer Entwicklung und Wahrheit nicht stimmten, wenn besonders die Leibeigenschaft geleugnet wurde, so müssen wir darin mehr des Advokaten Eifer, als den bösen Willen Henrich Hermanns erkennen.

Nun stand die Witwe allein, der Anerbe Otto Henrich war noch ein Knabe von etwa 12 Jahren; keiner von ihnen war den Schwierigkeiten gewachsen, die sich erheben konnten. Da entschloß sie sich zu einer zweiten Heirat; sie wartete allerdings kaum die übliche Trauerzeit ab und scheint sich mit ihren Schwägern, des Upmeiers Brüdern, deshalb auch überworfen zu haben, denn keiner von allen tritt mit Rat oder Tat ihr in den kommenden schweren Zeiten zur Seite. Wunderlich genug erschien auch ihre Wahl, denn sie reichte die Hand einem Manne, der reichlich 20 Jahre jünger war, als sie selbst, Berend Henrich Schelpmeier, und der mit kaum 30 Jahren seiner Aufgabe als Interimswirt schwerlich gewachsen war. Vor allem fehlte es ihm an wirklichem Interesse für den Hof. Das zeigt die Rücksichtslosigkeit, mit der er diesen jahraus jahrein jetzt belastete. Selbst in der Reihe der uns erhaltenen Akten fehlt seit 1722 kaum ein Jahr, in dem nicht eine neue Anleihe aufgenommen wird, und dabei handelt es sich meist um große Summen, bis zu 200 Talern. Trotzdem blieb der Uphof die Leistungen schuldig, wohin sie auch pflichtig waren. Von der Leichtfertigkeit der Handlungsweise zeugen beispielsweise die Worte in einer Schuldverschreibung von 1725: „alle die Kosten, die kommen auf mir und dem Uphof, und wenn ich nicht sollte zu der Bezahlung gelangen können, so sollen sie bei Macht sein den Unterpfand zu nehmen, zu verheuren und zu gebrauchen, wo sie wollen und können." Bei solcher Gesinnung konnte auch

die Bewirtschaftung des Hofes nicht gedeihen; Berend Henrich konnte später nicht einmal behaupten, daß er alles Geld wirklich zum Nutzen des Hofes verwandt habe, nur, daß er es nicht „in Bänken und Krügen verzehret"; er habe, so heißt es 1744, „eine solche Haushaltung auf den Gütern geführt, die dem jetzigen Meier schier den Bettelstab in die Hand reichet." Allerdings war während der zwölf Jahre, die Berend Henrich als Interimswirt schaltete, die Klage über schlechte Zeiten und besonders über Ungunst der Witterung, Mißwachs u. a. besonders häufig, und je mehr Äcker statt der Zinsen verpfändet wurden, desto schwerer wurde es, die jährlichen Leistungen an den Grundherrn mit 36 Scheffel Roggen, ebensoviel Gerste, 72 Scheffel Hafer und ein fettes Schwein regelmäßig zu liefern, dazu 13 Taler bares Geld zu zahlen. War erst ein Rückstand erwachsen, kam man nie mehr dazu, das Fällige zu rechter Zeit zu leisten. Dazu kamen seit etwa 1710 andere Schwierigkeiten. Die Gefälle am Uphofe waren von Adolf Victor von Schwarz an den Geheimrat von Meinders in Bielefeld gewiesen an Stelle der Zinsen für ein Kapital von 1500 Talern, das er empfangen, und Herr von Meinders war kein nachsichtiger Gläubiger. Ein erster Streit entstand über das Scheffelmaß, denn auf dem Uphofe wurde mit dem alten Bielefelder Maße gemessen, laut altem Herkommen, während Meinders beim Empfange den neuen preußischen Scheffel gebrauchte, der größer war, als jener. Infolge der unvermeidlichen Reibereien hatte sich schon Henrich Hermann 1715 geweigert, das Korn nach Bielefeld zu fahren, und er stützte sich dabei auf die Lippische Dienst-, Zehnt- und Pachtordnung von 1664, die Lieferung nur „binnen Landes" forderte. Seit 1725 muß Herr von Meinders besonders Ursache zur Klage gehabt haben, denn nun gehen durch Jahre unaufhörlich seine Gesuche an die Kanzlei um Exekution. Wieder war es das Scheffelmaß, das Anlaß zum Streit bot, doch der Gläubiger mußte sich mit einem geaichten Bielefelder Scheffel begnügen; wieder weigerte der Upmeier die Lieferung nach Bielefeld, besonders weil er mit seinen Knechten stets mit „leerem Pantzen," ohne die sonst übliche Beköstigung heimfahren müsse. Meinders hatte wenig Lust, dem Schuldner bei jeder kleinen Fuhre „aufzuschüsseln," erklärte sich aber zur Reichung

einer Mahlzeit bereit. Die lippische Kanzlei nahm den Upmeier so weit wie möglich in Schutz, so daß Meinders sich über „schlechte oberliche Amtshülfe" beklagen konnte; aber er gab durch ungenaue Aufstellung der Rechnungen und durch Berechnung zu hoher Kornpreise immer wieder Anlaß zu Einwendungen; die „hochpreisliche lippische Regierung sollte über seine unrichtige Abrechnung in pleno gelachet und sich verwundert" haben. Im September 1726 schickte er gar in seiner Eigenschaft als preußischer Beamter einen Musketier aus Bielefeld zur Exekution auf den Uphof, weil die Kontribution nicht pünktlich gezahlt war; drei Wochen lang forderte dieser „alle Morgen seinen Branntewein, drei Mahlzeiten Essen, zwei Kannen Bier und 9 mgr. Geld." Die lippische Regierung erklärte das für eine Verletzung ihrer Hoheitsrechte, der Soldat zog ab, doch schon wenige Wochen später drohte Meinders mit Wiederholung seiner Exekution. Im Februar 1728 erreichte er, daß der Amtmann zu Örlinghausen dem Upmeier Pferde pfändete, als dieser eben von einer preußischen Kriegerfuhre heimgekehrt war; und die Pfändung wurde aufrecht erhalten, obgleich die Saatzeit unmittelbar bevorstand. Das Recht der Selbsthülfe endlich, das Meinders oft angedroht hatte, gebrauchte er noch einmal am 6. Januar 1730 und spannte dem Upmeier, der sein Pachtkorn brachte, von seinem Viergespann die wertvollen Stangenpferde aus und verschloß den Stall, und als dann die Auslösung durch Zahlung erfolgte, verlangte er noch Futtergeld.

Gewiß hatte also auch Berend Henrich schwere Jahre auf dem Uphofe. Gedrängt von Forderungen, hatte er Schulden gemacht, er hatte nicht einmal die Zustimmung der Vormünder des Anerben, noch weniger die nach der Polizeiordnung erforderliche der lippischen Regierung nachgesucht, was in der Folge manchem Gläubiger verderblich wurde. Vorsichtige Leute forderten deshalb auch die Unterschrift des jungen Anerben unter dem Schulddokumente; und die schwierige Lage spricht gewiß aus einer Urkunde vom Jahre 1729, in der der Anerbe die Rückzahlung verspricht, „sobald er es bezahlen kann," ein Wort, das nicht nur eine Redewendung darstellte, sondern in späteren Verhandlungen eine Rolle spielte.

Eine Veränderung vollzog sich in der Rechtsstellung des Uphofes in dieser Zeit, die von größter Bedeutung für alle Zukunft wurde. Unter dem letzten Schwarz hatten sich die Schulden, mit denen sein Familienbesitz belastet war, in solcher Weise vermehrt, daß dieser Gutsherr, in dem Glauben, rettungslos verloren zu sein, sich erschoß. Sein Schwager, Herr von Scheele zu Scheelenburg, kaufte am 27. Juli 1723 im Konkurse das Gut Braunenbruch mit allem Zubehör, also auch den Uphof. Aus den ärgerlichen Streitigkeiten seines Rechtsvorgängers mit Henrich Hermann bezüglich der Spanndienste und der Leibeigenschaft zog Herr von Scheele die Folgerung, daß er am 1. April 1724 einen neuen, grundlegenden Vertrag mit Berend Henrich und dessen Ehefrau abschloß. Er entließ den Upmeier und die Seinen aus der Leibeigenschaft, aus der Verpflichtung des Weinkaufes, vom Sterbfall und allen Diensten in natura; ausdrücklich wurde auch die Aufhebung all jener kleinen Dienste und Pflichten einbegriffen: es brauchte der Meier keine Jagdhunde mehr aufzuziehen, kein Rind durch den Winter zu füttern: auch haben an den Tagen der Jagd die Jäger keinen Anspruch mehr, daß ihnen Essen und Trinken auf dem Uphofe gereicht werde; selbst auf die Stellung des Erntepferdes verzichtete Herr von Scheele. Dafür verstand sich der Upmeier neben den seit alters hergebrachten Leistungen zu einer geringen Erhöhung der jährlichen Geldabgabe, die nun statt 13 Taler 15 Taler, dazu für das Erntepferd 2 Taler 18 Mariengroschen betragen sollte. Außerdem wurde die baldige Erledigung der Forderungen an rückständigem Dienstgeld von 80 Talern zugesagt. Noch an Gerichtsstelle hatte die „Upmeiersche" geklagt, man werde die 80 Taler wohl nicht leicht aufbringen, aber ihre Bitte, die Summe auf 50 Taler zu ermäßigen, hatte kein Gehör gefunden.

Der erste, der also als freier Mann den Uphof antrat, war Otto Henrich, Henrich Hermanns Sohn, der etwa 1708 geboren war, seine Militärpflicht 1729 in Bielefeld erfüllt hatte und um 1732 das Kolonat übernahm. Zwei Schwestern waren mit ihm herangewachsen, von denen die eine schon seit 12 die jüngere seit 3 Jahren verheiratet war; außerdem hatte er einen Stiefbruder, nach dem Vater Berend Henrich genannt. Otto

Henrich hat etwas länger als 20 Jahre den Uphof besessen, aber er konnte des Besitzes nicht froh werden; die Summe der von seinem Stiefvater gemachten Schulden betrug nach einem Verzeichnisse, das er dem Gerichte einlieferte, 2348 Taler. Wollte er neben den unerläßlichen Leistungen an Grundherrn und Regierung auch nur die Zinsen dieser Schuld aufbringen, so blieb ihm selbst nichts; recht glaubhaft klingt seine Klage von 1744, daß er „seine Güter dergestalt angetreten habe, daß er kaum das liebe Brot darauf haben" könne. Er ließ es sich sauer werden, um einen Teil der Zinsen durch eigene Arbeit abzuverdienen; neben der Pacht von 1½ Talern für eine Scheffelsaat Brachland wurde ihm für Ackerlohn 1 Taler 3 Groschen gut gerechnet. Aber Freude machte solche Arbeit nicht. Dazu kam, daß Anfang der dreißiger Jahre oft nach einander das Korn, besonders die Gerste, nicht geriet. Trotzdem hatte Otto Henrich den guten Willen, zu zahlen, bat nur, die Gläubiger möchten ihn „nicht auf einmal überfallen," sondern sich geduldigen, mit Abschlagszahlung sich begnügen. Aber die wenigsten ließen ihm Zeit; eine Kuh, auch der Braukessel wurde gepfändet, und jedesmal machte die Wiedererlangung neue Wege, neue Sorgen. Wenig Einsicht in die Lage der Zeit verriet es, wenn ein Gläubiger verlangte, der Upmeier „müsse zahlen, so lange er noch einen Rock auf dem Leibe hat." Zuletzt wurde auch Otto Henrich der Sache überdrüssig, denn „es verging fast kein Tag, an dem er nicht von neuem attaquiret" wurde. Er nahm einen ganz andern Standpunkt ein und weigerte schlechthin die Zahlung der Schulden, die der Stiefvater gemacht hatte; er bedauerte, daß er so lange „ein einfältiger Bauerkerl gewesen, der alles, was ihm vorgeschwätzet, pro evangelius gehalten." Er ließ sich verklagen und forderte den Beweis, daß die Summen wirklich zum Besten des Hofes verwandt seien; daß die Absicht dieser Verwendung in der Schuldurkunde stand, genügte nicht. Darin stand ihm die lippische Polizeiordnung zur Seite, die einem Interimswirte allerdings leichtfertiges Schuldenmachen unmöglich machen wollte, dadurch, daß sie die obrigkeitliche Genehmigung auf der Obligation verlangte. In einem Prozesse mit den Vikarien zu St. Marien und St. Erasmus zu Bielefeld kam es in dieser Frage zu interessanten Erörterungen, die

durch die eigentümliche Lage des Uphofes bedingt waren, der zwar nach der Grafschaft Ravensberg, also nach Preußen, Grundsteuern und persönliche Abgaben, Kriegsfuhren und Militärdienst leistete, dessen sämtliche Äcker aber im Saalbuche zu Örlinghausen eingetragen waren und der den Grafen zur Lippe als seinen Schutz- und Landesherrn anerkannte. Sollten die Schuldverhältnisse nun nach lippischem oder nach Bielefelder Rechte beurteilt werden? Es schien, als sollte über die politisch-rechtliche Stellung des Uphofes entschieden werden. Otto Henrich trieb die Sache bis zur Verschickung der Akten an eine Universität und hatte die Genugtuung, daß die Juristenfakultät von Gießen die Geltung der lippischen Ordnung anerkannte und den Gläubigern den Beweis zuschob, daß das Geld auch wirklich zum Nutzen des Hofes verwandt sei. Weil diese den Beweis nicht führen konnten, wurde der Uphof von dieser Verpflichtung losgesprochen. Andere Gläubiger forderten den Eid des noch lebenden Berend Henrich, und als dieser schwur, er habe die Summe im Interesse des Hofes aufgenommen, mußte Otto Henrich freilich zahlen. Harte Worte und bittere Vorwürfe hatte er außerdem oft genug zu hören bekommen, (einen „offenbaren Betrüger" hatte er sich nennen lassen müssen), ja, man schrieb den Verfall des Hofes ebensosehr seinem unaufhörlichen Prozessieren zu, als der Mißwirtschaft seines Vorgängers.

Was aber das Schlimmste war, Otto Henrich starb im besten Mannesalter um 1755, etwa 47 Jahre alt, und hinterließ außer den noch immer verwirrten Verhältnissen seines Hofes eine zahlreiche, unversorgte Familie. Der älteste Sohn Henrich Hermann, wenig mehr als 20 Jahre alt, nahm die schwere Last auf sich. Seine Jugend läßt es erklärlich erscheinen, daß wieder neue Schulden gemacht werden mußten. Aber ein gutes Zeichen schien es, daß er Leute aus der Nachbarschaft des Hofes willig fand, ihm zu leihen. Und wie schwer war doch die Zeit seiner Wirtschaftsführung, als bald nach deren Beginn der siebenjährige Krieg ausbrach.

Lippe und besonders der Westen und Süden der Grafschaft wurde in den Jahren 1757—1759 durch die Franzosen schwer heimgesucht, doch auch die Verbündeten gingen später rücksichtslos vor. Von allen Ämtern hatte in jenen ersten Jahren das

Amt Örlinghausen bei weitem den größten Schaden erlitten, und es bedarf keines besonderen Zeugnisses, daß mit dem Dorfe Währentrup auch der Uphof unter den mancherlei Drangsalen des Krieges schwer zu leiden hatte; die endlosen Fuhren, die Freund und Feind immer wieder forderten, haben auch seine Gespanne in Anspruch genommen, die Schanzarbeiten in Lippstadt, Hameln und Rinteln ihm die Arbeitskräfte entzogen. Die brutale Roheit, die so oft bezeugt ist, ist auch in diesem Teile des Landes an den wehrlosen Einwohnern geübt; die Lieferung von Korn und Fourage hat auch hier die Vorräte erschöpft. Wie furchtbar gerade in den Dörfern des Amtes Örlinghausen gehaust ist, beweist der Umstand, daß der größte Schaden nicht durch die unabwendbaren Begleiter jedes Krieges, durch Fuhren und Lieferungen erwuchs, sondern dadurch, daß die Felder und Gärten der Dörfer und Höfe zertreten, verwüstet, das Korn vor der Reife abgemäht wurde, und daß mit Gewalt weggenommen wurde, was einer streifenden Schar gefiel. Dabei hatte Währentrup eine doppelt schlimme Lage, weil es nicht nur an der Landstraße von Bielefeld nach Hameln lag, sondern weil es durch die Wistinghäuser Schlucht auch von der Senne aus wiederholt heimgesucht wurde.

Was sollte bei dieser Entwicklung der Dinge aus dem Upmeier werden, der schon vorher vor Sorgen kaum ein noch aus gewußt hatte! Wir erfahren es nicht. Mit dem Jahre 1763 endigen die Nachrichten über den jugendlichen Kolonatsbesitzer Heinrich Hermann, der also mit etwa 30 Jahren, anscheinend ohne Nachkommen, gestorben ist. Noch waren zwei Söhne Otto Henrichs vorhanden, Töns Christoph und Johann Hermann, doch beide so unmündigen Alters, daß an eine Übernahme des Hofes nicht gedacht werden konnte. Es war vielleicht der schwerste Augenblick in der Geschichte des Uphofes seit jenem Entschlusse Hermann Dahlhausens von 1619. Aber auch jetzt fand sich der rechte Mann in Johann Henrich, der — wie aus mehrfachen Gründen mit Sicherheit geschlossen werden kann — durch Heirat auf den Hof kam, und zwar durch Heirat mit der ältesten Tochter Otto Henrichs, Anna Maria Elisabeth, der Schwester des letzten Kolonus. Den Erstgeborenen nannten sie nach diesem Heinrich Hermann. Leider ließ sich über die

Herkunft dieses Mannes Bestimmtes nicht feststellen. Aber er verzweifelte nicht. Wie schlimm es stand, zeigt, daß er der erste war, der bei dem Schutzjuden Salomon Moses in Lage eine Anleihe aufnahm; er hätte freilich verzagen sollen, wenn die ersten Forderungen gleich 689 und 400 Taler betrafen. Doch durch ruhige Verhandlungen wußte er die Gläubiger zur Geduld, zum Teil sogar zum Nachlaß an der Schuldsumme zu bewegen „in Betracht seiner bekannten schlechten Umstände." Aber immer neue Forderungen tauchten auf, 1765 vereinigten sich acht Gläubiger, Ostmann und Genossen, zu gemeinsamem Vorgehen. Ein Jahr noch trug es Johann Henrich; er griff zum äußersten Mittel und verkaufte 22 Scheffelsaat Landes auf der „Kaltenbreede" dem Leutnant Greve aus Lemgo, dem Besitzer des Brachtschen Mühlenhofes zu Kachtenhausen, für tausend zweihundert Taler. Als auch das nicht half, entschloß er sich und nahm die vermittelnde Hülfe des Gerichts in Anspruch. Am 25. Januar 1767 wiederholte sich die Szene vom 15. April 1619 auf dem Uphofe. Der Amtmann von Örlinghausen stellte ein Verzeichnis der Gläubiger auf, das 54 Namen aufwies und die Summe aller Schulden auf 3516 Taler angab. Da war allerdings die Arbeit auch des Tapfersten umsonst. Mit Zustimmung der Gläubiger wurde auf Antrag Johann Henrichs die Einzelverpachtung der Ländereien beschlossen und ins Werk gesetzt; in 28 Losen wurden die Äcker und Wiesen ausgeboten und fanden in den Nachbarn und Dorfgenossen willige Pächter. Die Gesamtsumme des Erlöses betrug 298 Taler 4 Groschen 2½ Pf. Johann Henrich selbst behielt den Hof und pachtete für 56 Taler 26 Gr. 4 Pf. seines eigenen Landes. Auch das Inventar des Uphofes wurde verkauft. So schien es möglich, jährlich etwa 100 Taler von den Schulden abzutragen. Nun hatte er weder mit drängenden Gläubigern wegen Kapital und rückständiger Zinsen, noch mit den Abgaben an Grundherrn und Regierung zu tun, alles übernahm der Amtmann aus dem Erlöse der Pacht, wobei an die Stelle der Naturalien an das Kapitel in Bielefeld wie nach Braunenbruch natürlich Geld trat; aus dem Überschuß sollten die Gläubiger der Reihe nach bezahlt werden, und diese Reihenfolge war sorgfältig geordnet; voran standen die rückständigen Löhne der Knechte und Mägde.

Jährlich erstattete der Amtmann Bericht über den Fortgang der Tilgung.

Endlich also war Ruhe eingetreten, sorgenlose Ruhe, und um so eifriger und besser gedieh die Arbeit. Johann Henrich hatte nur das eine zu beachten, daß er wie die andern Pächter pünktlich seine Pacht zahlte, und daran scheint es nie gefehlt zu haben. Selbst die Besserungen an den Gebäuden des Hofes leistete in dieser Zeit die gemeinsame Verwaltung. Nur eine kleine Störung kam in diese Ruhe, als im August 1772 der Amtmann Meyer zu Örlinghausen die Scheune des Uphofes in Anspruch nahm, um den Währentruper Zehnten des Kapitels zu St. Marien in Bielefeld dort unterzubringen. Johann Henrich bestritt das Recht und fand auch in Detmold Schutz gegen die Zumutungen des Amtmannes.

Zwölf Jahre dauerte diese „Elokation"; da fand sie durch einen Vertrauensakt der Gläubiger, der dem Wesen und der Arbeit Johann Henrichs ein glänzendes Zeugnis ausstellte, ihr Ende. Die Schuldentilgung ging doch zu langsam vorwärts, man mochte von der einheitlichen Verwaltung unter solch tatkräftiger Leitung bessere Erträge hoffen. Deshalb vereinigten sie sich am 15. April 1778 zu dem Vorschlage, dem Upmeier die Bewirtschaftung des ganzen Hofes wieder zu übertragen, wenn er neben den herrschaftlichen Lasten jährlich 50 Taler zur Tilgung der Schulden zahle. An 25. Mai nahm Henrich das Erbieten an, mußte sich aber am 4. Juni zur jährlichen Abtragung von 80 Talern verstehen, wie es die Regierung wollte. Selbstverständlich blieb auch ferner die Vermittlung des Amtes Örlinghausen zwischen dem Hofe und den Gläubigern in Kraft; dem Amtmann zahlte Johann Henrich die Summe, und dieser legte jährlich Rechnung ab. Bei ungewöhnlichen Verhältnissen, Mißernte, starkem Viehverlust hatten die Gläubiger auch Nachsicht und waren einverstanden, daß für 1783 und 1784 jene 80 Taler nicht gezahlt wurden. Seit etwa Mitte der achtziger Jahre scheint aber Johann Henrich wieder direkt mit seinen Gläubigern in Beziehung getreten zu sein, doch nur in angenehmster Weise. Es ist sichtlich, wie seine eifrige Arbeit und Sorgfalt belohnt wurde, denn immer neue Quittungen zeugten vom glücklichen Fortgange der Tilgung; auch größere Summen

wurden bald abgetragen. Endlich konnte 1780 Johann Henrich daran gehen, den Verlust von 1766 wieder gut zu machen: er kaufte am 16. Oktober 1780 jenen großen Acker vom Leutnant Greve für 1100 Taler zurück und zahlte sofort 100 Taler an, und am 10. November 1788 waren schon 1000 Taler getilgt. Das Jahr 1787 brachte noch eine Veränderung mit sich, die zur Vereinfachung der Verhältnisse auch viel beitrug: der Uphof wurde durch einen Staatsvertrag zwischen Preußen und Lippe, wie schon anfangs erwähnt, aus der Zugehörigkeit zur Grafschaft Ravensberg entlassen und gehörte nun erst in jeder Beziehung zu Lippe; dafür hatte dieses auf Hoheitsrechte an einigen Höfen verzichtet, die näher nach Bielefeld mitten im preußischen Gebiete lagen. Es mag am Platze sein, noch einmal den Besitzstand zu dieser Zeit aufzuzählen: außer dem Hofraume mit Wohnhaus, Leibzucht, Schaf- und Schweinestall gehörten zum Uphofe 5 Scheffelsaat Gärten, 284 Schff. 7^3_4 Metzen Länderei, 74 Schff. Waldung, 45 Schff. Hude, 4 Teiche, 3 Kotten mit 4 Gärten und eine Gemeinheits-Nutzung für 6 Kühe, 8 Rinder und 12 Schweine; ja, er genoß Herrenrechte, denn nach dem Saalbuche mußte Kolon Sieveke Nr. 11 an den Uphof jährlich 8 Hühner liefern.

Nach den Ereignissen, die das 18. Jahrhundert über den Uphof heraufgeführt hatte, ist leicht zu verstehen, daß die Baulichkeiten auf dem Hofe nicht in gutem Stande waren. Die Elokationskasse hatte 1777 gewiß nur das Notwendigste am Wohnhause und an der Leibzucht machen lassen. So gefestigt die inneren Verhältnisse 1790 also auch waren, das äußere Aussehen des Hofes lockte nicht sehr. So verstehen wir es, daß der Vollmeier Brink zu Hörste auf gründliche Erneuerungsarbeiten besonders am und im Wohnhause drang, als er seine Tochter Anna Maria Elisabeth am 9. Oktober 1790 dem Anerben vom Uphofe, Henrich Hermann, verlobte; er selbst wollte Balkenholz, Dielen, Latten und Giebelbretter liefern, nur sollte der Upmeier die Fuhren leisten. Dazu versprach er als Brautschatz fünfhundert Taler, einen gut gerüsteten Brautwagen auf neuem, beschmücktem Wagen, 2 Pferde, 6 Kühe, 6 Rinder, 12 Schweine. Am 30. Juli 1791 versprach Johann Henrich dem Sohne zwei Jahre nach der Heirat den Hof zu übertragen.

So konnte am 3. September 1791 eine fröhliche Hochzeit gefeiert werden, nachdem für die Braut ein Freilassungsbrief vom Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold erwirkt war; erhalten ist uns noch das „Verzeichnis der Gaben, die Henrich Upmeier und seiner Eheliebsten an ihrem Ehrentage von seinen geladenen Gästen verehrt sind"; es weist 92 Gäste auf, die zum Besten des jungen Paares 112 Taler 23 Groschen zusammen legten.

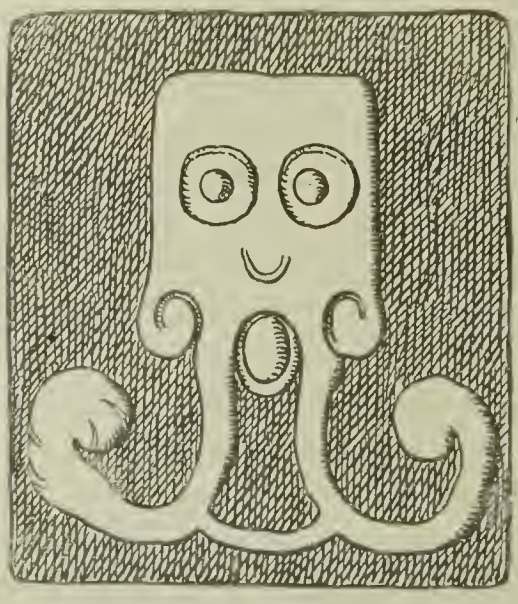
Dreißig Jahre hat also Johann Henrich dem Uphofe vorgestanden, und was er geleistet, davon zeugt ein Vergleich der traurigen Zustände, unter denen er 1763 die Last auf sich nahm, mit denen bei dem Übergange des Kolonates auf den Sohn, Henrich Hermann. Rüstig arbeitete dieser, anfangs noch unter den Augen des Vaters, jedenfalls auch in dessen Sinne weiter. Klug nutzte er die Neuerungen der Zeit und entnahm 1795 der Fürstlichen Leihkasse 100 Taler, die er mit 5% amortisierte; denn gewiß blieben auch ihm schwere Jahre nicht erspart. Schon wieder 1796 bezeugt ihm das Amt Örlinghausen, daß kurz vor der Ernte beträchtlicher Hagelschaden an Roggen und Hafer den Uphof betroffen hat, und es befürwortet „einigen Nachlaß an seinem Pachtkorn." Auch an Ärger fehlte es nicht; mit dem Kolon Niemann geriet er in Streit über die Grenze von Grundstücken, den 1800 das Amt entschied; und doch erlaubte sich Niemann wieder Übergriffe, so daß am 21. Juli 1806 neue Grenzsteine gesetzt werden mußten. Das Schlimmste aber, das mit weiten Gebieten Deutschlands den Uphof betraf, war die Franzosenzeit, die Herrschaft des Königreichs Westfalen. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; nur zwei Nachrichten mögen die Zustände kennzeichnen: Henrich Hermann konnte selbst Zinsen und Amortisation von jener kleinen Summe bei der Leihkasse von 1806 bis 1810 nicht zahlen; und nach mündlicher Überlieferung, die noch heute lebendig ist, war ihm nur ein Pferd geblieben, ebenso wie seinem Nachbar Helpup, und wenn einer von ihnen den Acker bestellen wollte, so spannten sie wechselseitig das andere Pferd mit an. Auch der wirtschaftliche Tiefstand Deutschlands nach 1815 wird am Uphofe nicht spurlos vorübergegangen sein. Da war es denn ein Trost, daß Henrich Hermanns starke Hand länger als 40 Jahre die Wirtschaft leiten konnte, und er hat selbst die Freude gehabt, sie

wieder besseren Zeiten entgegen zu führen. Sorgfalt herrschte überall: so verhinderte er es, daß die Erträge seiner Waldung im eigenen Gebrauche vergeudet wurden; im Februar 1831 konnte er aus einem Holzverkaufe mehr als 100 Taler einnehmen.

Drei Kinder wuchsen ihm heran; das älteste, ein Sohn Bernhard Heinrich, geboren 1797; sodann eine Tochter, die sich später mit Adolf Voß zu Greste verheiratete, und ein zweiter Sohn Friedrich Adolf, geboren 1806. Diese beiden Söhne heirateten zwei Schwestern aus Ehlenbruch, Bauerschaft Ohrsen, Amt Lage, der ältere Anna Marie Sophie Wöstenfeld; der jüngere deren Schwester Friederike Charlotte. Die Doppelhochzeit fand am 9. Juli 1833 statt. Friedrich Adolf übernahm das Wöstenfelder Kolonat, Bernhard den Uphof; doch erst einige Jahre nach der Verheiratung. Nicht unbeträchtlicher Landzuwachs ward ihm durch die Aufteilung der Osterheide 1835 zu teil. So waren die Verhältnisse durchaus erfreuliche am Lebensabende Henrich Hermanns, der 1840 gestorben ist. Er sah noch die Geburt von Enkelkindern, er erlebte noch den Übergang des Hofes in unbeschränktes, freies Eigentum: 1839 betrieb Bernhard die Beseitigung der Abgaben nach Braunenbruch und erlangte sie gegen Zahlung eines Kapitals. Zwar konnte er solch große Summe nicht aus eigenen Mitteln decken, sondern er lieh vom Kolon Ober zu Ötenhausen 1200 Taler. Doch von dem glücklichen Zustande der Zeiten und des Hofes zeugt es, daß diese Summe schon nach vier Jahren restlos getilgt war. Nun erinnerte nur noch die Zahlung von $17\frac{1}{2}$ Talern für Dienstgeld, Erntepferd und Opfergeld an die alte Abhängigkeit von Braunenbruch, wie sie im Rezeß von 1724 festgesetzt war. Auch diesen Rest aus alter Zeit, der uns für mehr als fünfhundert Jahre beglaubigt ist, tilgte Bernhard 1852 durch Ablösung. Nun war es Zeit, daran zu denken, auch dem Hofe ein ansehnliches Äußere wieder zu geben; auch jene Besserungen von 1790 konnten die Notwendigkeit eines Neubaues nicht länger aufhalten. Anfangs freilich scheint auch jetzt noch einmal eine gründliche Besserung genügt zu haben; der Balken eines Fensters am Wohnhause trägt die Bezeichnung: „Bernd Heinrich Upmeier und Anna Marie Wöstenfeld aus Ehlenbruch 1856." Notwendiger war der Neubau eines Wirtschaftsgebäudes, eines langen Dresch-

und Kornhauses, das am 2. August 1862 erbaut ist. Dann folgte im Juni 1874 der völlige Um- und Neubau des als Wohnung dienenden Teiles des Haupthauses. „Gottes Segen und Gnade möge dies Haus bewahren," wünscht der Spruch, der dieser Nachricht am Hause beigefügt ist. Endlich wurde 1881 auch der übrige Teil des Hauptbaues erneuert, und als Bauherrn nannte die Inschrift: Colona Upmeier geborene Wöstenfeld und ihren Sohn Bernhard.

Nach mehr als vierzigjähriger Herrschaft war also Berend Heinrich gestorben und hatte seinem ältesten Sohne Bernhard Heinrich, geboren 1836, den Hof hinterlassen; indessen obwohl dieser schon 45 Jahre zählte, stand der Mutter Name als Bauherrin dem des Sohnes voran, ein Zeichen, welch treffliche und umsichtige Frau sie gewesen ist. In diesen Neubau ist durch die Bemühungen des Superintendenten Weerth in Örlinghausen das anfangs erwähnte, sehr schöne Einfahrtstor des alten Baues von 1588 hinübergerettet und ziert jetzt den Eingang von der großen Diele zur Wohnung. Dieser Torbogen trägt an hervorragender Stelle zur Linken die lippische Rose, zur Rechten eine eigenartige Figur, die zweifellos als Hausmarke des Uphofes in Anspruch genommen werden muß; darunter die Kolonatsnummer 2.



Hausmarke von 1588.

In fast 120 Jahren hatte also der Uphof nur drei Herren gehabt, Männer von eiserner Arbeitskraft und Entschlossenheit, und ihrem Wirken dankt der Hof seine Blüte. Bernhard Heinrich, der nun die Wirtschaft führte, ist der letzte Upmeier auf dem Uphofe gewesen, ein Mann von knorriger, echt niederdeutscher Art, der ruhig überlegte, dann aber seinen Willen oder seine Meinung auch zum Ziele führte; er hat sich erst spät verheiratet, dann auch die Bewirtschaftung des Hofes verpachtet und sich ein Landhaus

erbaut nicht weit von der neuen Kirche der Nachbargemeinde Helpup, der er den Bauplatz für ihr Gotteshaus geschenkt hat. Am 23. Dezember 1903 ist er gestorben und hat nur eine Tochter hinterlassen.

Die Geschichte des Uphofes, die wir während mehr als 300 Jahre haben verfolgen können, ist gewiß ein Beweis für die Wahrheit der Inschrift, die, ein Wort Schillers entsprechend umdeutend, den Giebel des Haupthauses ziert:

Arbeit ist des Landmanns Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

Allen, welche mich bei meiner Arbeit mit Rat und Tat unterstützt haben, spreche ich an dieser Stelle meinen besten Dank aus. Insbesondere bin ich den Herren Geh. Archivrat Dr. Kiewning und Professor Dr. Weerth in Detmold, die mir bei Zusammenstellung und Benutzung der Akten stets das größte Entgegenkommen erwiesen haben, Herrn P. Tölle in Örlinghausen für mehrfache freundliche Nachforschungen in den Kirchenbüchern, sowie meinem lieben Kollegen, Herrn Professor Dr. Erdmann in Hannover, der mich bei der Verwertung des Materials und dessen Darstellung in liebenswürdigster Weise unterstützte, verpflichtet.

Die Koloni auf dem Uphofe.

1. Hermann 1418.
2. Adam 1583.
3. Stephan Niebur c. 1605 u. deſſen Schwager
4. Meier Jobſt c. 1608—1619.
5. Hermann Dahlhauſen 1619—1630.

6. Henrich Dahlhauſen. 1630—1635.
7. Gerdt Dahlhauſen-Upmeier. 1635—1626.
Hans Watermeier.

8. Hermann Upmeier. 1662—1692.

Cordt Otto.
9. Henrich Hermann. 1692—1719.
Tönnies.

10. Interimswirt: Berend Henrich Schelpmeier. 1720—1732.

11. Otto Henrich 1732—1755.

12. Henrich Hermann. 1755—1763.

Anna Marie Eliſabeth verheiratet mit:
13. Johann Henrich. 1763—1793.

14. Henrich Hermann. 1793—1836.

15. Berend Henrich. 1836—1876.

16. Bernhard (Heinrich). 1876—1903.

II.

Das Leben des Grafen Friedrich Adolph zur Lippe bis zu seiner Thronbesteigung. 1667–1697.

Von M. Meerth.

1. Kindheit. 1667–1682.

Einer der glanzvollsten Regenten der Grafschaft Lippe war Friedrich Adolph, welcher seinem Vater Simon Henrich 1697 in der Herrschaft folgte und bis 1718 regierte.

Friedrich Adolph wurde am 2. September 1667 auf dem Schlosse zu Detmold geboren, nachdem schon im April den Pastoren des Landes die kirchliche Fürbitte aufgetragen worden war und auch die Erbherren angegangen waren, in ihren Gebieten dahin bezüglichen Befehl zu geben.

Die Taufe fand am 17. September statt, und zu Gevattern wurden gebeten: die Frau Äbtissin zu Herford (Pfalzgräfin Elisabeth, die älteste Tochter des Winterkönigs), Graf Philipp zur Lippe-Alverdissen, Graf Kasimir zur Lippe-Brake, Graf Dohna, der Großvater des Täuflings, der Kurfürst von Brandenburg und die Prinzessin von Oranien. Der Kurfürst, dessen Einwilligung man sicher zu sein glaubte, wurde durch den Prinzen Moritz von Nassau vertreten. Erst nach vollzogener Taufe benachrichtigte ihn Graf Simon Henrich, daß der Knabe den Namen Friedrich Adolph erhalten hätte.

Die Erziehung des jungen Grafen, dem im Laufe der Jahre noch neun Brüder und sechs Schwestern folgten, wurde hauptsächlich von seiner Mutter, der Gräfin Amalie, geleitet. Sie war eine geborene Gräfin Dohna, eine hochgebildete, geistreiche Dame, prachtliebend, energisch, zielbewußt, ehrgeizig für sich und ihre Familie, streng reformiert. Ihr um vier Jahre jüngerer Gemahl war keine glänzende Erscheinung, um so mehr suchte sie ihren ältesten Sohn zu einem vollendeten Kavalier zu erziehen. Friedrich Adolph hatte viel von den Charaktereigen-

schaften der Mutter geerbt. Er war sehr begabt, zeigte aber schon früh, daß er sich seiner Stellung wohl bewußt war, und durch die Unterwürfigkeit, mit welcher seine Umgebung ihn als ihren zukünftigen Herrn behandelte, befestigte sich in ihm die Neigung zum Hochmut und ein gewisser Trotz gegen alle, die seine Wünsche durchkreuzten.

Die Knabenjahre verlebte Friedrich Adolph meist auf dem Schlosse zu Detmold. Er lernte schon als Kind reiten und fechten und wurde in den Elementarfächern und Wissenschaften, besonders in der Religion, von tüchtigen Lehrern unterrichtet, soweit es der Altersunterschied erlaubte, zusammen mit seinem um ein Jahr jüngeren Bruder, dem liebenswürdigen Grafen Ferdinand Christian. In dem Hessen Joh. Daniel Gerstein hatten die Eltern einen vorzüglichen Informator für den Sohn gefunden. Er begleitete auch den Grafen Friedrich Adolph, als er im Jahre 1680 zu seiner weiteren Ausbildung nach Leyden geschickt wurde, während Ferdinand Christian seiner Jugend wegen noch auf dem väterlichen Schlosse bleiben mußte und mit seinem Vetter Christian Ludwig von Solms zusammen erzogen wurde. Doch erhielt Friedrich Adolph von Gerstein nur seine wissenschaftliche Ausbildung, er mußte noch einen Hofmeister haben, welcher seinem Gefolge vorstand, die wirtschaftliche Einrichtung in der Fremde besorgte, die Repräsentation übernahm und für die weltmännische Ausbildung des jungen Grafen und künftigen Landesherrn sorgte. Das konnte nur ein adliger Herr sein, und der Kapitän Dietrich Ernst v. Donop aus Schötmar, dessen Bruder, der spätere Landdrost, den Grafen Simon Henrich auf seinen Reisen begleitet hatte, schien dafür die passende Persönlichkeit zu sein. Man glaubte annehmen zu können, daß er als geborener Lipper und weil er aus einer dem gräflichen Hause treu ergebenen Familie stammte, sein Amt mit ganz besonderer Treue und Hingebung versehen würde. Zurzeit stand v. Donop in Diensten der Generalstaaten, und es machte einige Mühe, ihm zur Übernahme dieses Amtes Urlaub auszuwirken. Aber durch Vermittlung des Feldmarschalls Grafen Waldeck, an welchen sich Graf Simon Henrich deshalb wandte, erhielt Donop im Sommer 1680 vom Prinzen von Oranien den gewünschten Urlaub, vorläufig auf sechs Monate.

Am 29. Juli 1680 wurden auf der Gräflichen Kanzlei im Beisein des Grafen, seines Sohnes und der ersten Beamten die Herren v. Donop als Hofmeister und Gerstein als Ephorus in Eid und Pflicht genommen. Darauf wandte sich der Kanzleidirektor an den jungen Grafen, um ihn zu allen Tugenden zu ermahnen und ihn aufzufordern, seinem Hofmeister und seinem Ephoren Folge zu leisten, was der junge Herr sodann seinem Vater gelobte.

Die Instruktion für den Hofmeister v. Donop hatte folgenden Inhalt:

1. Der junge Graf soll in der Furcht Gottes erzogen, im Heidelberger Katechismus fleißig unterrichtet werden, daß er tüchtig gemacht werde, als ein Glied der reinen, evangelisch-reformierten Religion aufgenommen zu werden. Deshalb soll er mit wohlbenannten Geistlichen Conversation haben. Die doctrina morum soll sich auf Gott gründen; der Gottesdienst soll fleißig besucht, daheim und auf Reisen das Gebet getrieben werden.

2. Weil Recht und Billigkeit die Richtschnur für den Wandel eines Regenten sein muß, so soll besonders bei dem studium historiarum darauf hingewirkt werden.

3. Wegen der nötigen cognitio rerum publicarum sollen ihm praecepta politica beigebracht werden, besonders die leges, pacta, consuetudines et jura patriae nicht zu verabsäumen. Soweit sie Lippe betreffen, können sie abschriftlich mitgeteilt werden.

4. Das studium linguarum ist zu betreiben. Soweit die andern Studien es erlauben, soll der junge Graf in die Mathematik eingeführt und ihm vorher die Arithmetik beigebracht werden. Dabei soll er erinnert werden, daß die Ausgaben mit den Einnahmen fleißig überlegt werden müssen.

5. Zu qualification des jungen Herrn ist Verkehr mit vornehmen Herren, die Regiments- und Polizeisachen ausüben, zu suchen, aber zu verhüten, daß die Jugend durch Reden und Worte geärgert und dero guten Sitten korrumpiert werden.

6. Die Reise ins Ausland geschieht, um fremde Nationen, Sitten, Gebräuche, Sprachen, Natur kennen zu lernen und davon

zu behalten, was für zu Haus nützen kann. Der Hofmeister soll darauf sehen, daß dieser Zweck erfüllt wird.

7. Die Einzelheiten der Reise werden dem Hofmeister überlassen, aber bestimmt, daß für den Winter in den Vereinigten Niederlanden Aufenthalt genommen werden soll, besonders in Leyden. Graf Friedrich Adolf soll dort zu künftiger Konversation in Frankreich präpariert und mit dem Prinzen von Oranien und andern Leuten von Kondition bekannt gemacht werden. Im Frühling soll die Reise weiter gehen nach Frankreich.

8. Wenigstens alle vierzehn Tage soll umständlich berichtet werden. Bei jeder Veränderung des Orts soll des Grafen Simon Henrich Rektifikation zuvor eingeholt werden.

9. Zur Subsistenz sind vorläufig vierteljährlich tausend Taler verordnet; dem Hofmeister 300 Taler jährlich, dem Informator 100 Taler, dem Kammerdiener 50 Taler, dem Lakaien 12 Taler nebst Livree. Diese Leute sind dem governo Donops untergeben.

10. Die Reise soll sechs Jahre dauern. Man hofft, daß Donop wenigstens vier Jahre bleibt; sollte er früher abberufen werden, so soll Gerstein provisorisch die Aufsicht führen.

11. Alles übrige wird der Vigilanz, Treue und Redlichkeit des Hofmeisters committiert, und alle werden der gnadenreichen Bewachung des großen Gottes befohlen.

Auch Gerstein bekam eine ausführliche Instruktion. Es wurde ihm aufgetragen, den Unterricht fortzusetzen, wie er ihn in Detmold angefangen hätte, besonders das studium pietatis fleißig zu betreiben. Er sollte den jungen Grafen morgens und abends zu inbrünstiger Anrufung Gottes ernstlich ermahnen, ihn zum öffentlichen Gottesdienst führen und das studium catecheticum fleißig treiben. Wenigstens einmal monatlich soll der Ephor mit dem Hofmeister konferieren und soll sich dem Hofmeister unterordnen und akkomodieren, was die Erziehung betrifft, besonders das Reiten und standesgemäße Exercitia.

Am 29. Juli 1680, nachmittags 3 Uhr, trat Graf Friedrich Adolph seine so sorgsam vorbereitete Reise an, und der ganze Hof gab ihm bis Örlinghausen das Geleite, wo das erste Nachtquartier gemacht wurde.

Sobald sie in Leyden angekommen waren, richtete Donop den Haushalt ein, engagierte am 11. August eine Haushälterin und eine Magd, machte die notwendigen Einkäufe und sorgte für einen Reitlehrer. Übrigens scheint er sich um seinen jungen Herrn nicht viel gekümmert, sondern ein flottes Leben geführt zu haben und seinem Vergnügen nachgegangen zu sein, seinem Eide und seiner Pflicht entgegen.

Wahrscheinlich infolge des feuchten Klimas bekam Friedrich Adolph bald nach seiner Ankunft in Leyden ein hitziges Fieber, an dem er den ganzen Winter hindurch litt. Das mußte seine Eltern natürlich sehr beunruhigen, und im folgenden Frühjahr machte sich Gräfin Amalie auf die Reise, um nach ihrem Sohne zu sehen und zugleich ihre Verwandten in den Niederlanden zu besuchen. Sie nahm ihren zweiten Sohn mit, wohl in der Absicht, ihn wieder mit dem Bruder zusammen zu geben und die beiden gemeinschaftlich erziehen zu lassen. Sie mußte also keine Ahnung haben, wie die Sachen in Leyden standen. Die Verhältnisse dort spotteten jeder Beschreibung. Donop hatte trotz regelmäßiger Geldsendungen aus Detmold soviel Schulden gemacht, daß die Gräfin ihre kostbarsten Kleinodien, die sie bei sich hatte, versetzen mußte, um die Gläubiger zu befriedigen und öffentlichem Schimpfe zu entgehen. Unter anderm bekam die Haushälterin für die Zeit vom 11. August 1680 bis zum 21. April 1681 noch 2296 Fl. 10 St.; für Wein waren vom 11. September bis 21. April noch 429 Fl. zu zahlen. Auch hatte Donop für sich mehr auf Wechsel erhoben, als ihm zukam, dagegen Gerstein nicht sein volles Gehalt ausgezahlt. Die ganze Summe, welche die Gräfin zu begleichen hatte, betrug 4007 Fl. 12 St. Außerdem fehlten die Quittungen und Belege über 3546 Fl. 8 St, welche für die Krankheit des jungen Grafen sein Leinenzeug und seine Kleidung in Anrechnung gebracht waren.

Die Gräfin ließ ihren Sohn, der noch immer am Tertianfieber litt, nach Utrecht übersiedeln. Er sollte vorläufig unter Gersteins Leitung bleiben und wurde der Aufsicht eines dortigen Professors empfohlen. Ferdinand Christian mußte zu seinem großen Kummer wieder mit nach Detmold zurückkehren. Donop hatte sich nach Detmold begeben und wurde dort in Arrest

gehalten und erst frei gelassen, um sein Regiment in den Generalstaaten wieder zu übernehmen, nachdem er am 23. Juli 1681 einen Revers unterschrieben hatte, daß er 1. zu Michaelis sich wieder einfinden und Rede und Antwort stehen würde; 2. sich jeden Verkehrs mit dem jungen Grafen und seinen Leuten in Utrecht enthalten wollte; 3. sich weder an dem jungen Herrn, noch seinen Dienern oder jemand anders rächen wollte; dieses alles unter Verpfändung seiner in Lippe befindlichen beweglichen und unbeweglichen Güter, Gelder und Mittel.

Donop ist im Herbst 1682 wieder in der Grafschaft Lippe gewesen, und im Andenken an seinen verstorbenen Vater wurde die Angelegenheit gnädig geregelt. Aber in Ungnade blieb er bei Hofe, wie aus einem einige Jahre später geschriebenen Briefe hervorgeht, in dem er sich zu rechtfertigen sucht und demütig bittet, wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden.

In Utrecht blieb Friedrich Adolph nur bis zum Ende des Jahres. Er litt auch dort beständig am Wechselfieber, das wohl etwas abnahm, als ihn ein Oheim für kurze Zeit mit sich nach Nymwegen nahm, aber in Utrecht sogleich wiederkehrte. Die Schwäche machte ihn fügsamer und liebenswürdiger, hinderte aber natürlich seine Ausbildung Schon im November wollte die Gräfin ihn zurückkommen lassen, Gerstein konnte aber nicht sofort mit ihm abreisen, weil der Jude kein Geld geschickt hatte. So kam er erst am 22. Dezember 1681 um 12 Uhr mittags wieder in Detmold an mit dem Informator Gerstein und der Dienerschaft. Doch auch zu Hause wurde er noch längere Zeit vom Fieber heimgesucht.

Gerstein leitete weiter den Unterricht des jungen Grafen. Er war ein gelehrter Mann und geschickter Pädagoge, pflichttreu und klug. Der Landgraf Karl von Hessen wünschte ihn als Informator für seinen ältesten Sohn zu haben, und Gerstein, welcher an der hessischen Universität Marburg studiert hatte, sich auch dem landgräflichen Hause verpflichtet fühlte, beabsichtigte, die Berufung anzunehmen. Das war ein großer Schrecken für den Grafen Simon Henrich. Er schlug Gerstein das Abschiedsgesuch ab und schrieb in der ersten Aufregung eine sehr bestimmte Absage an den Landgrafen, die aber auf Vorstellung seiner Räte nicht abgesandt wurde, weil sich der Landgraf dadurch hätte

beleidigt fühlen und es den Grafen und die Grafschaft Lippe entgelten lassen können. Man ließ vielmehr dem Landgrafen durch den Grafen August zur Lippe-Brake in Cassel ein sehr unterwürfiges Entschuldigungsschreiben überreichen, und Gerstein wurde durch Verbesserung seiner Stellung und Versprechungen für die Zukunft bewogen, in lippischen Diensten zu bleiben.

2. Aufenthalt in Frankreich, England und Italien. 1683—1686.

I. Vorbereitungen und Reise nach Paris.

Der Aufenthalt Friedrich Adolphs in Detmold war natürlich nur vorübergehend, denn er hatte sechs Jahre in der Fremde zubringen sollen und war nur $1\frac{1}{2}$ Jahre fort gewesen. Man traf deshalb Vorkehrungen, ihn von neuem zu verschicken, und diesmal sollte ihn sein Bruder Ferdinand Christian begleiten.

Ein neuer Hofmeister fand sich in der Person des Mr. Pierre Paget de Bragard, Seigneur du Camp et de Bonnefond. Er war ein protestantischer Edelmann aus der Auvergne und war schon 6 Jahre in der Familie des Generalleutnants Spaen in Cleve Hauslehrer gewesen. Die Erkundigungen sowohl des Regierungsrats und Landesgografen Barkhausen als auch der Gräfin, welche alte Beziehungen in Cleve hatte, fielen so vorzüglich aus, daß der Graf am 14. Oktober 1682 durch einen Expressen ein Vokationsschreiben an Paget schickte. Nachher bekam der Graf noch Empfehlungsschreiben für ihn von Mr. Claude, dem ersten protestantischen Geistlichen Frankreichs, und von Spanheim, dem berühmten Professor der Theologie in Leyden, der sich sogar für Paget verbürgen wollte. Paget nahm die Berufung an. Nun wurde aber in Cleve intrigniert, denn Spaen wollte den erprobten Informator unter keinen Bedingungen ziehen lassen, und Paget selbst, der eine aufrichtige Neigung zu seinen Zöglingen gefaßt hatte, wünschte schließlich, den Kontrakt mit dem Grafen zur Lippe wieder zu lösen. Aber die Lipper wollten Paget sein Wort nicht zurückgeben; so begab er sich denn endlich nach Detmold. Am 25. Januar 1683 wurde er in aller Form zum Gubernator der beiden ältesten Söhne

des Grafen für eine Reise von 4 Jahren ernannt und am selben Tage auf der Kanzlei in Detmold vereidigt. Die Bestallung wurde bis zum 15. Dezember 1682 zurückdatiert. Der Kanzleidirektor hielt dabei eine kurze lateinische Anrede, welche Paget in derselben Sprache beantwortete, worauf er den Eid in französischer Sprache leistete.

Nach den bösen Erfahrungen, welche man mit Donop gemacht hatte, war man bei Pagets Anstellung um so vorsichtiger. Seine Instruktion wurde mehrfach durchgearbeitet und von der Gräfin selbst durchkorrigiert. Hat sie auch im wesentlichen denselben Inhalt wie Donops Instruktion, so war doch des Hofmeisters Machtvollkommenheit genauer bestimmt; Gerstein bekam eine ziemlich selbständige Stellung und den Titel Rat. Die gräflichen Brüder sollten zwar nicht ungleich behandelt werden, aber weil in Lippe das Recht der Primogenitur galt, sollte das Vorrecht des älteren nicht ganz unterdrückt werden. Das Reiseziel war Paris. Für den Unterhalt der jungen Grafen und ihrer Begleitung wurden 6000 Taler ausgesetzt; Paget bekam ein Gehalt von 300 Talern, Gerstein von jetzt an 200 Taler jährlich, und beiden wurde das Versprechen für eine spätere Anstellung in lippischen Diensten gemacht.

Ehe die jungen Herren ihre Reise antreten konnten, verging nun doch noch mancher Monat. Zunächst mußte Friedrich Adolph sich soweit erholt haben, daß kein Rückfall des Wechselfiebers mehr zu befürchten war. Dann sollte Ferdinand vor der Abreise noch die Religionsprüfung ablegen und in Detmold am Charfreitage zum ersten Male zum heiligen Abendmahle gehen, und schließlich wurde die Reise dadurch verzögert, daß Ferdinand die Masern bekam.

Endlich am 5. Juni 1683 brach man nach Frankreich auf. Außer Paget und Gerstein bestand das Gefolge der jungen Grafen aus dem Pagen Kotzenberg (Sohn des Hofmeisters, späteren Regierungspräsidenten Adam Heinrich von Kotzenberg) und drei Lakaien: Kestner, Konrad und Christoph. Dem Hofmeister Kotzenberg schien dies eine passende Gelegenheit, seinem Sohne eine weltmännische Bildung zu geben, denn der Page nahm an allem Unterricht der jungen Herren teil, er mußte aber Livree tragen und stand natürlich in gesellschaftlicher Beziehung

immer hinter den Grafen zurück. Übrigens bezahlte sein Vater jährlich eine Summe für seine Extraausgaben.

Die Gesellschaft legte die ersten Tagereisen mit gräflichen Wagen und Pferden zurück. Sie besuchten unterwegs die Gräfin Solms auf Hohensolms, eine Schwester der Gräfin Amalie, und die verwitwete Gräfin Solms-Hungen, deren Tante, in Hungen. Überall wurden sie aufs herzlichste bewillkommt. Beim Abschied steckte die Gräfin Solms jedem ihrer Neffen einen kostbaren Ring an den Finger, Friedrich Adolph als dem älteren natürlich den wertvolleren, und die Gräfin Solms-Hungen schenkte sogar jedem ein Paar sehr schöne Pistolen, einen Becher und ein fein gearbeitetes Petschaft, Friedrich Adolph von Gold, Ferdinand von Silber; Paget und Gerstein erhielten jeder einen Ring als Gastgeschenk. Von Hungen aus wurden die lippischen Wagen und Pferde zurückgeschickt, und die Gräfin ließ die jungen Herren mit ihren Lehrern in ihrer Karosse, das Gepäck und die Diener auf zwei Karren nach Offenbach fahren zu dem Grafen von Isenburg-Büdingen, einem Oheim des Grafen Simon Henrich.[1]) Auch Graf Isenburg wünschte die jungen Grafen länger bei sich zu behalten; der zunehmenden Hitze wegen und um Ludwig XIV. noch in Straßburg zu sehen, drängte aber Paget zur Abreise. Graf Isenburg ließ sie daher nach dreitägigem Aufenthalt nach Frankfurt fahren, wo ein Wagen nach Straßburg gemietet wurde. Indessen wurden sie in Heidelberg gezwungen, ihre Reise zu unterbrechen. Schon unterwegs, in Weinheim, hatte Graf Ferdinand angefangen, sich müde und elend zu fühlen, was man zunächst der Hitze und den in Offenbach reichlich genossenen Kirschen und Beeren zuschrieb. In Heidelberg verschlimmerte sich sein Zustand aber, statt sich zu bessern, und Paget zog den Leibarzt des Kurfürsten, Dr. Winkler, zu Rate, welcher die Krankheit zuerst für ein hitziges Fieber erklärte, nach drei Tagen aber erkannte, daß es „nur" die schwarzen Blattern waren. Es ist derselbe Dr. Winkler, welcher später angeklagt wurde, den Kurfürsten Karl, den letzten aus der protestantischen Linie der Pfalzgrafen, vergiftet zu haben.

---

[1]) Gräfin Ernestine von Isenburg-Büdingen war die Mutter des Grafen Simon Henrich.

Nun wurden die gräflichen Brüder von einander getrennt; Paget schloß sich mit dem Patienten ein und pflegte ihn persönlich (was für ihn ungefährlich war, weil er die Blattern schon gehabt hatte), während Friedrich Adolf unter Gersteins Obhut blieb. Nur bei Besuchen begleitete ihn Paget. Mit dem Wirte im Hirschen machte Paget ein Abkommen, daß für die ganze Gesellschaft für Logis und Kost 22 Taler wöchentlich bezahlt wurden.

Schon gleich nach der Ankunft in Heidelberg hatte Paget mit Friedrich Adolph Besuch bei dem brandenburgischen Gesandten am französischen Hofe, Spanheim, gemacht, einem Bruder seines Gönners, des Leydener Professors. Spanheim war mit einem italienischen Prinzen in einer wichtigen Mission nach Heidelberg gekommen; weil aber der Hof abwesend war, reiste er schon am nächsten Tage ab, um den Kurfürsten in Mannheim oder Frankenthal aufzusuchen. Der Gesandte war überaus höflich gegen den Grafen und gegen Paget und versprach, ihnen in Paris in jeder Weise gefällig und nützlich zu sein.

Auch die jungen Raugrafen besuchte Friedrich Adolph unter Pagets Führung. Das waren die drei jüngsten Stiefbrüder des Kurfürsten und der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans aus des Kurfürsten Karl Ludwig Ehe mit Loysa von Degenfeld. Sie standen im Alter von 8—13 Jahren und wurden im Hause eines kurfürstlichen Beamten erzogen. Paget fand aber, daß die Erziehung nicht ihrem Rang und ihrer Geburt angemessen wäre; sie würden zu bescheiden gehalten und hätten keine Gelegenheit, feine Manieren zu lernen. Der Besuch des lippischen Grafen scheint ihnen viel Freude gemacht zu haben, nur die Furcht vor Ansteckung hinderte sie, ihm im Hirschen einen Gegenbesuch zu machen.

Der Hof war zu dieser Zeit von Heidelberg abwesend, der Kurfürst und seine Gemahlin bereisten die Grenzstädte des Landes, und die Kurfürstin-Mutter war zu einer Begegnung mit ihrer Tochter, der Herzogin von Orleans, gereist, die sich mit dem französischen Könige im Elsaß aufhielt. Darum würde Paget ohne Ferdinand Christians Krankheit sicher nicht in Heidelberg geblieben sein; die Stadt und die Universität mißfielen ihm sehr. Ein Professor der Geschichte an der Universität, ein Verwandter

Kotzenbergs, hatte sie gleich aufgesucht, und Friedrich Adolph machte ihm mit Gerstein einen Gegenbesuch. Über diesen Professor äußert sich Paget in einem geheimen Briefe an die Gräfin sehr mißbilligend, besonders findet er die Manieren dieser Art Leute, die nach dem Hofe doch den ersten Rang in der Stadt einnähmen, so, daß er den Verkehr mit ihnen für die jungen Grafen nicht für wünschenswert hält. Es scheint, daß die lippischen Regierungsbeamten, denen ein vierjähriger Aufenthalt der Grafen im Auslande bedenklich war, besonders auch der Hofmeister v. Kotzenberg, den durch Ferdinands Krankheit verursachten Aufenthalt in Heidelberg benutzten, um den Reiseplan zu ändern und die jungen Grafen in Heidelberg studieren zu lassen. Wenigstens sollte Friedrich Adolph, so lange sie dort wären, die Universität besuchen. Das entsprach aber eben so wenig den Wünschen Pagets wie den Absichten der Gräfin. Paget riet also entschieden davon ab; die Universität wäre nicht mehr, was sie gewesen; die Studenten wären rüpelhaft; der Kurfürst selbst hätte den zweiten Raugrafen lieber auf die Akademie in Saumur geschickt, statt ihn in Heidelberg studieren zu lassen; und bei dem voraussichtlich kurzen Aufenthalt hätte es keinen Zweck für die lippischen Grafen, mit dem Studium auf der Universität anzufangen.

Friedrich Adolph blieb von der Ansteckung verschont. Er benutzte die Zeit in Heidelberg so gut wie möglich, arbeitete jeden Vormittag zwei Stunden bei Gerstein; die Nachmittage wurden mit Lesen, Schreiben, Spazierengehen und Besuchen verbracht.

Nach etwa 8 Tagen kehrten der Kurfürst und seine Gemahlin nach Heidelberg zurück. Nachdem sich Paget Gewißheit darüber verschafft hatte, daß man die Ansteckung am Hofe nicht fürchtete, führte er Friedrich Adolph dahin und ließ ihn in Abwesenheit des Grafen Wittgenstein durch den Grafen von Castell dem Kurfürsten vorstellen. Dieser nahm den jungen Grafen so huldvoll auf, als wollte er wieder gutmachen, was vor Jahren am Heidelberger Hofe gegen Friedrich Adolphs Vater verfehlt war.[1]) Er behielt ihn gleich zum Diner auf dem Schlosse,

[1]) Vgl. Mitteilungen aus der lippischen Geschichte I: Stegmann, Vermählung des Grafen Simon Henrich zur Lippe.

wobei Friedrich Adolph mit dem Kurfürsten und der Kurfürstin, dem Grafen Castell und der Gräfin Wittgenstein an einer Tafel speiste. Friedrich Adolph war bei der Vorstellung noch etwas schüchtern gewesen und hatte Paget meist für sich sprechen lassen, bald aber gewöhnte er sich und benahm sich ganz unbefangen. Am folgenden Tage machte er Besuch bei der Gräfin Wittgenstein, die durch ihren Gemahl mit dem Detmolder Hofe verwandt war.[1]) Anfangs war sie sehr artig, ließ sich nach Ferdinand Christians Befinden erkundigen, schickte schöne Früchte ꝛc., nachher aber änderte sie ihr Benehmen vollständig infolge eines beleidigenden Briefes von ihrer Schwägerin, den sie vom Detmolder Hofe inspiriert glaubte. Ihr Gemahl nahm ihre Partei, und so entsprachen die Wittgenstein nicht den Hoffnungen, welche man für den Heidelberger Aufenthalt der jungen Grafen auf sie gesetzt hatte. Aber das schadete dem Grafen nicht, da die höchsten Herrschaften sehr gnädig gegen ihn waren. Er wurde noch öfter bei Hofe eingeladen und zu allen Festlichkeiten, auch zu einer Truppenschau wurde er in einer kurfürstlichen Karosse abgeholt. Noch am letzten Abend in Heidelberg speiste er auf dem Schlosse, und da um die Plätze gelost wurde, bekam er Ihre königliche Hoheit die Kurfürstin zur Dame. Er saß bei Tisch neben ihr, hatte sich ihr auch nachher, als Spiele gemacht wurden, zu widmen und zeigte dabei soviel natürliche Anmut und solchen Takt, daß Paget sehr zufrieden mit seinem Zögling sein konnte. Die Kurfürstin-Mutter war eine genaue Freundin der Gräfin Amalie. Sie kehrte gerade noch früh genug von ihrer Reise zurück, daß Friedrich Adolph ihr seine Aufwartung machen konnte. Sie behandelte ihn in Erinnerung an seine Mutter mit großer Zärtlichkeit und gab ihm einen sehr warmen Empfehlungsbrief an ihre Tochter, die Herzogin von Orleans.

Der arme Paget! Er hatte viele Sorgen und Schmerzen. Ferdinand Christian erholte sich ja wieder, die Krankheit war nicht schwer aufgetreten, und der Arzt erlaubte ihm schon nach 14 Tagen wieder auszugehen. Paget selbst war aber sehr elend an einem Steinleiden und hatte viel zu tun, um in jeder Weise

[1]) Jobst Hermann zur Lippe-Biesterfeld war vermählt mit Elisabeth Juliane v. Sayn-Wittgenstein, und Graf Kasimir zur Lippe-Brake seit 1663 mit Amalie v. Sayn-Wittgenstein.

für die Grafen und ihr Gefolge zu sorgen und die Gesellschaft in Ordnung zu halten. Das Verhältnis zwischen Friedrich Adolph und seinem Pagen wurde schon in Heidelberg fast unerträglich. Friedrich Adolph neckte gern, und Kotzenberg konnte keinen Spaß verstehen; die Diener nahmen immer Partei für den jungen Grafen, und dieser, durch den Beifall ermutigt, wurde täglich anmaßender und rücksichtsloser. Da bekam der arme Page Heimweh und weinte und maulte und verklatschte in seinen Briefen nach zu Hause den Gouverneur und den Grafen. Paget gab sich alle Mühe, die beiden jungen Brauseköpfe in Ruhe und in den gebührenden Schranken zu halten, doch konnte er keinen dauernden Frieden zwischen ihnen stiften, und das Verhältnis zwischen Friedrich Adolph und seinem Pagen blieb schlecht, solange sie zusammen waren.

Sobald Ferdinand Christians Befinden es erlaubte, wurde die Reise fortgesetzt. Der Aufenthalt in Heidelberg hatte vom 17./27. Juni bis zum 10./20. Juli gedauert. Allerdings sah Ferdinand Christian noch sehr bunt aus von den frischen Pockennarben, und sein Bruder vermied aus Furcht vor Ansteckung, mit ihm zusammenzukommen. Darum schickte Paget den Rekonvaleszenten mit Gerstein und den Dienern voraus und folgte am andern Tage in einem leichten Wagen mit Friedrich Adolph und dem Pagen. In Straßburg trafen sie wieder zusammen.

Dort machten sie mehrere Tage Rast, teils um sich auszuruhen, teils um die nötigen Vorkehrungen für die Weiterreise zu treffen. Die Tage wurden aber vortrefflich ausgenutzt. Paget führte den älteren Grafen sogleich zum Gouverneur von Straßburg, Marquis von Chamilly, der ihn wiederholt einlud und ihm viele Freundlichkeit erwies. Ferdinand Christian mußte sich dem Gouverneur fern halten, weil Chamilly die Pocken noch nicht gehabt hatte. Aber Herr v. Kerßenbrock, ein lippischer Edelmann, damals Major in französischen Diensten in Straßburg, setzte es bei Paget durch, daß der junge Graf nicht länger von andern Menschen abgesondert zu bleiben brauchte. So konnte er in Gesellschaft der andern die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen.

Es waren erst zwei Jahre verflossen, seit Straßburg dem deutschen Reiche entrissen war; man hätte denken sollen, die

Herzen aller Deutschen hätten noch von Schmerz darüber geblutet. Dem war aber nicht so. Der Schaden, welchen Deutschland durch Ludwig XIV. erlitt, wurde kaum beachtet, weil eine größere Gefahr im Osten drohte. In Straßburg erfuhren die jungen Grafen, daß die Türken Wien belagerten, und diese Nachricht erregte und beschäftigte sie in hohem Grade und war ihnen das Interessanteste, was sie in der ehemals freien deutschen Reichsstadt erlebten.

Es hielt in Straßburg ungeheuer schwer, Transportmittel zu bekommen, weil die Postmeister mit einander im Prozeß lagen. Paget wollte deshalb die Diener bis Nancy zu Fuß gehen lassen, was diese aber entschieden verweigerten unter dem Vorwande, daß ihnen die Landessprache unbekannt wäre — ein leerer Vorwand, denn man sprach damals noch bis jenseits Nancy deutsch. Mit vieler Mühe gelang es Paget, für die ganze Gesellschaft Postpferde und für den noch schwachen Grafen Ferdinand ein zweisitziges Wägelchen zu bekommen. Das Gepäck wurde durch Lastwagen befördert. Die Reise ging über Zabern, Pfalzburg, Nancy, Bar-le-duc, durch die Champagne, über Vitry nach Paris. Es ist derselbe Weg, den man jetzt von Straßburg nach Paris reisend mit der Eisenbahn durchfliegt. In Bar-le-duc hörten sie, daß die Königin Maria Theresia von Frankreich gestorben wäre, und kamen gerade zur rechten Zeit in Paris an, um die feierliche Überführung der Leiche der Königin von Versailles nach St. Denis mit anzusehen.

II. Aufenthalt in Paris. 1683–1684.

Die ersten Tage in Paris wohnten die Grafen inkognito in einem kleinen Gasthause, wo nur flämische Kaufleute verkehrten, und die Briefe für sie wurden an den Gesandten Spanheim geschickt. Aber weil ein junger Edelmann, der von Heidelberg bis Nancy mit ihnen gereist war, sich sehr um die jungen Grafen bemühte, konnte das Inkognito nicht lange gewahrt bleiben. Darum zogen sie nach acht Tagen in das Grand Hotel de Luines am Quai des Augustins, bekamen dort sehr anständige Wohnung und speisten mit 12 oder 15 französischen Edelleuten zusammen. Einige Zeit später, als sie die Einwilligung dazu aus Detmold

bekommen hatten, mietete Paget für seine Gesellschaft ein Haus an der Place Maubert, richtete eigene Wirtschaft ein, besorgte Vorräte für den Winter, besonders Wein und Holz, und kaufte auch eine Karosse für 1600 und zwei Pferde für 1000 Livres. Diese nicht vorgesehene große Ausgabe rechtfertigte Paget damit, daß es für die Grafen in Paris ebenso schimpflich sein würde, ohne Wagen Besuche oder Spaziergänge zu machen, wie in einer großen deutschen Stadt für eine vornehme Dame, zu Fuß zu gehn. Man müßte das beständige Gedränge der Karossen, Karren, Sänften, Pferde, Lastträger und die Menschenmenge bedenken, welche man in allen Straßen von Paris träfe. Auch wäre die Stadt so groß, daß man nicht weit von Haus fortzugehen glaube, wenn man nur eine oder eine halbe Stunde Weg zu machen hätte. Aber jetzt schon fing Paget an, über Geldmangel zu klagen, und das wiederholte sich beständig, solange er mit den jungen Grafen in der Fremde war. Er hatte 100 Taler in Detmold, 400 in Frankfurt durch den Juden Goldschmid, 200 in Heidelberg, in Paris bald nach der Ankunft 200 und etwas später 800 erhalten. Die Wechsel kamen nie rechtzeitig an, waren, wie es scheint, überhaupt ungenügend, da die Krankheit des Grafen Ferdinand in Heidelberg und die sehr kostspielige Reise von Straßburg nach Paris mehr Ausgaben verursacht hatte, als man berechnet hatte. Auch hatte Paget seine Zöglinge wegen des Todes der Königin mit Trauerkleidung ausstatten, ihnen Anzüge und Trauerwäsche, Degen und Degengehänge kaufen müssen. Darum wendet er sich immer und immer wieder mit der Bitte um Geld nach Detmold und fleht die Gräfin in offenen und geheimen Briefen an, ihn nicht im Stich zu lassen. Er beklagt sich bitter über den Hofmeister Kotzenberg, der den Juden zu spät Auftrag gäbe.

Paget wurde durch den Geldmangel gezwungen, mit seinen Zöglingen einfach und zurückgezogen zu leben und die Vorstellung bei Hofe zu verschieben, bis der König von Fontainebleau nach Versailles zurückgekehrt war; die Reise nach Fontainebleau wäre zu kostspielig gewesen. Dagegen brachte er die jungen Grafen gleich nach der Ankunft in Paris zu Mr. de Massane, dem Chef des protestantischen Konsistoriums zu Charenton. Massane und das ganze Konsistorium zeigten sich sehr zuvorkommend.

Es wurden ihnen in der von Heinrich IV. erbauten schönen Kirche zu Charenton, einer Hochburg des Protestantismus, vorzügliche Plätze beim Gottesdienst angewiesen, gerade hinter dem brandenburgischen Gesandten, während die Grafen zur Lippe-Brake, welche etwas später nach Paris kamen, ihre Plätze in der Menge hatten. Mit Mr. Claude, dem geistig bedeutendsten Prediger der Hugenotten in dieser Zeit, war Paget schon von früher her befreundet. Er nahm das wärmste Interesse an den beiden jungen protestantischen Grafen und ließ es sich nicht nehmen, sogar persönlich, trotz seiner mannigfaltigen Geschäfte, in ihre Wohnung zu kommen, um sie für das heilige Abendmahl vorzubereiten, das sie 4 Wochen nach ihrer Ankunft in Paris in Charenton genießen sollten. Auch Fräulein Claude bot ihnen ihre guten Dienste an, wenn sie irgendwie nützen könnte, und war ihnen bei der häuslichen Einrichtung behülflich. Natürlich pflegte Paget sehr die Beziehungen zu seinen Glaubensgenossen, besprach sich auch mit ihnen, besonders mit Claude, Massane und Spanheim über die Erziehung der Grafen. Es wurde fürs beste befunden, daß sie im ersten Jahre Physik und Mathematik studieren sollten, und zwar anfangs bei tüchtigen Privatlehrern, die zu ihnen ins Haus kamen und zwei Louisdor monatlich für jeden Grafen und den Pagen berechneten. Im Winter sollten sie die Universität besuchen, weil dort die Übungen mannigfaltiger wären und der Wetteifer fördernd wirken sollte. Mr. Claude ging selbst zu Mr. Guenon, dem berühmtesten Lehrer an der Universität, um ihm die Grafen zu empfehlen. Paget begleitete dann seine Zöglinge ins Kolleg, zu Hause setzte aber Gerstein seinen Unterricht noch fort, und der Page nahm an all diesen Studien teil. Auch die körperlichen Übungen wurden nicht vernachlässigt. Zunächst wurde das Fechten und Tanzen geübt; die Reitstunde mußte anfangs unterbleiben, weil sie sich mit der Mathematik und Philosophie, die durchaus des Vormittags getrieben werden mußten, nicht vertrug.

Ebenso wichtig wie die wissenschaftliche Ausbildung war natürlich die gesellschaftliche. Darum führte Paget die Grafen in angesehenen Häusern ein, für die er sich Empfehlungen zu verschaffen wußte. Es sind vorzugsweise protestantische Familien, die in den Religionskriegen und den Kriegen der Fronde

eine Rolle gespielt hatten, jetzt aber größtenteils zum Katholizismus übergetreten waren. Zu mehreren von ihnen, z. B. zu dem Herzog de La Trémouille, hatten die Grafen zur Lippe verwandtschaftliche Beziehungen, denn die ehemals protestantischen Familien waren vielfach mit dem hohen Adel in Deutschland und besonders in den Niederlanden verschwägert,[1]) und die Mutter der Gräfin Amalie zur Lippe, eine geborene Gräfin Brederode, stammte auch aus den Niederlanden. Die Grafen verkehrten viel in den Hotels Bouillon, de La Trémouille, Crécqui, bei der Herzogin d'Aumont und der Gräfin de Roye aus dem Hause Duras,[2]) deren Gemahl in dänischen Diensten stand. Die Herzogin von Bouillon und die Gräfin Roye nahmen ein mütterliches Interesse an den Grafen. Auch der Herzog von Bouillon zeigte sich ihnen sehr freundlich, besuchte sie sogleich, als er nach Paris zurückgekehrt war, und lud sie zum Diner ein. Bei ihm trafen sie die vornehmste Gesellschaft, z. B. den Prinzen de La Roche sur Yonne, späteren Prinzen Conti, einen Prinzen von Geblüt, der damals beim Könige in Ungnade war und bei Hofe nicht erschien. Paget vermittelte auch die Bekanntschaft der Grafen mit dem Marschall Schomberg und manchen andern im Staats- und Militärdienst hervorragenden Männern. Graf Spanheim hielt vollständig die Versprechungen, welche er ihnen in Heidelberg gemacht hatte, und zeigte sich ihnen bis zuletzt entgegenkommend und nützlich. Regelmäßig einmal jede Woche fuhren die Grafen in ihrer Karosse aus, um Besuche zu machen, empfingen aber auch Gegenbesuche, und Paget war immer dabei, um ihnen Winke zu geben und sie nachher auf etwaige Verstöße aufmerksam zu machen und so gesellschaftlich zu bilden.

Im September ließ er sie der Herzogin von Orleans vorstellen, der Friedrich Adolph das Empfehlungsschreiben der Kurfürstin-Mutter von der Pfalz überreichte. Die Herzogin von Orleans ist die bekannte Liselotte, ausgezeichnet am französischen Hofe durch ihre Ehrbarkeit, ihr schlichtes, etwas derbes Wesen

[1]) Die alte Herzogin de la Trémouille, Prinzessin von Tarent, war eine Landgräfin von Hessen-Cassel.

[2]) Isabelle de Durfort-Duras, Gemahlin von Frédéric Charles de La Rochefoucauld, Graf von Roye.

und ihren Mutterwitz. Natürlich mußten auch ihr gegenüber alle Formen der Etikette sorgfältig beobachtet werden. Paget hatte sich vorher mit dem Herzog von Choiseuil in Verbindung gesetzt, dessen Gemahlin die Vorstellung übernahm. Zwar war Madame d'Orleans gerade sehr eilig wegen des Gottesdienstes, der an diesem Tage in Notre Dame stattfand, aber trotzdem empfing sie die Grafen mit der ihr eigenen Herzlichkeit, und aus der Miene, mit welcher sie den Brief ihrer Mutter las, konnte man erkennen, wie warm die Empfehlung war. Als die Grafen in ein Zimmer gegangen waren, wo sich der Dauphin und der Herzog von Orleans befanden, ließ sie die Herzogin, welche in einem andern Zimmer frühstückte, rufen, um mit ihnen während dieser kleinen Ruhepause zu plaudern. Sie waren ja erst vor kurzem in ihrem geliebten Heidelberg gewesen und konnten ihr von der Heimat erzählen. Auch der Herzog kam mit seiner Tochter dazu. Das Ganze dauerte nur eine Viertelstunde. Nachher sagte die Herzogin von Choiseuil zu Paget, daß er die Grafen alle drei Tage zu der Herzogin von Orleans führen könnte. Das mußte nun allerdings vorläufig unterbleiben, denn die Herzogin reiste noch denselben Tag nach Fontainebleau, weil der König gefallen war und den Arm verletzt hatte. Einige Wochen später, als der Hof nach Versailles übergesiedelt war, machten die Grafen der Herzogin von Orleans wieder ihre Aufwartung und sahen sie, als sie gerade mit dem Dauphin auf die Jagd wollte. Sie unterhielt sich meist in deutscher Sprache mit ihnen und fand offenbar Gefallen an den frischen, jungen Leuten mit den rosigen Gesichtern, und Friedrich Adolphs Freundschaft mit den jungen Raugrafen, ihren geliebten Stiefbrüdern, brachte sie ihr jedenfalls auch näher.

Dem Könige sollten die Grafen an diesem Tage eigentlich noch nicht vorgestellt werden, weil Paget an seinem Hofe noch keinen Bekannten hatte, der es hätte übernehmen können. Da bemerkte ihn Madame de Berignan, eine Dame, welche sie in Charenton oft getroffen hatten, und diese veranlaßte den Herzog von Gevres, als er den König benachrichtigte, daß serviert wäre, die Grafen vorzustellen. Der Herzog benahm sich dabei viel stolzer als Seine Majestät selbst. Der König blieb lachend stehen, um die Aufwartung der Grafen zur Lippe entgegen zu

nehmen. Er fragte sie leutselig, ob sie schon lange in Frankreich wären, wie lange sie bleiben wollten, und versicherte ihnen darauf, daß er sich freue, sie zu sehen. Diese Aufnahme überraschte die Höflinge, weil der König bei aller Höflichkeit äußerst sparsam mit solchen Beweisen des Wohlwollens war und sich gegen viele Prinzen ungleich zurückhaltender gezeigt hatte. Der Herzog von Gevres betonte Paget gegenüber nachdrücklich, wie dankbar die Grafen für diese Aufnahme sein müßten, worauf Paget antwortete, sie wären es in gebührender Weise und wären dem Herzog dankbar für die Ehre, welche er die Güte gehabt hätte, ihnen zu verschaffen. Als aber der Herzog zum zweiten Male darauf zurückkam, hätte ihm Paget beinahe geantwortet, daß es ehrenvoller wäre, Huldigungen zu empfangen als darzubringen; doch bedachte er die Folgen und enthielt sich der Antwort.

Paget hätte es gern gesehen, doß die Grafen gleichzeitig der Dauphine vorgestellt wären, fand aber nicht die Anknüpfung dazu. Daher bat er während des Diners Frau von Montchevreuil, sie gütigst bei der Frau Dauphine vorstellen zu wollen, was sie sogleich nach dem Diner tat, als der König die Dauphine in ihre Zimmer zurückgeführt und sich zurückgezogen hatte. Auch die Dauphine war eine Deutsche, eine Prinzessin von Bayern, aber ganz im Gegensatz zu der Herzogin von Orleans streng katholisch. Die Grafen benahmen sich bei diesen Gelegenheiten trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit sehr gut. Am Abend kehrten sie nach Paris zurück an ihre Studien.

Einige Tage später ließen sie sich durch den Herzog von Choiseuil dem Herzog von Orleans vorstellen, dann fuhren sie wieder nach Versailles, um den Dauphin zu begrüßen. In dieser Absicht hatten sie mit Herrn von Spanheim einen Besuch bei dem Herzog von Montausier gemacht und ihn gebeten, sie vorzustellen. Der Herzog übernahm es bereitwillig, lud sie auch zu sich ein und behandelte sie immer mit Hochachtung und herzlicher Liebenswürdigkeit, die von den jungen Grafen nicht vergessen wurde. 6 Jahre später, bei der Eroberung von Mainz, fand Ferdinand Christian dort einen Enkel des Herzogs krank liegen und nahm sich seiner in Erinnerung an seinen Großvater freundlich an. Montausier veranlaßte die Grafen auch, sich in

den appartements einzufinden, d. h. bei den Vergnügungen, welche alle Abende in den königlichen Zimmern stattfanden. Nach Beendigung der Spiele und nachdem der König zu Nacht gespeist hatte, führte er sie selbst zu dem coucher du roi. Dieses Mal mußte die Rückfahrt nach Paris bis zum andern Morgen aufgeschoben werden.

Von nun an gingen die Grafen alle 14 Tage oder drei Wochen nach Versailles und fanden immer leutselige Aufnahme bei der Herzogin von Orleans. Einmal war beim coucher der Hof so zahlreich versammelt, daß die lippischen Grafen, welche man dicht an den Sessel des Königs gestellt hatte, auf den König gedrängt wurden. Dieser fing an zu lachen und sagte nur, daß das Zimmer für soviel Menschen größer sein müßte.

Als der Herzog und die Herzogin von Orleans sich einer neuen Oper wegen 8 Tage in Paris aufhielten, machten die Grafen pünktlich jeden Tag der Herzogin ihre Aufwartung, die sie dann wohl bei der Toilette empfing. Friedrich Adolph verstand es schon ganz geschickt, an der Unterhaltung teilzunehmen. Auch den kleinen Herzog von Chartres, den Sohn der Herzogin, begrüßten sie; der Herzog von Navailles, sein Gouverneur, stellte sie ihm vor. Der kleine Herzog mußte ihnen etwas vortanzen, während sich Navailles mit Paget unterhielt. Navailles lud die Grafen ein, den kleinen Herzog öfter zu besuchen und auch bei ihm zu dinieren, d. h. mit Navailles, denn der kleine Herzog als Neffe des Königs speiste an einer Tafel für sich allein. Als Friedrich Adolph dieser Einladung mit Paget zum ersten Male folgte, sahen sie zunächst zu, wie der Herzog von Chartres speiste. Es war ein frugales Mahl, da ihm nur klare Fleischbrühe, ein Hühnchen und ein gekochter Apfel mit etwas Sauce vorgesetzt wurde. Darauf führte die Herzogin von Navailles die Gäste fort an die reicher besetzte Tafel ihrer eigenen Familie. Navailles war ein ausgezeichneter Mann, übte auch durch sein Beispiel und seine Lehren auf Friedrich Adolph einen sehr günstigen Einfluß; bei ihm wie Hausfreunde zu verkehren, war ein großer Vorzug. Leider starb Navailles schon einige Tage nach diesem Besuche an einer plötzlich wieder aufbrechenden Wunde. Das war ein großer Verlust für die Grafen, doch wurde die Freundschaft mit dem kleinen Herzog weiter gepflegt.

Sie sollte für Friedrich Adolph noch einmal von großer Bedeutung werden.

Bald darauf hatten sie auch den Tod der Prinzessin Rohan zu betrauern, die sie oft besucht und in Charenton getroffen hatten und die sehr freundlich gegen sie gewesen war, z. B. dem Grafen Ferdinand während einer Krankheit mehrmals Erfrischungen geschickt und sich nach seinem Befinden erkundigt hatte.

Zu dieser Zeit waren auch die drei jungen Grafen zur Lippe-Brake, Rudolf, Otto und Ferdinand, von den Herren Lampe und v. Rübel und dem Pagen Sarrazin begleitet, auf ihrer Tour nach Paris gekommen. Lampe wünschte sehr, daß sie viel mit ihren lippischen Vettern zusammen sein möchten, und in Detmold scheint man das ebenfalls gewünscht zu haben. Es entspann sich auch ein ziemlich lebhafter, freundschaftlicher Verkehr zwischen ihnen, allerdings sehr gegen den Wunsch und Willen Pagets. Dieser nämlich fand die Braker Grafen, besonders den älteren, zwar hübsch, verständig und bescheiden, aber ohne Weltkenntnisse und ohne alle wissenschaftliche Bildung. Er meinte, sie wüßten über nichts zu sprechen als ihre aus England mitgebrachten Pferde, und seine Grafen könnten nichts von ihnen lernen. Den Hauptgrund für seine Abneigung bildeten aber wohl Etikettenfragen, weil Lampe für die Braker Grafen als die älteren, Paget für die Detmolder als der älteren Linie angehörig den Vortritt beanspruchte. Schon in Leyden, wo Friedrich Adolph mit ihnen zusammengetroffen, war darum Streit gewesen. Dazu kam, daß die glänzende Ausstattung des Kutschers und die vornehme Livree der Detmolder Bedienten die Eifersucht der Braker weckte. Einmal hätten sich die Vettern ihrer Diener wegen beinahe entzweit. Die Kutscher waren nämlich in Charenton um den Vorrang in Streit geraten, und die Braker Grafen verlangten dafür Satisfaktion und Entlassung des lippischen Kutschers. Paget wußte jedoch bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Lampe in den Tuillerien die Sache beizulegen, ohne der Würde seiner Herren etwas zu vergeben, und sorgte dafür, daß Graf Rudolf niemals den Vortritt vor Friedrich Adolph bekam, lieber vermied er ein Zusammentreffen der beiden in Gesellschaft.

Lampe bemühte sich lange vergebens, seine Grafen bei Hofe einzuführen; Paget mochte ihm nicht dazu behülflich sein, und Lampe verschmähte auch seine Dienste. Herr v. Rübel erklärte ihm einmal, als er ihn mitnehmen wollte zum Herzog von Navailles, er könnte sich schon allein einführen. Endlich fand sich Gelegenheit zur Vorstellung beim Könige, als Lampe einem vornehmen Herrn ein Pferd verkauft hatte und dieser den Herzog de La Trémouille dazu veranlaßte. Der König fragte sie, ob sie Verwandte der kleinen Grafen von Lippe wären. Auch dem Herzog von Orleans wurden sie vorgestellt. Aber es gelang den Braker Grafen nicht wie den Detmoldern, in der vornehmen Welt und bei Hofe heimisch zu werden. Der Grund dafür mochte wohl der sein, daß die Herren Lampe und Rübel nicht die weltmännische Bildung, den feinen Takt und die guten Beziehungen zum französischen Adel besaßen wie Paget. Einmal führte Rübel sogar seine Grafen auf einen Maskenball, wo es wüst herging, mehrere getötet, andere ins Gefängnis geführt wurden. Aber die Grafen waren klug genug, sich nicht wieder in solche Gefahr zu begeben.

Die gesellschaftlichen Pflichten und Freuden hinderten Friedrich Adolph und seinen Bruder nicht an der wissenschaftlichen Ausbildung. Sie studierten fleißig, gingen zweimal täglich ins Kolleg, meist von Paget begleitet, von der Mitte des Winters an jedoch nur vormittags, während sie abends zu Hause von Gerstein in die neuere Philosophie eingeführt, besonders mit den Lehren Descartes' bekannt gemacht wurden. Gerstein trug ihnen vor und Paget stellte mitunter Wiederholungen mit ihnen an. Vom April 1684 an studierten sie nicht mehr an der Universität, sondern hatten einen Privatlehrer, der sie in die Rechtswissenschaft einführte. Sie nahmen die Institutionen Justinians durch, aber nicht in pedantischer Weise, sondern nach einer Methode, die den Gesichtskreis erweitern und das Urteil bilden sollte, und dieser Zweck wurde auch erreicht. Neben der Jurisprudenz hatten sie auch im Sommer noch täglich zwei Stunden neuere Philosophie bei Gerstein. Bei diesen Studien scheint Friedrich Adolph der fleißigere gewesen zu sein, Ferdinand Christian zog die körperlichen Übungen, Fechten, Tanzen, Reiten, vor. Die französische Sprache scheinen sie nur durch die Unterhaltung, nicht

durch grammatikalischen Unterricht gelernt zu haben. Sie lernten es, sich sehr gewandt darin auszudrücken, die Orthographie aber blieb mangelhaft. Indessen schrieben sie beide später besser und lieber französisch als deutsch. Jedenfalls konnte Paget über die wissenschaftliche Ausbildung seiner Zöglinge immer sehr befriedigende Berichte nach Detmold schicken, dagegen machte ihm der Charakter Friedrich Adolphs viel Sorge.

Der junge Graf war schon in Detmold zu sehr verwöhnt und als zukünftiger Gebieter umschmeichelt worden; die Dienerschaft hatte sich alles von ihm gefallen lassen und allem, was er sagte oder tat, Beifall gezollt. Kein Wunder, daß er hochmütig geworden war, sein Stolz die erlaubten Grenzen überschritt. Er konnte durchaus keinen Widerspruch vertragen, ließ sich zum Zorn hinreißen, wenn ihm widersprochen wurde oder er sich zurückgesetzt glaubte. Dabei hatte er eine unangenehme Manier, andere zu necken und zu hänseln. Sein Verhältnis zu dem Pagen Kotzenberg blieb schlecht, sogar mit seinem liebenswürdigen Bruder Ferdinand, der es damals noch immer gerecht fand, wenn er hinter dem älteren Bruder zurückstehen mußte, kam er in Streit, und Paget mußte zu den strengsten Mitteln greifen, um seine eigene und Gersteins Autorität zu behaupten. Wenn ein Auftritt vorgekommen war und Paget ihn hatte zurechtweisen oder gar strafen müssen, kam es vor, daß der junge Graf schmollte, einmal sogar drei Tage nicht sprach. Dann kam er aber zur Einsicht und gewann es sogar über sich, seinen Hofmeister um Verzeihung zu bitten und Besserung zu geloben. Denn schlecht war er nicht, er hatte vorzügliche Eigenschaften des Herzens ebensowohl wie des Kopfes.

Einmal hatte Friedrich Adolph eine Affäre, die leicht einen üblen Ausgang hätte nehmen können. Ein Klassengenosse, der Sohn eines maître de requêtes, hatte ihn in der Universität mit seiner Sprache geneckt. Friedrich Adolph hatte das übelgenommen, es war zu einem Wortwechsel gekommen, und die jungen Herren drohten sich gegenseitig mit Prügeln. Der Graf wollte durch den Pagen seinen Hofmeister benachrichtigen lassen, der aber nicht zu Hause war, und ließ darauf den lippischen Dienern sagen, sie sollten sich bereit halten, beim Ausgang aus dem Kolleg den Sohn eines maître de requêtes zu prügeln.

Das unterblieb aber, weil es Gerstein verbot. Darauf ging Paget zu den Professoren mit der Bitte, an den maître de requêtes zu schreiben, daß er seinen Sohn vorläufig zu Haus halten möge, wenn er ihn vor Mißhandlungen schützen wolle, denn sie, die Lipper, würden alle Bekannten in Paris in Bewegung setzen, um Genugtuung zu erlangen. Ferner müßte der Professor veranlassen, daß sich der junge Mann entschuldigte. Allerdings wäre er zuerst bedroht gewesen, aber bei dem großen Standesunterschiede hätte er sich nicht so äußern dürfen. Der maître de requêtes ging wirklich auf alles ein; sein Sohn mußte sich in das Haus des Grafen begeben und ihn um Verzeihung bitten, daß er das Unglück gehabt hätte, ihn zu ärgern, worauf Friedrich Adolph sehr höflich antwortete. Damit war die Sache erledigt.

Auch über den Pagen hatte der Hofmeister häufig zu klagen. Er fand ihn anspruchsvoll, unkultiviert und von schlechten Manieren, obgleich er sich ja allmählich etwas Schliff angewöhnte. Der junge Kotzenberg dagegen fühlte sich unglücklich; es kränkte ihn, daß er Livree tragen mußte und durch seine Stellung von dem vornehmsten Verkehr der Grafen ausgeschlossen war; ihre oft derben Neckereien brachten ihn zur Verzweiflung. So beklagte er sich denn gegen jedermann, gegen die Braker Grafen, gegen Rübel und Lampe und brieflich gegen seinen Vater und rächte sich dadurch, daß er ihm alles über die Verhältnisse und Lebensweise der Grafen meldete, wovon er denken konnte, daß es ihnen schaden könnte. Dadurch wurde dann wieder der Hofmeister Kotzenberg verstimmt und ließ Paget so lange auf die Wechsel warten, daß er in die größte Verlegenheit kam und sich Geld von Massane, mit dem er eng befreundet war, borgen mußte. Übrigens schickte Kotzenberg öfter Geld für Privatausgaben seines Sohnes, die sich ziemlich hoch beliefen; einmal 200 Taler zur Bezahlung seiner Schulden.

Für die Protestanten gestalteten sich in dieser Zeit die Verhältnisse in Frankreich täglich schlimmer. Denn nach dem Tode der Königin hatte Madame de Maintenon einen noch größeren Einfluß als sonst auf den König gewonnen, der sich bald darauf heimlich mit ihr vermählte. Sie, der Beichtvater Père Lachaise und Louvois drängten ihn, den Protestantismus in Frankreich

ganz auszurotten. Schon seit zwei Jahren waren die Dragonaden ein beliebtes Mittel zur Bekehrung; jetzt wurden die Maßregeln noch verschärft, die protestantischen Kirchen geschlossen oder zerstört. Viele Hugenotten entzogen sich den Verfolgungen durch die Flucht ins Ausland, aber manche fielen auch von ihrem Glauben ab. So hatte die Gräfin Roye den Schmerz, daß einer ihrer Söhne katholisch wurde, während der andere, der seinem Glauben treu geblieben war, vor Luxemburg fiel.

Unsere Grafen hatten unter den Verfolgungen persönlich nicht zu leiden, aber da sie streng protestantisch erzogen waren und ihre Freunde in Paris vorzugsweise unter den Protestanten hatten, wurden sie von dem Unglück ihrer Glaubensgenossen schmerzlich berührt und nahmen warmen Anteil daran. Einmal als sie nach Charenton kamen, fand dort ein Trauergottesdienst statt, weil neuerdings 500 protestantische Kirchen zerstört worden waren. Wie hätte so etwas ihr junges Gemüt kalt lassen können! Es scheint auch, daß niemand den Versuch gemacht hat, sie ihrem Glauben abtrünnig zu machen, wie das bei anderen deutschen Prinzen der Fall war.

So waren in Paris zwei Prinzen von Sachsen aus der in Zeitz regierenden Linie. Der ältere von ihnen verkehrte viel bei der Dauphine und dem Kardinal von Bouillon und wurde von ihnen zum Religionswechsel bewogen. Einige Tage vor der Abschwörung erfuhr es sein Gouverneur, und um den jungen Prinzen zu retten, reiste er sofort mit ihm ab unter dem Vorwande, daß er vom Kaiser ein Regiment erhalten hätte. Da diese Prinzen den Gottesdienst in Charenton nicht besucht hatten und dort unbekannt waren, und da die Grafen zur Lippe, weil Ferdinand Christian krank war, dem Gottesdienste einige Male ferngeblieben waren, so übertrug sich das Gerücht von dem Glaubenswechsel des sächsischen Prinzen auf sie, und bei ihrem Wiedererscheinen in Charenton wurden sie mit lebhafter Freude begrüßt.

Mit diesen Prinzen von Sachsen waren unsere Grafen auch gelegentlich zusammengetroffen; Paget tadelte aber ihre Servilität. Er konnte es nicht begreifen, daß Prinzen ihres Ranges es nicht unter ihrer Würde hielten, während des Diners wie Bediente hinter dem Stuhle des Herzogs von Orleans zu stehen.

Eine solche Erniedrigung würde er seinen Grafen nie zugemutet haben.

Paget nahm natürlich mit ganzem Herzen Partei für seine bedrängten Glaubensgenossen und suchte ihnen heimlich, soviel er konnte, zu nützen. So bat er z. B. die Gräfin zur Lippe im Auftrage von Frau v. Berignan, der Prinzessin von Ostfriesland eine junge Dame zu empfehlen, die sich im Auslande eine Stelle suchte. Aber Paget war vorsichtig. Er vermied alles, was ihn oder seine Zöglinge hätte kompromittieren können, ja, er suchte sogar im feindlichen Lager Beziehungen anzuknüpfen. Père Lachaise suchte er sich dadurch zu verbinden, daß er ihm für seine literarischen Arbeiten Material verschaffte: eine Abschrift der Institutionen des ordre de l'esclavage de la vertu, welchen die Gräfin zur Lippe von der Kaiserin erhalten hatte, für seine Abhandlung „les ordres des princes," und die Ahnentafel der Lippe und Dohna für die „Preuves de la noblesse de toutes les nations de l'Europe."

Frau v. Maintenon scheinen die lippischen Grafen nicht aufgesucht zu haben; die Herzogin von Orleans, ihre gütige Gönnerin, war deren erklärte Gegnerin.

Ludwig XIV. hatte die Reunionskammern eingesetzt, welche ihm alle Gebiete zusprachen, die ehemals zu den von ihm im Westfälischen und Nymweger Frieden erworbenen Ländern gehört hatten. Er ließ sie darauf militärisch besetzen und hatte in wenig Jahren dem deutschen Reiche an 600 Herrschaften, Städte und Dörfer entrissen. Im Frühling 1684 ließ er das zu den spanischen Niederlanden gehörige Luxemburg belagern und begab sich selbst zu der Belagerungsarmee. Der größte Teil der Hofgesellschaft folgte ihm dahin. Die Grafen zur Lippe-Brake bekamen extra von zu Hause 2000 Taler geschickt, damit sie sich in das Lager vor Luxemburg begeben und vierzehn Tage dort aufhalten könnten. Die Detmolder Grafen waren noch zu jung dazu; der Marschall Schomberg selbst riet ihnen, lieber bei ihren Studien zu bleiben. Die Festung wurde auch bald genommen, und der König kehrte nach Versailles zurück, wo ihm die Grafen von neuem ihre Aufwartung machen konnten.

Die Grafen zur Lippe-Brake hatten nach ihrer Rückkehr nach Paris ein recht unangenehmes Erlebnis. Sie speisten bei

einem befreundeten deutschen Edelmann, während ihr Wagen auf der Straße auf sie wartete. Aus einer Barbierstube nebenan wurde Wasser auf die Straße gegossen, wodurch die Pferde unruhig wurden. Darauf zündeten Leute, welche aus dem Barbierladen kamen, das Stroh auf der Straße an. Das erregte die Pferde noch mehr, und der Rauch belästigte auch die Herren. Sie glaubten, es sei eigens geschehen, um sie in ihrem Vergnügen zu stören; ihre Leute stürzten herunter und mit dem Kutscher in den Barbierladen. Es entstand eine Zänkerei mit dem Barbier, wobei dieser die erste Ohrfeige bekam. Seine Gehülfen und andere Leute, die sich wollten rasieren lassen, kamen ihm zu Hülfe und wurden mit den deutschen Bedienten handgemein; einige von den deutschen Edelleuten mischten sich auch noch hinein. Anfangs hatten die Deutschen die Oberhand und demolierten alles im Hause des Barbiers. Da erhob sich der Pöbel in der Nachbarschaft, drängte die Bedienten in das deutsche Haus zurück, hielt sie dort belagert und drohte, sie in Stücke zu zerreißen. Wachtsoldaten kamen heran, schützten sie vor der Wut des Volkes, aber wollten sie ins Gefängnis bringen. Ehe der Polizeileutnant erschien, hatte Rübel Paget benachrichtigt. Dieser eilte sofort hin und traf schon Herrn v. Spanheim, mit dem er überlegte, wie die Grafen zur Lippe-Brake vor dem Gefängnis könnten bewahrt werden. Spanheim setzte dem Polizeileutnant auseinander, daß die Herren von hoher Geburt wären und anders behandelt werden müßten wie gewöhnliche Leute. Er berief sich auch auf die Herzogin von Orleans und bot an, Bürgschaft zu stellen. Der Leutnant antwortete, er würde sein Möglichstes tun, um den Herren gefällig zu sein, aber er könnte sie nicht freilassen, ehe er mit dem Könige gesprochen hätte. Es wurde dann beschlossen, daß die Grafen in Spanheims Wagen mit einer Eskorte von 24 Reitern und 36 Mann zu Fuß nach ihrer Wohnung gebracht werden sollten, wo sie eine Wache von 15 Mann bekommen würden. Die Sache wurde bald stadtkundig, und die Herzogin Bouillon, welche nicht wußte, daß es noch andere Grafen Lippe in Paris gab als die Detmolder, schickte einen Edelmann auf Erkundigungen aus und ließ schon anspannen, um selbst nachzusehen. Auch der Herzog von Bouillon und einige andere Herren warfen

sich in ihren Wagen, besorgt um den Namen der Grafen Lippe, und waren beruhigt, als sie den Sachverhalt erfuhren. Nicht geringe Angst hatte auch Mme. de Roye um ihre jungen Freunde gehabt.

Nun hielt es Paget aber für durchaus notwendig, seine Grafen nach Versailles zu führen. Er wollte dadurch dem Polizeileutnant imponieren und die Interessen der Braker fördern, hatte aber auch noch einen anderen Grund. Als Friedrich Adolph und Ferdinand Christian während der Belagerung von Luxemburg eines Tages in den Tuillerien waren, hatte sie die Herzogin von Orleans gefragt, ob sie schon zurück wären. Bei der Antwort unserer Grafen, daß nicht sie, sondern ihre Vettern von Brake vor Luxemburg wären, hatte es sich herausgestellt, daß die Herzogin nichts von diesen wußte, obgleich sie ihr aufgewartet hatten. Sie waren nur in der Menge deutscher Edelleute bei ihr gewesen, ohne daß sie den Namen erfahren hatte. Da also die Grafen zur Lippe-Brake am Hofe nicht bekannt waren, fürchtete Paget eine Verwechslung, wenn der Polizeileutnant von den Grafen Lippe spräche. Wirklich fragten der Herzog und die Herzogin von Orleans und mehrere Hofleute die Detmolder Grafen, wie sie aus der Haft freigekommen wären, und Paget war froh, daß durch ihre Gegenwart den schlimmen Gerüchten die Spitze abgebrochen war. Der König aber bemerkte sie zu Pagets Kummer nicht, denn zum lever kamen sie zu spät, und beim Diner war es zu voll.

Der Polizeileutnant wurde vom König hart angefahren, weil er es gegen Herren von hoher Geburt an der nötigen Rücksicht hätte fehlen lassen. Er befahl ihm, den Grafen möglichst schnell ihre Freiheit wiederzugeben. Noch schlechter erging es dem Polizeileutnant bei der Herzogin von Orleans, an die jene deutschen Edelleute einen Abgesandten mit einem Briefe des Baron von Derenberg geschickt hatten, worin sie die Sache in ihrer Weise darstellten. Der Polizeileutnant war froh, als Paget eintrat, der ihm bezeugen konnte, daß er nur seine Pflicht getan hatte. Er ließ nun die Grafen frei, jedoch mit dem Befehl, ihre Bedienten ins Gefängnis zu führen. Diese waren inzwischen über das Dach entkommen und hielten sich in Spanheims Hause, später bei den Detmolder Grafen versteckt, bis sie

eines Tages in größter Morgenfrühe mit ihren Herren unerkannt die Stadt verließen, als diese sich nach Chantilly begaben, um dem Prinzen Condé einen Besuch zu machen. Schließlich bekam der Barbier 10 oder 12 Louisdor Schadenersatz, und damit war die Sache erledigt. Die Braker Grafen hatten noch den Vorteil, daß sie sich bei Hofe bedanken mußten und sich dort auf diese Weise bekannt machten. Die Detmolder Grafen aber versäumten nicht, sich bei dem Herzog und der Herzogin von Bouillon und der Gräfin Roye zu bedanken für ihr freundliches Interesse, und empfingen von ihnen neue Beweise ihres Wohlwollens.

Durch einen Prinzen von Wolfenbüttel, der, aus Italien kommend, sich in Paris aufhielt und viel mit den jungen Grafen verkehrte, lernten sie auch die Herzogin von Hannover kennen, die dort ebenfalls Aufenthalt genommen hatte, Sie war die Witwe des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, eine geborene Pfalzgräfin von Simmern. Der Tod ihrer Mutter versetzte sie in tiefe Trauer, aber kaum hatte sie sich von einer durch die Gemütsbewegung verursachten Krankheit erholt, so empfing sie auch die Grafen wieder. Friedrich Adolph schien eine Neigung für die älteste Tochter der Herzogin zu fassen, und Paget glaubte zu bemerken, daß die Herzogin einer Allianz mit dem Hause Lippe nicht abgeneigt wäre. Sie war sehr gütig gegen die Grafen und sprach mit großer Hochachtung von der Gräfin Amalie, die sie sich erinnerte in Pyrmont und bei der verwitweten Gräfin in Horn gesehen zu haben. Die Gräfin Amalie beunruhigte dies ein wenig; sie wünschte eine frühe Verheiratung ihres Sohnes nicht, obgleich ihr Gemahl zur Zeit seiner Vermählung auch nicht viel älter gewesen war als Friedrich Adolph jetzt. Vielleicht wünschte sie diese Verbindung aber auch nicht der Religion wegen, denn die junge Prinzessin gehörte der katholischen Konfession an, zu der ihr Vater übergetreten war. Da die lippischen Grafen im Sommer eine Reise nach England machten, wurde dieser Verkehr abgebrochen, und Paget beruhigte die Gräfin mit der Versicherung, daß es nichts Ernsthaftes gewesen wäre. Überhaupt benähme sich Friedrich Adolph, wie er schreibt, sehr passend gegen Damen, und er, Paget, wachte mit größter Aufmerksamkeit über die Beziehungen

der jungen Herren zum weiblichen Geschlecht. Sie verkehrten überdies nur in ehrbaren Häusern, und das Leben in Paris wäre so ehrbar, wie in irgend einer anderen Stadt Europas.

Von den Prinzessinnen von Hannover heiratete die eine den Herzog von Modena, die andere den deutschen Kaiser Joseph I.

III. Reise nach England. 1684.

Ende Juli waren die Grafen in ihren Studien so weit fortgeschritten, daß sie die lang geplante und vorbereitete Reise nach England antreten konnten, die ihre Welt- und Menschenkenntnis vermehren, daneben aber auch zur Erholung dienen sollte.

Die Grafen reisten mit ihrem Hofmeister, ihrem Informator und dem Kammerdiener Kestner über Rouen nach Dieppe, wo sie sich auf der Jacht des Herzogs von Northumberland einschifften. In Rouen hielten sie sich 4—5 Tage auf, machten aber keine Bekanntschaften, sondern begnügten sich damit, die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. In Dieppe dagegen erwies ihnen der Gouverneur Mr. de Tierseville alle möglichen Aufmerksamkeiten, lud sie fast täglich zu Diners und Soupers ein, so daß ihnen dort die Zeit bis zur Abfahrt des Schiffes sehr angenehm verging. Die Überfahrt war glücklich, aber langsam, sie dauerte 5 Tage bis Gravesend, wo sie die Jacht verließen, um in Booten die Themse bis zum Tower hinauf zu fahren. Unterwegs hatte ein Mecklenburger, Brand mit Namen, sich an die Grafen heranzudrängen gesucht, was Paget, der ihm nicht traute, indessen verhinderte. Dieser Brand war es, welcher im nächsten Jahre den Herzog von Monmouth auf seiner Flucht verriet.

In London wohnte die Gesellschaft zuerst in der Nähe der Börse, später mieteten sie sich in Pall-Mall ein. Kaum hatte Paget für Unterkunft gesorgt, so eilte er auch schon nach Windsor, wo der König damals Hof hielt. Durch Mme. de Roye waren die Grafen an ihren Bruder, den Grafen Duras, Lord Faversham warm empfohlen, der bei dem König und besonders bei der Königin hoch in Gunst stand. Der König hatte ihn zu

seinem ersten Kammerherrn gemacht und ihm den Titel Lord Faversham verliehen. Faversham orientierte Paget über die Verhältnisse am Hofe, stellte sich den Grafen ganz zur Verfügung und bestimmte schon den folgenden Tag zur Vorstellung beim Könige. Darauf siedelte Paget sofort mit den Grafen für 14 Tage nach Windsor über.

Damals lebte noch König Karl II. und führte ein so fröhliches Leben, daß nichts seinen schon im nächsten Winter eintretenden Tod ahnen ließ. Sein Hof wetteiferte an Glanz und Eleganz mit Versailles, war aber um ein gut Teil sittenloser. Man amüsierte sich herrlich; Hoffestlichkeiten, Theater und Jagden nahmen den König in Anspruch, seine größte Leidenschaft aber war die Liebe. Louise de Queronailles, Herzogin von Portsmouth, früher ein Ehrenfräulein seiner Schwester, der ersten Gemahlin des Herzogs von Orleans, hatte es verstanden, den flatterhaften König nun schon seit Jahren zu fesseln, der trotz gelegentlicher Untreue immer wieder zu ihr zurückkehrte. Ihr zwölfjähriger Sohn, der junge Herzog von Richmond, der Stammvater der jetzt noch blühenden Herzogsfamilie dieses Namens, war sein erkärter Liebling, seit Mannouth wegen des Rye House-Komplotts hatte ins Exil gehen müssen.

Faversham hatte vor der Vorstellung mit dem Könige über die lippischen Grafen gesprochen, darum wurden sie ganz besonders ehrenvoll aufgenommen. Eine Stunde nachher redete der König sogar den Grafen Friedrich Adolph auf der Promenade an und erzählte ihm politische Neuigkeiten. Am Abend desselben Tages führten Faversham und der brandenburgische Resident am englischen Hofe die Grafen in die französische Komödie, wo sich der ganze Hof fast jeden Abend einfand. Jeder hatte dafür ein Eintrittsgeld von ½ Taler zu zahlen.

Am nächsten Tage wurde der Herzogin von Portsmouth und dem Herzog von Richmond Besuch gemacht. Der Prinz und die Prinzessin von York, ebenso wie Prinz und Prinzessin von Dänemark waren von Windsor abwesend und kamen so spät zurück, daß die Grafen ihnen nur noch ihre Aufwartung machen, aber sie nicht näher kennen lernen konnten.

Die Herzogin von Portsmouth war ganz besonders liebenswürdig gegen die jungen Grafen, vielleicht weil Paget ihr

Landsmann war, vielleicht auch, daß ihr die Grafen vom französischen Hofe aus empfohlen waren. Denn die Herzogin von Portsmouth stand mit dem französischen Hofe in lebhaften Beziehungen und erfreute sich dort großer Gunst. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans hielt viel von ihr und erwähnte sie öfter. So schrieb sie noch am 3. Mai 1715 an ihre Stiefschwester, die Raugräfin Louise: „Engellandt ist der duchesse de Porsthmuth gar gewiss viel schuldig. Von der gattung ist es woll die beste fraw, so ich mein leben gesehen; sie hatt ein gutt gemühte uudt ist von gutten commerse. Zu Monsieur s. lebenszeit hatten wir sie gar offt zu St. Clou, kene sie also gar sehr. Soltet Ihr sie sehen, bitte ich, ihr mein compliment zu machen, liebe Louisse!“ Der kleine Herzog von Richmond lud die Grafen sogleich im Auftrage seiner Mutter zum Diner ein, in den nächsten Tagen waren sie noch öfter bei ihr und trafen dort auch den König. Denn der König aß an seiner eigenen Tafel in Gesellschaft der königlichen Familie fast nichts; nach Aufhebung der königlichen Tafel ging er in die Zimmer der Herzogin hinab und setzte sich dort mit zu Tisch, nicht wie ein König, sondern wie ein guter Kamerad. Alle Steifigkeit war ihm verhaßt, die Herzogin sorgte für fröhliche Gesellschaft, man lachte und amüsierte sich. So wurden die beiden Grafen mit dem Könige näher bekannt, dem die schlagfertigen jungen Leute offenbar gefielen. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt, die ihnen keine Schwierigkeit mehr machte; manchmal machte sich der König auch den Spaß, sie deutsch anzureden.

Bei der großen Huld, welche die Majestäten, auch die Königin, ihnen erwiesen, war es natürlich, daß die Hofgesellschaft sich an Höflichkeiten für die Grafen überbot. Mit einem jungen Marquis von Lansdowne, der sich im vorigen Jahre im Türkenkriege ausgezeichnet hatte, standen sie besonders gut. So waren sie bei Gesellschaften, Spaziergängen ꝛc. niemals vereinsamt.

Der König hatte sich ein kleines stehendes Heer gebildet, weniger zur Kriegführung als seiner persönlichen Sicherheit wegen. Als er nun das Dragonerregiment wollte Revue passieren lassen, lud er auch die Grafen Lippe dazu ein und bot ihnen dazu sogar Pferde aus dem königlichen Marstall an, denn Paget

hatte vor der Abreise von Paris die Pferde verkauft. Die jungen Grafen waren von der Truppenschau ebenso entzückt wie von des Königs Gnade. Sie fanden das Regiment ganz ausgezeichnet sowohl an Menschen wie an Pferden, und die Ausrüstung imponierte ihnen sehr.

Ein anderes Mal machte der König, von der Hofgesellschaft begleitet, seinen täglichen Morgenspaziergang im schönen Park von Windsor und dehnte ihn ungewöhnlich weit aus, obgleich es zu regnen drohte. Der König fragte die Gesellschaft um ihre Meinung über das Wetter, und alle antworteten, daß es nach Regen aussähe. „Was tut's," sagte er, „dann werden wir einmal durchnäßt." Die jungen Grafen waren auch dabei, denn sie versäumten nie, an diesen Spaziergängen teilzunehmen. Bald fing es an zu regnen, man suchte Schutz unter den Bäumen, und Ferdinand Christian hatte das Glück, eine dicke, hohle Eiche zu finden, in die er hineinkroch. Sein Bruder sah es und meldete es dem Könige, der sogleich herbeikam und auch in die Eiche stieg. Er wollte, Ferdinand Christian sollte darin bleiben, aber er und Paget traten ehrfurchtsvoll bei Seite, während sich Friedrich Adolph dicht neben den König stellte, der in bester Laune war und sich in drolliger Weise mit ihm und den im Regen Stehenden unterhielt. Man ließ für den König eine Sänfte holen, und er versprach, auch den anderen welche zu schicken. Wirklich hielt er Wort und schickte welche für alle, aber jeder mußte nachher für sich selbst bezahlen. Mittags, als die Grafen gekommen waren, den König speisen zu sehen, spottete er noch weidlich darüber, daß sie naß geworden wären, und schickte sie zur Herzogin Portsmouth hinab, wo noch viel darüber gelacht wurde. Am nächsten Tage reiste der Hof nach Winchester, und die Grafen kehrten nach London zurück.

Vor der Abreise von England wollte Paget seinen Zöglingen noch die berühmte Universität Oxford zeigen. Auf dem Wege dahin hatte Friedrich Adolph das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und die Schulter zu verrenken. Derartige Unfälle waren auf den elenden englischen Landstraßen ganz an der Tagesordnung. Paget brachte den Grafen in ein benachbartes Dorf, wo sie sehr gut speisten, dann kehrten sie in einem herbeigeholten Wagen nach London zurück, während Ferdinand Christian

mit Gerstein die Reise nach Oxford fortsetzte. Ein geschickter Chirurg renkte den ausgesetzten Arm wieder ein, und der Unfall hatte weiter keine üblen Folgen, als daß er die Abreise verzögerte, welche Paget wegen des sehr kostspieligen Lebens in England möglichst hatte beschleunigen wollen. Ferdinand Christian gewann dadurch Zeit, die große, schöne Stadt London gründlich zu besehen, die nach dem Brande von 1666 jetzt schöner wieder aufgebaut war. Er speiste auch einmal bei dem Lordmayor, was ihn sehr amüsierte.

Ende September konnten sie endlich die Rückreise antreten. Sie wählten diesmal die kürzere Seefahrt, schifften sich um Mitternacht in Dover ein und kamen schon am folgenden Morgen in Calais an. Dort war Herr von Trouillard, ein Verwandter des Detmolder Hoffräuleins Mlle. de Trouillard, sehr freundlich gegen sie und lieh ihnen auch 200 Taler, weil sie sich Spitzen kaufen wollten und nicht mehr als das für die Reise nötige Geld bei sich führten.

Die Nähe Flanderns veranlaßte einen Abstecher dahin; Kestner wurde mit dem Gepäck nach Paris vorangeschickt. (Die anderen Diener hatten die englische Reise überhaupt nicht mitgemacht, sondern Paget hatte sie während dieser Zeit in Paris untergebracht.) So reisten die beiden Grafen mit Paget, Gerstein und Kotzenberg ohne Dienerschaft, das war bequemer und billiger. Sie besuchten Gravelingen, Dünkirchen, Nieuport, Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln und Brüssel und hielten sich überall so lange auf, wie Touristen zu tun pflegen, welche die Sehenswürdigkeiten kennen lernen wollten. Sie besahen alles, was berühmt war oder dem damaligen Geschmacke entsprach. Friedrich Adolph hatte viel Sinn für das Schöne, Ferdinand scheint mehr Interesse für Befestigungswerke gehabt zu haben. Über Tournay und durch die Picardie kehrten sie auf dem kürzesten Wege nach Paris zurück.

IV. Zweiter Aufenthalt in Frankreich. 1684—1685.

Paris war bei der Rückkehr der Grafen noch ziemlich öde. Der Hof war in Fontainebleau, und viele ihrer Freunde waren abwesend; Schomberg war schwer krank; die Grafen zur Lippe-

Brake rüsteten zur Heimkehr. Aus diesen Gründen, aber auch um zu sparen, führte Paget seine Grafen nach Blois, worüber die jungen Herren sehr erfreut waren, weil die Braker Vettern ihnen viel von ihrem Sommeraufenthalt an der Loire erzählt und gerühmt hatten. In Blois ließ Paget seine Zöglinge unter Gersteins Obhut und kehrte selbst eilends nach Paris zurück, weil Kestner schwer erkrankt war. Er blieb bei ihm, bis sich sein Zustand besserte. Die Grafen wohnten in Blois incognito in einem Privathause und blieben dort zwei Monate. Sie verlebten in dieser Stadt Weihnachten und Neujahr, sahen sich in ihren Erwartungen aber sehr getäuscht; es war eine langweilige Zeit für sie, da Regenwetter eintrat und es in Blois an Verkehr fehlte. Die Studien litten nicht darunter, Gerstein konnte ihnen immer noch sehr viel lehren, und ein vortrefflicher protestantischer Geistlicher sorgte für den Religionsunterricht. Als das sehnsüchtig erwartete Geld endlich angekommen war, reisten sie unter Pagets Leitung wieder nach Paris, besahen unterwegs noch das prachtvolle königliche Jagdschloß Chambord und hielten sich drei bis vier Tage in Orleans auf.

Die Grafen sollten in diesem Winter die Universität nicht mehr besuchen, sondern bei tüchtigen Lehrern Unterricht im Tanzen, Fechten, Reiten und Mathematik nehmen und auch im Singen, denn beide hatten eine gute Stimme, und das Singen war damals sehr Mode. Paget brachte sie also auf die Akademie des Mr. de Vaudeuil in der Rue de Seine, wo sich besonders der jüngere Graf auszeichnete.

Ferdinand Christian hatte im vergangenen Jahre vom Herzog von Zelle eine Kompagnie erhalten, worauf er sehr stolz war. Auch sein Bruder hatte sich mit ihm gefreut, nachdem Paget es ihm richtig auseinandergesetzt und gezeigt hatte, daß er es nicht als eine Zurücksetzung seiner selbst betrachten dürfe, da Ferdinand für den Kriegsdienst, er aber für die Regierung bestimmt sei. Jetzt wurde in Überlegung gezogen, ob der junge Graf (er war erst 16 Jahre alt) im nächsten Sommer an der Spitze dieser Kompagnie den Feldzug gegen die Türken mitmachen sollte. Paget war sehr dafür und besprach die Sache mit seinen Freunden Mr. Claude und Mr. Moncaut und mit

den Marschällen d'Estrades[1]) und Schomberg. Letzterer hielt Ferdinand Christian für noch zu jung und zu zart. Als Paget ihm aber sagte, daß er ihn nicht mehr nach seinen Wünschen leiten könnte und doch gezwungen sein würde, ihn nach Detmold zurückzuschicken, erklärte sich Schomberg mit dem Plane einverstanden, was Paget sofort nach Detmold meldete. Spanheim war zu dieser Zeit in Berlin und konnte darum nicht um seinen Rat gefragt werden; er billigte es aber durchaus, als er später davon hörte.

So bekam Ferdinand Christian den Befehl, mit Gerstein nach Detmold zu kommen, um im Frühjahr nach Ungarn zu ziehen. Paget stattete ihn erst noch reichlich mit allem aus, was besser in Paris als in Detmold zu beschaffen war, ließ ihm ein Reisekleid und einen besseren Anzug machen, kaufte ihm eine Toilette, einige spanische und französische Spitzengarnituren, einen Mantel, Schabracken 2c.

Während Friedrich Adolph stark und kräftig war wie seine Braker Vettern, hatte Ferdinand Christian damals noch eine schmächtige Figur. Er hatte eine anziehende, geistreiche Physiognomie, sah vornehm und ernst aus und hatte in seinem Benehmen einen feinen Anstand und Takt. In allen körperlichen Übungen seines Standes war er vortrefflich, für die Wissenschaften hatte er weniger Eifer gezeigt, was er später bereute. Indessen hatte er ganz gute Kenntnisse in Philosophie, Geschichte, Rechtswissenschaft und besonders Mathematik. Die Prinzipien der Befestigungskunst hatte er aufmerksam studiert, wie es sich für einen jungen Mann ziemte, der sich dem Kriegshandwerk widmen wollte. Seit die Teilnahme am nächsten Feldzuge in Aussicht stand, nahm er doppelte Reit- und Fechtstunden.

Wenn Paget Schomberg gegenüber gesagt hatte, daß er Ferdinand Christian nicht mehr leiten könnte, so war das nicht der einzige Grund, weshalb er seine Rückkehr nach Detmold wünschte; er hoffte mit ihm zugleich den Informator und den Pagen loszuwerden. Das Verhältnis zwischen Friedrich Adolph und dem Pagen war schon unerträglich und mußte sich voraus-

[1]) Gouverneur des Herzogs von Chartres.

sichtlich noch verschlechtern, wenn der versöhnliche jüngere Graf nicht mehr zwischen ihnen stand. Paget bat also die Gräfin, bei dem Hofmeister Kotzenberg darauf hinzuwirken, daß er eine Stelle als Kornett für seinen Sohn annehmen sollte, die ihm angeboten war. Vergebens, der Page blieb in Paris, aber Gerstein begleitete fortan den jüngeren Grafen. Gerstein war nach Pagets Urteil kein starker Geist oder feiner Kopf, der in schwierigen Dingen fruchtbar oder geschickt wäre, aber er hatte gesunden Menschenverstand und ging auf Vorschläge verständig ein. Er hatte sehr gute Kenntnisse im Recht und auch in anderen Disziplinen, besonders in der Theologie. Sein Sinn war auf das Gute gerichtet, er war freimütig, rechtlich, hatte Anstand, daneben aber auch Neigung für Vergnügungen und gutes Essen; auch war er nicht übereifrig und nicht sehr skrupulös, wenn es galt, seine Neigungen zu befriedigen. Paget war zwar immer sehr gut mit ihm fertig geworden, freute sich nun aber, daß er Ferdinand Christian begleitete. Denn manchmal hatte er ihn, um ihn nicht zu kränken, mit in Gesellschaft genommen, wo es passender gewesen wäre, in nicht so großer Zahl zu erscheinen.

Es war die Rede davon, statt Ferdinand Christian den dritten Bruder, Heinrich Ernst, nach Paris zu schicken, weil die Kosten für einen Grafen nicht viel geringer waren als für zwei. Dagegen wehrte sich nun Paget mit aller Macht. Er hielt es nicht für gut 1. wegen der unter Brüdern gewöhnlichen Eifersucht, 2. weil der Verkehr, den Friedrich Adolph jetzt besonders pflegen sollte, bei kleiner Gesellschaft leichter wäre, und 3. weil die Erziehung erschwert würde und Heinrich Ernst noch zu jung wäre. Darum ließ die Detmolder Regierung diesen Plan fallen und begnügte sich damit, weniger Geld zu schicken, sodaß Paget mit seinem Grafen oft in die größte Verlegenheit kam.

Ferdinand Christian war außer sich vor Freude, als seine Teilnahme am Feldzuge bestimmt war; sein Bruder mißgönnte es ihm auch nicht, nur die Braker Vettern wurden eifersüchtig. Es galt nun Abschied zu nehmen am Hofe und in der Stadt. Der König sagte dem kleinen Grafen viel Verbindliches, und die Höflinge folgten wie gewöhnlich seinem Vorbilde. Die Herzogin von Orleans neckte ihn, die Türken würden ihm, weil

er noch so klein wäre, statt den Kopf abzuschlagen, den Leib durchhauen.

Am 17. März 1685 reiste Ferdinand Christian mit Gerstein, seinem französischen Kammerdiener de Fosses und dem Lakaien Christoph ab. Paget hatte die deutschen Diener längst gern abschaffen wollen; Konrad hatte er bei einem holländischen Kaufmann in Paris als Koch untergebracht, Christoph schickte er jetzt nach Haus, so blieb in Friedrich Adolphs Gefolge von den Detmolder Dienern nur noch Kestner, der eine etwas höhere Stellung als die anderen einnahm, auch zu seiner Ausbildung auf Wunsch der Gräfin in Paris einigen Unterricht bekam. Ferdinand Christians neuer Diener war Protestant, von Mr. Claude warm empfohlen. Er hatte 5 Jahre in der Armee und 7 Jahre bei einem Chirurgen gedient, hatte sehr gute chirurgische Kenntnisse und bewährte sich in der Folge als ebenso treu wie tüchtig. Die Reise führte durch die spanischen Provinzen nach dem Haag, wo Ferdinand Christian seine beiden Onkel Dohna traf, die Brüder seiner Mutter, die kurz vorher bei ihnen in Paris gewesen waren. Sie stellten ihn dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien vor. Dann ging er nach Vianen zu seiner Großtante Solms-Hungen, welche mit den eben erwähnten Grafen Dohna im Prozeß war. Bei ihr hielt er sich aber nicht lange auf, sondern eilte mit der Post nach Detmold.

Friedrich Adolph setzte unterdes seine Studien in Paris fort und bewegte sich mehr noch als im vorigen Jahre in der großen Welt. Ein Fest drängte das andere. Er fuhr auch nach Chantilly zum Besuch beim Prinzen Condé. Der Prinz ließ ihn in seiner Karosse aus dem Gasthause abholen, wo er abgestiegen war, und im Schloßhofe ließ er ihn durch den Kapitän der Leibwache begrüßen, dem Paget den Wunsch des Grafen, seine Aufwartung zu machen, mitgeteilt hatte. Beim Eintritt in das Zimmer entschuldigte sich Condé, daß er der Gicht wegen, die ihn ja auch gezwungen hatte, seine glorreiche Laufbahn als Kriegsheld aufzugeben, nicht aufstehen und ihn gebührend begrüßen könnte. Er ließ ihm einen Sitz geben, unterhielt sich huldvoll und befahl dem Kapitän, ihm Schloß und Park zu zeigen. Daran schloß sich eine Spazierfahrt in der Karosse des Prinzen. Der Kapitän lud den Grafen auch

zum Souper ein, was Paget aber unter dem Vorwande, daß sie schleunigst nach Paris zurückmüßten, ablehnte, weil er fürchtete, daß der Graf nicht an Condés Tisch gesetzt würde. Denn die Prinzen von Geblüt zogen sogar Prinzen selten zu ihrer Tafel, sie mußten hinter den Stühlen stehen, wie die Prinzen von Sachsen-Zeitz es taten. Selbst der Prinzessin Marianne von Württemberg hatte man nur einen Stuhl hinter dem Sessel der Herzogin von Orleans gegeben. Paget hielt einen französischen Prinzen nicht für vornehmer als einen deutschen Kurfürsten, an dessen Tafel der Graf doch war zugezogen worden, und vermied die Gelegenheit zu solcher Erniedrigung.

Wenn Paget gehofft hatte, daß er nach Ferdinand Christians und Gersteins Abreise ein angenehmeres und leichteres Leben haben würde, so hatte er sich geirrt, denn Friedrich Adolph machte ihm viel zu schaffen. Soweit es anging, berücksichtigte Paget gern seine Neigungen, mußte ihm aber doch oft entgegentreten. Der junge Graf verlangte mehr Selbständigkeit; wenn man ihm kleine Freiheiten gewährte, nahm er sich große und suchte seinen Gouverneur ganz bei Seite zu schieben. In dieser Gesinnung wurde er durch den Landgrafen von Hessen-Homburg bestärkt, denselben, welcher dem großen Kurfürsten die Schlacht bei Fehrbellin hatte gewinnen helfen. Der Landgraf hielt sich im Juli 1685 mehrere Wochen in Paris auf, um das Karussell zu sehen. Friedrich Adolph war unter den Zuschauern, Paget hatte seine Teilnahme am Karussell nicht gestattet, das Zusehen war ihm ziemlich langweilig. Er war viel in der Gesellschaft des Landgrafen, begleitete ihn auch mehrmals nach Versailles, wo Paget sich nicht mehr zu zeigen wagte, und der Landgraf überschüttete ihn so mit Zärtlichkeiten, daß Paget vermutete, er wünsche den Grafen zum Gemahl für eine seiner Töchter. Ein welch vortrefflicher Kriegsmann und Regent der Landgraf aber auch sein mochte, auf Friedrich Adolph übte er keinen guten Einfluß. Außer daß er sein hohes Selbstgefühl noch steigerte, veranlaßte er ihn zu unnützen Ausgaben und führte ihn auch zweimal in unpassende Gesellschaft. Paget atmete auf, als der Landgraf abreiste. Graf Dohna, welcher seinen Neffen gut hätte beeinflussen können, blieb leider nur wenige Tage in Paris.

Nun drängte Paget zur Abreise, um Friedrich Adolph entweder eine Tour durch die Provinzen oder nach Italien machen zu lassen. Sie wurden jedoch durch Geldmangel bis zum September in Paris festgehalten Das war für Friedrich Adolph eine ziemlich verlorene Zeit und für den Gouverneur höchst unbehaglich.

Nach der Eroberung von Luxemburg hatte Ludwig XIV. freie Hand, im Innern seine Maßregeln gegen die Hugenotten durchzusetzen. Ihre politischen Rechte hatten sie ja längst verloren, unter den Prinzen und Großen Frankreichs war keiner mehr, der ihren Glauben teilte oder sich hätte für sie verwenden mögen; der letzte reformierte Kurfürst von der Pfalz, auf dessen Hülfe und Fürsprache sie noch gehofft hatten, starb um diese Zeit. So waren sie schutz- und wehrlos in der Gewalt ihrer Feinde, die alle Gewaltmaßregeln für erlaubt und Gott wohlgefällig hielten, durch welche sie in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt werden konnten. Die Dragonaden wurden allgemein (nur Paris selbst blieb davon verschont), die protestantischen Kirchen wurden sämtlich zerstört oder wenigstens geschlossen, die Pastöre verbannt. Alle Ämter mußten die Protestanten niederlegen, kein Katholik durfte protestantische Dienstboten haben, Zusammenkünfte von Protestanten auch in Privathäusern galten als Rebellion. Täglich wurden neue Erlasse gegen sie gegeben und im Oktober dieses Jahres das Edikt von Nantes gänzlich widerrufen. Bei diesen Verfolgungen fielen viele Protestanten von ihrem Glauben ab, viele tausend aber gaben lieber die Heimat als den Glauben auf, froh, wenn sie das nackte Leben über die Grenze retteten. Denn es stand eine strenge Strafe auf der Auswanderung, die Männer, welche dabei betroffen wurden, schickte man auf die Galeeren, die Frauen ins Gefängnis, und die Kinder wurden katholisch erzogen.

Paget hatte sich schon mehrfach bei der Gräfin um Stellen für protestantische Damen bemüht, mußte in seinen Ausdrücken aber sehr vorsichtig sein, weil immer zu befürchten stand, daß die Briefe erbrochen würden. Im Juli hatte er Gelegenheit, durch einen jungen Lipper, Kulmann, der zu seiner Ausbildung 5 Jahr im Auslande sich aufgehalten hatte, der Gräfin einen Brief zu schicken, worin er das Elend der Protestanten schilderte und

anfragte, ob Flüchtlinge in der Grafschaft Lippe aufgenommen werden könnten. Kulmann war ein verständiger, diskreter junger Mann, er hatte dem jungen Grafen fleißig aufgewartet und dessen Zuneigung gewonnen. Er überbrachte den Brief richtig an die Gräfin.

Schließlich wurde der Aufenthalt in Paris für Paget selbst gefährlich; er war ja französischer Untertan und den französischen Gesetzen unterworfen. Er lebte mit seinem Grafen so zurückgezogen wie möglich, um nur nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und bereitete alles für eine plötzliche Abreise vor. Wagen und Pferde wurden für 550 Thaler verkauft, der eigne Haushalt aufgelöst, die Reitstunden gab Friedrich Adolph der Hitze wegen auf, die wissenschaftlichen Studien waren beendigt. Bei längerem Aufenthalt mußte Paget auf das Schlimmste gefaßt sein. Wer hätte ihnen helfen sollen, wenn sie in Not gekommen wären? Ihre protestantischen Freunde mußten selbst das Land verlassen. Mr. Claude ging nach dem Haag, die Gräfin Roye in die Verbannung nach England. Schomberg, der trotz seines protestantischen Glaubens wegen seiner Verdienste im spanischen Kriege vor 10 Jahren die französische Grafenwürde und den Marschallstab erhalten hatte, zu einer Zeit, als die Hugenotten doch auch schon verfolgt wurden, entfloh nach Portugal und folgte dann einem Rufe des Großen Kurfürsten. Der Gottesdienst und die Versammlungen in Charenton hörten natürlich auf, das Konsistorium mußte sich auflösen, die schöne Kirche, welche die lippischen Grafen allsonntäglich besucht hatten, wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Auch mit den andern Freunden hatten die Lipper Unglück. Der Herzogin von Orleans hätten sie nicht mit Anliegen kommen mögen. Sie war durch den Tod ihres Bruders, des Kurfürsten von der Pfalz in tiefe Trauer versetzt, und die politischen Ereignisse und diplomatischen Verhandlungen, welche zum dritten Raubkrieg führten und deren Objekt ihre geliebte Heimat war, nahmen ihre Gedanken in Anspruch. Der Herzog und die Herzogin von Bouillon, die mütterliche Freundin der lippischen Grafen, fielen durch Intriguen in Ungnade bei Hofe und wurden auf ein Landgut, 22 Stunden von Paris entfernt, verwiesen. Friedrich Adolph machte ihnen dort einen Abschiedsbesuch, um

für ihre Freundlichkeiten zu danken. Die übrigen Abschiedsbesuche waren bald gemacht, und immer ungeduldiger erwarteten Paget und der Graf Geld und Befehle aus Detmold.

Es drängt sich einem die Frage auf, ob die Unregelmäßigkeit in den Geldsendungen nicht dazu beigetragen haben kann, Friedrich Adolph gleichgültig gegen finanzielle Schwierigkeiten zu machen. Er gewöhnte sich daran, auf Borg zu leben; nachher, wenn die Wechsel ankamen, wurden die Schulden bezahlt. So scheute er auch später vor Schulden nicht zurück und befriedigte seine kostspieligen Passionen ohne Rücksicht auf die Kosten.

Die allwöchentlichen, interessanten Berichte Gersteins und Ferdinand Christians über dessen Erlebnisse im Türkenkriege, bei der Belagerung von Neuhäusel und der Schlacht bei Gran mußten Friedrich Adolphs Mißbehagen über seine Untätigkeit noch vergrößern. Er unterstützte daher Pagets Bitten um Geld durch dringende Briefe, und als endlich so viel geschickt wurde, daß sie die Schulden bezahlen konnten und noch 248 Taler übrig behielten, lieh Paget von einem Freunde noch 500 Taler dazu, und Mitte September traten sie die Reise an. Der Boden brannte Paget unter den Füßen, er dachte nicht mehr daran, seinem Grafen noch mehr von Frankreich zu zeigen, wie er es früher gewünscht hatte, sondern eilte auf dem nächsten Wege nach Genf. Ihre Sachen hatten sie zum größten Teil von Paris über Amsterdam nach Detmold gesandt. Der Kammerdiener Kestner und der Page Kotzenberg begleiteten ihren Herrn auch auf dieser Reise.

V. Italienische Reise. 1685—1686.

Es war bestimmt, daß Friedrich Adolph den Winter in Italien verleben sollte, in Genf wurde aber die Reise unterbrochen, weil er dort seinen Großonkel, den Grafen Christoph von Dohna besuchen wollte.

Dieser Graf Dohna war früher Gouverneur von Orange gewesen und hatte sich, als Ludwig XIV. dieses Fürstentum besetzte, auf seine Besitzung Coppet am Genfer See zurückgezogen. Er war hoch gebildet, der Philosoph Bayle war mehrere Jahre

Erzieher seiner Söhne gewesen, von denen jetzt zwei in brandenburgischen Diensten standen, einer Hauptmann der Schweizer Garde des Prinzen von Oranien war. Jetzt hatte sich Graf Dohna mit seiner Gemahlin und seinen drei Töchtern nach Genf geflüchtet, weil Coppet, eine französische Enklave in der Schweiz, zum pays de Gex gehörte, wo Dragonaden stattfinden sollten.

Friedrich Adolph verlebte in der Familie des Großonkels höchst interessante und angenehme Tage, denn der Graf Dohna tat alles, um seinen jungen Verwandten zu unterhalten. Er führte ihn auch, weil die Dragoner noch nicht angekommen waren, für einige Tage nach Coppet, dem reizend gelegenen Landsitze, der später durch Mme. de Staël bekannt geworden ist. Es traf sich, daß Dohnas jüngster Sohn zu dieser Zeit aus dem Türkenfeldzuge zurückkehrte und seinem jungen Vetter von dem Kriege der Venezianer gegen die Türken in Dalmatien erzählen konnte. Friedrich Adolph dachte daran, sich auch den Krieg in der Nähe anzusehen, und Schomberg hatte ihm geraten, zu seiner militärischen Ausbildung nach Dalmatien zu gehen. Davon riet ihm nun der junge Dohna ab, der die Venezianer gar nicht rühmte. Im folgenden Frühjahr kam man in Detmold auf diesen Gedanken zurück, und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg schrieb auf Bitten des Grafen Simon Henrich einen Empfehlungsbrief für Friedrich Adolph an seinen Sohn Maximilian Wilhelm, bei welchem sich Friedrich Adolph in Venedig vorstellen sollte. Der junge Graf war aber schon abgereist, als der Brief ankam. Der ältere Graf Dohna bemühte sich als eifriger Protestant sehr für seine Glaubensgenossen. Ihre Verfolgungen und die Mittel, wie ihnen zu helfen wäre, waren der beständige Gegenstand der Unterhaltung zwischen ihm und Paget. Er erwartete täglich seine Nichten, Mlles. de Villefrauche, die des Nachts zwischen Sümpfen und Felsen und in Wäldern reisen mußten, um nicht entdeckt zu werden. Die Flüchtlinge wurden wie wilde Tiere verfolgt und kamen bettelarm über die Grenze. Paget machte der Gräfin abermals Vorschläge über die Aufnahme von Flüchtlingen in die Grafschaft, und Dohna wandte sich ebenfalls an sie.

Der Aufenthalt in Genf mußte bald abgebrochen werden, weil der Winter herankam und Paget mit seinem Grafen die Alpen überschreiten mußte, ehe die Pässe verschneit waren. Denn

die Reise durch Südfrankreich zu machen, war bei den jetzigen Unruhen und Verfolgungen gefährlich. Auch Dohna riet entschieden davon ab. Sie reisten über Chambery, Turin, Casale Mailand, Pavia, Genua, Livorno, Pisa, Florenz und Siena nach Rom. Friedrich Adolph hatte Empfehlungsbriefe an hervorragende Persönlichkeiten in verschiedenen dieser Städte, unter anderen von der Herzogin von Orleans an ihre Stieftochter, die Herzogin von Savoyen, die Friedrich Adolph vor ihrer Vermählung schon in Versailles gesehen hatte. Auch trafen sie unterwegs mehrfach Verwandte und Bekannte: in Florenz einen Grafen Dohna, der eben aus dem Türkenkriege in Morea zurückkehrte, und den Grafen Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe, von dem Friedrich Adolph jedoch keine gute Meinung gewann, und in Mailand den älteren Bückeburger Grafen, der nach Parma ging, um Moral zu studieren. Der Kammerdiener Kestner wurde mit dem Gepäck nach Rom vorausgeschickt und traf dort den Grafen Ferdinand Christian mit Gerstein und den Braker Grafen, welche zusammen nach Beendigung des Feldzuges in Ungarn eine Reise durch Italien machten und jetzt im Begriff waren, nach Neapel abzureisen. Friedrich Adolph selbst kam erst nach der Abreise des Bruders in Rom an. Der Page Kotzenberg blieb beständig in seiner Begleitung, legte jetzt aber die Livree ab. Friedrich Adolph hatte es schließlich selbst gewünscht, weil Kotzenberg für einen Pagen zu groß geworden war, und Paget hatte es gutgeheißen. Am frohsten aber war Kotzenberg darüber, denn nun konnte er sich freier bewegen, und der Graf, der ihm kein gnädiger Herr war, gebrauchte seine Dienste weniger häufig.

In Rom mietete Paget ein schönes, prächtig möbliertes Haus in der Nähe des Tiber für drei Monat und richtete eigene Wirtschaft ein wie im ersten Jahre in Paris. Der Stadt Rom gab Paget für längeren Aufenthalt den Vorzug vor Venedig und Neapel, weil das Leben dort weniger sittenlos war und Friedrich Adolph mehr Gelegenheit zu vornehmem Verkehr hatte. Die Kunstschätze und die historischen Erinnerungen der ewigen Stadt scheinen bei der Wahl des Aufenthalts nicht maßgebend gewesen zu sein.

Friedrich Adolph besuchte sogleich die Herzogin Orsini-Bracciano, eine Tochter des Herzogs de La Trémouille, als

Verwandter und wurde wie ein solcher aufgenommen und behandelt. Sie war die einzige Dame in Rom, welche nach französischer Sitte lebte und Gesellschaft bei sich empfing. Selbst ihre Schwester, die Prinzessin Lauti, durfte auf Befehl ihrer Schwiegereltern keine Gesellschaft bei sich sehen, doch war ihr Gemahl auch sehr zuvorkommend gegen die lippischen Grafen und nahm sie oft mit auf die Hasenjagd in der Kampagna von Rom. Ferner hatte Friedrich Adolph Empfehlungen an den Kardinal d'Estrées, den französischen Bevollmächtigten am päpstlichen Hofe, und wurde von dem Bischof von Paderborn an den Kardinal Pio, den deutschen Bevollmächtigten und den Herrn Cassoni, des Bischofs genaue Freunde, empfohlen. Besonders interessant aber war die Bekanntschaft mit der Schwedenkönigin Christine.

Der junge Graf hatte sich kaum etwas in Rom umgeschaut, als sein Bruder Ferdinand mit seiner Gesellschaft aus Neapel zurückkam. Friedrich Adolph ritt ihm entgegen, und in der Kampagna trafen sich die Brüder. Das war ein frohes Wiedersehen und eine herzliche Begrüßung. Ferdinand Christian blieb die erste Nacht bei seinen Vettern im Gasthause Monte d'oro, am Spanischen Platze, am anderen Tage zog er auf Bitten seines Bruders mit Gerstein, der ihn seit der Abreise von Paris nicht verlassen hatte, in seines Bruders Haus.

Friedrich Adolph machte es sich zur Aufgabe, seinen Bruder in den Häusern einzuführen, wo er selbst verkehrte. Zuerst brachte er ihn zur Königin Christine, welche im jetzigen Palazzo Corsini in Trastevere wohnte. Diesen Besuch schildert Ferdinand Christian in seinen Denkwürdigkeiten folgendermaßen:

„In ihrem Hotel wurden wir von einem Edelmann und und einer Menge Lakaien empfangen, die auf den Stufen der Treppen standen, auf der obersten aber stand ihr Majordomus, der Marquis del Monte. Dieser führte uns durch eine Flucht Zimmer, wie man sie in Rom hat, bis in eins, — wo ich eine — darf ich es sagen? sehr komische Person sah. Sie setzte mich in das allergrößte Erstaunen, sodaß ich meinen Bruder fragte, „Wer ist das? Ist das die Närrin der Königin?" worauf er mir zu schweigen gebot, denn das wäre sie selbst. Aber es war etwas ganz anderes, als sie nach meiner Verbeugung anfing zu sprechen. Ich brauche mich darüber nicht zu verbreiten, weil

über ihren großen Geist und ihr Wissen so viel geschrieben ist, daß darüber jeder vollständig unterrichtet ist. Sie wollte, daß ich ihr ein genaues Bild vom Herzog von Lothringen machen sollte, vom Kurfürsten von Bayern und von allen Generälen, von denen sie eine weit genauere Liste hatte, als mein Gedächtnis mir lieferte. Ich antwortete so genau wie möglich über diejenigen, welche ich kannte, und über die Operationen im letzten Feldzuge, worüber sie nachher in einer Weise sprach, daß ich ganz verwundert war, sie nicht wie eine Dame, sondern wie einen Heerführer und zwar einen sehr erfahrenen Heerführer sprechen zu hören. Ich wurde nicht müde, ihr zuzuhören, aber zugleich fiel mir immer wieder ihr Äußeres auf. Sie war eine Fürstin von sehr kleinem Wuchs mit großem Gesicht, einer Adlernase, und für ihr hohes Alter war ihr Gesicht noch ziemlich frisch aber männlich. Sie war im bloßen Kopf und hatte die Haare in dicken Locken oben auf den Kopf zurückgestrichen. Sie trug einen Mannsrock mit einer Krawatte, wie man später die Steenkerque[1]) trug und einen kurzen Rock über dem Wams, alles von schwarzem Damast. Der Rock ging ihr nur bis zum halben Bein und ließ einen glatt gezogenen, seidenen Strumpf mit einem Männerschuh sehen, der aber einen sehr hohen Absatz hatte. Sie saß auch ungeniert wie ein Mann, trug Männerhandschuh und -Manschetten und gestikulierte beim Sprechen wie ein Mann."

Diese Audienz hatte nur zeremoniell sein sollen, da jeder Fremde der Königin seine Aufwartung zu machen pflegte, aber sie dauerte fast zwei Stunden, so viel Gefallen fand sie an der Unterhaltung der jungen Grafen, die beim Fortgehen von ihr aufgefordert wurden, sie während ihres Aufenthaltes in Rom oft zu besuchen. Das taten sie denn auch, und die Königin sandte jede Woche zweimal den jungen Herrn del Monte zu ihnen, der nach seinem Vater die erste Stelle in ihrem Hause einnahm.

Am selben Abend führte Friedrich Adolph seinen Bruder zu der Herzogin Bracciano, in der Geschichte bekannt unter dem Namen Prinzessin Orsini oder Ursins. Welch bedeutende, geistreiche Frau sie war, hatte sie später Gelegenheit zu zeigen, als sie Oberhofmeisterin der Königin von Spanien war und durch

[1]) Unordentlich um den Hals geknüpfte Seiden- oder Spitzentücher.

ihren Einfluß auf König Philipp V. die Geschicke Spaniens lenkte. Sie war der Mittelpunkt der französischen Gesellschaft in Rom, Kardinal d'Estrées fand sich täglich bei ihr ein und spielte L'hombre mit ihr. Als dritter wurde der kleine Graf Ferdinand Christian aufgefordert und machte seine Sache so gut, daß es bis zum Ende seines römischen Aufenthalts so gehalten wurde. Friedrich Adolf unterhielt und amüsierte sich derweil mit den anderen Herren und Damen der Gesellschaft, die immer sehr zahlreich war. Eines Abends kam auch der junge Lord Spencer, der Sohn des damaligen englischen Kanzlers, begleitet von einem ganzen Gefolge anderer englischer Herren und Diener zu der Herzogin. Nach der Begrüßung setzten sich die Herzogin, der Kardinal und Ferdinand Christian wieder zum Spiel nieder, während sich Spencer in den Kreis mischte, der sich um die Damen der Herzogin gebildet hatte. Dort traf er den Grafen Friedrich Adolph. Die jungen Herren unterhielten sich vortrefflich, kamen dann aber in einen kleinen Streit über das Schoßhündchen der Herzogin. Spencer hatte es in seinem Hute, Friedrich Adolph nahm es ihm weg und wollte es nicht zurückgeben. Die Sache war so unbedeutend, daß niemand acht darauf gegeben hatte. Als nun die Gesellschaft nach Beendigung des Spiels aufbrach, verließen die Grafen Lippe zufällig zuletzt den Salon und fanden Spencer im Vorsaal. Er hatte sein Gefolge fortgeschickt, wartete auf sie und machte nun dem Grafen Friedrich Adolph Vorwürfe, worauf dieser gutmütig erwiderte, er erinnere sich nicht, ihm etwas gesagt oder getan zu haben. Auf Ferdinand Christians Frage, um was es sich handle, erzählte der Lord die Geschichte mit dem Hündchen. Da sagte Ferdinand Christian: „Ach, Herr Hundejunge, wir kannten Ihr schönes Amt nicht, sonst wären wir Ihnen nicht zu nahe getreten." Ferdinand Christian hatte nämlich von dem Engländer keine gute Meinung, da er ihn in Wien gesehen und viel über ihn hatte sprechen hören. Spencer sollte in einem Café jemand erschlagen und deshalb die Stadt verlassen haben. Die Grafen schnitten weitere Erörterungen mit den Worten ab, daß hier nicht der Ort dazu wäre und sie sich nicht in einem Wiener Café befänden. Darauf ließen sie den Lord bestürzt stehen, setzten sich in ihren Wagen und fuhren nach Haus.

Am anderen Morgen mußte sich Friedrich Adolph frühzeitig zur Königin von Schweden begeben, während sein Bruder Unterricht in der Fortifikationslehre hatte; denn auch auf der Reise wurden die Studien fortgesetzt. Die Brüder konnten die Stunden aber nicht zugleich nehmen, weil sie nicht gleich weit waren. Außerdem mußte Ferdinand Christian zu Hause bleiben, um die Braker Vettern zu empfangen, die sie zu Tisch eingeladen hatten. Friedrich Adolph war noch keine halbe Stunde fort, als Baron Blumendahl, ein brandenburgischer Edelmann, nach ihm fragte. Er kam in Lord Spencers Auftrage, um den Grafen Friedrich Adolph aufzufordern, sich nachmittags 2 Uhr mit nur einem Freunde ohne andere Begleitung auf dem Spanischen Platze einzufinden; Blumendahl werde den Lord Spencer dorthin begleiten. Nachdem Blumendahl in Friedrich Adolphs Abwesenheit seine Bestellung an Gerstein ausgerichtet hatte, entfernte er sich. Ferdinand Christian aber schickte heimlich Kotzenberg hinter ihm her und ließ ihm sagen, daß er die Partie annähme und sich an dem bezeichneten Orte mit einem Freunde und einem guten Degen einfinden würde. Er wäre entzückt, in Abwesenheit seines Bruders die Sache statt seiner auszufechten. Damit erklärte sich Blumendahl einverstanden. Dann zog Ferdinand den Vetter Otto von Brake ins Geheimnis, der ihm als Sekundant dienen sollte. Wenn es Zeit wäre, wollten sie sich heimlich aus der Gesellschaft entfernen. Etwas später kam Friedrich Adolph nach Hause und schalt seinen Bruder im Namen der Königin, daß er sie nicht auch besucht hätte.

Als sie sich nun anschickten, zu Tische zu gehen, fuhr die Leibkutsche der Herzogin Bracciano mit ihrem Kammerherrn vor, um sie zum Diner beim Herzog d'Estrées abzuholen. Am vergangenen Abend hatte ein Diener der Herzogin den Wortwechsel der jungen Herren gehört und seiner Herrin mitgeteilt, welche sogleich den Kardinal d'Estrées und den Kardinal Norfolk davon benachrichtigen ließ. Nun lud Kardinal d'Estrées den Grafen Lippe zu sich ein, und Norfolk versicherte sich des jungen Spencer, um ein Duell zu verhindern. Ferdinand Christian ahnte so etwas, als er den Kammerherrn lange leise mit Paget sprechen sah, und er erklärte ganz bestimmt, er könnte nicht mitfahren aus Rücksicht auf die von ihnen eingeladenen

Vettern. Also fuhr Friedrich Adolph allein mit seinem Hofmeister und dem Kammerherrn. Aber d'Estrées begnügte sich nicht mit ihm, sondern schickte noch einmal für Ferdinand Christian, und als das nicht half, sogar seine eigene Leibkutsche mit einem Kammerherrn. Da konnte Ferdinand Christian nicht anders, er mußte mitfahren, nahm aber vorher seinem Vetter das Versprechen ab, sich zur verabredeten Zeit nach dem Spanischen Platze zu begeben, sein Ausbleiben zu erklären und zu sagen, daß aufgeschoben nicht aufgehoben wäre. Der Kardinal hatte mit dem Essen auf ihn gewartet, und Ferdinand Christian schämte sich nun sehr, daß es durch seine Schuld so spät geworden war. Die beiden Grafen wurden sehr zärtlich behandelt, der Kardinal behielt sie den ganzen Nachmittag bei sich und spielte bald mit dem einen, bald mit dem anderen Schach.

Inzwischen war die Sache ruchbar geworden. Der Kardinal Pio schickte seinen maestro di camera maggiore in seinem Galawagen, um den Grafen seinen Schutz anbieten zu lassen. Sein Kammerherr fand es sehr merkwürdig, daß sich Deutsche eher an den französischen als an den deutschen Bevollmächtigten wendeten. Königin Christine ließ durch den jungen Marquis del Monte in verbindlichster Weise dasselbe anbieten.

Als der Abend gekommen war, setzte sich Kardinal d'Estrées in seine Karosse mit Friedrich Adolph zu seiner Linken; Ferdinand Christian und ein Bischof fuhren im nächsten Wagen, und das Gefolge des Kardinals begleitete sie. Der deutsche Kardinal Pio mit zahlreichen Edelleuten folgte ihnen kurz darauf. Als sie zur Stelle waren, sahen sie den Kardinal Norfolk kommen mit Lord Spencer an der Hand und einem Gefolge von Engländern und geistlichen Herren. Die beiden Parteien wurden in zwei Reihen geordnet, und nach einer allgemeinen gegenseitigen Begrüßung hielt d'Estrées eine lange Ansprache. Dann ließ er den Grafen Friedrich Adolph und den Lord Spencer näher treten und sagte ihnen, daß sie sich versöhnen und umarmen sollten. Jede der Eminenzen gab noch eine Ermahnung zum Frieden, und dann zog sich Norfolk mit seiner ganzen Gesellschaft zurück. D'Estrées fuhr ebenfalls nach Haus, und die Grafen Lippe blieben noch zum Spiel bei ihm, aber nicht mehr lange, weil die Zeremonie ziemlich viel Zeit in Anspruch genommen hatte.

Nachher meinte Spencer, daß er bei der Schlichtung des Streits zu schlecht weggekommen wäre, und fing wieder an zu drohen. Er fühlte sich sicher unter dem Schutze Norfolks, der energisch für den katholischen Landsmann Partei ergriff. Nun stellte Paget aber den Satz auf, daß Graf Friedrich Adolph, eigentlich ein Prinz, sich mit dem andern, der nur ein Privatmann wäre, nicht schlagen könnte. Die Herzogin und d'Estrées waren anfangs anderer Ansicht, als aber die Königin Christine und der Connetable Colonna, mit dem Paget im Salon der Herzogin darüber sprach, dem Hofmeister recht gaben, wurde bestimmt, daß Friedrich Adolph eine Forderung Spencers nicht annehmen würde. Spencer verließ bald darauf die Stadt.

Es scheint seltsam, daß einer so unbedeutenden Angelegenheit eine solche Wichtigkeit beigelegt wurde. Der Grund dafür liegt nicht allein im Range der lippischen Grafen und dem Ansehen Norfolks, der Spencers Interesse vertrat, sondern auch in der Rücksicht auf die Herzogin Bracciano. Ein Duell, zu dem in ihrem Hause die Veranlassung gegeben wäre, würde ihrem Rufe sehr geschadet haben, zumal sie wegen der größeren gesellschaftlichen Freiheit von den römischen Damen sehr beneidet wurde. Für die Grafen aber hatte der Vorfall die Folge, daß dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt war und sie von vielen geistlichen Würdenträgern und anderen vornehmen Herren Besuche und Aufmerksamkeiten empfingen.

Das Weihnachtsfest 1685 kam heran. Da gab es in Rom viel zu sehen, besonders an kirchlichen Festen. Unsere Grafen gingen am Heiligabend nach St. Peter, um die Kardinäle speisen zu sehen, welche vom Papste in der Sakristei vor der Mitternachtsmesse bewirtet wurden. Es waren nur 6 Kardinäle am Tisch. Während des Mahls sandte der Papst jedem von ihnen einen Strauß frischer Blumen. D'Estrées sah den Grafen Ferdinand Christian unter den Zuschauern, rief ihn und gab ihm als Zeichen der Auszeichnung, wie er selbst sagte, sein Bukett. Als Kardinal Pio das sah, gab er seines dem Grafen Friedrich Adolph; Spencer bekam das des Kardinals Norfolk. Die katholischen Herren, welche zugegen waren und auf die Auszeichnung gehofft hatten, z. B. zwei Grafen Fürstenberg, mochten wohl eifersüchtig genug werden, als ihnen die ketzerischen

Grafen vorgezogen wurden. Die Mitternachtsmesse sahen sich die lippischen Grafen bei den Kapuzinern an, wo sie am schönsten sein sollte. Das Gedränge dort war lebensgefährlich, Ferdinand Christian wäre fast erdrückt. Da nahm ihn ein freundlicher Kapuziner zu sich auf die Kanzel, wo er die Prozession besser als alle anderen sehen konnte. Am anderen Morgen schickte Friedrich Adolph sein Bukett der Prinzessin Lanti, Ferdinand Christian seines der Herzogin Bracciano. Die Damen überschütteten sie dafür mit Dank und Aufmerksamkeiten.

Die Sehenswürdigkeiten der Stadt, die Ruinen des alten Rom, von denen damals noch viel mehr stand als heute, die Kirchen und Paläste des Mittelalters und der Renaissance besuchten unsere Grafen natürlich auch fleißig. Ein Monsignore Vittorio, an den sie durch den Grafen Friedrich Christian von Schaumburg-Lippe empfohlen waren, war ihnen dabei sehr nützlich. Er verschaffte ihnen auch einen „Antiquar" als Führer in die Roma subterranea. In den endlosen Galerien der Katakomben hätten sie sich aber beinahe trotz seiner Führung verirrt.

Wenn man überlegt, mit welcher Zuvorkommenheit die jungen protestantischen Grafen von den geistlichen Würdenträgern in Rom behandelt, wie sie gefeiert und mit Aufmerksamkeiten überschüttet wurden, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die katholischen Herren hofften, die Grafen, von denen der ältere der Erbe einer nicht unbedeutenden Grafschaft war, für ihre Kirche zu gewinnen. Darin hatten sie sich aber getäuscht. Die Grafen waren und blieben gute Protestanten, und ihre Hofmeister würden sie auch sogleich fortgeführt haben, wenn ihr Glaube in Gefahr gekommen wäre.

Beim Papst konnten sie zu ihrem Bedauern keine Audienz bekommen, weil er krank war. Er ließ ihnen aber, als sie darum nachgesucht hatten, viel Verbindliches sagen, da er sich erinnere, zu der Zeit, als er in des Kaisers Dienst gestanden hätte, in der Grafschaft Lippe in Quartier gewesen zu sein. Es war Papst Innozenz XI., Odescalchi. In seiner Jugend war er Soldat gewesen und dann Geistlicher geworden und zu den höchsten Würden aufgestiegen, obgleich er ein Feind der Jesuiten war.

Anfang Januar 1686 brach Ferdinand Christian mit Gerstein und den Grafen Lippe-Brake auf, um noch mehrere Städte Italiens zu sehen und zum Karneval in Venedig zu sein. Kotzenberg trat in seinem Gefolge die Heimreise an, zur Freude und Erleichterung für Paget. Friedrich Adolph verlebte den Karneval in Rom.

In Geldnot waren die Lipper in Rom auch immer; bis die Kreditbriefe da waren, borgte Paget bei den Prälaten. Dazu halfen besonders die Empfehlungsbriefe des Bischofs von Paderborn, die leider erst nach Ferdinand Christians Abreise ankamen. Graf Cassoni machte sich außerordentlich liebenswürdig. Einmal sandte er dem Grafen Schokolade und eingemachte Früchte im Werte von 18—20 Pistolen, ein andermal 3 Paar lebende Rebhühner. Letztere schickte Friedrich Adolph sogleich der Prinzessin Lanti, die er häufig bei der Herzogin Bracciano traf. Cassoni zeigte ihm auch den Vatikan mit allen Kunstschätzen, die damals nicht wie jetzt dem Publikum zugänglich waren. Kardinal Pio konnte nicht so viel wie Cassoni für den Grafen tun, weil er krank wurde.

Friedrich Adolph hatte eigentlich bis Mitte März in Rom bleiben, dann einen Abstecher nach Neapel machen und über Venedig und Wien langsam nach Hause kommen sollen. Weil nun aber in Detmold seine Teilnahme am nächsten Feldzuge gegen die Türken in Überlegung gezogen wurde, bekam er Anfang März Befehl, sogleich die Heimreise anzutreten. Er reiste von Rom nach Bologna, wo Paget eine Barke bis Venedig mietete. Die Wasserfahrt war aber sehr langsam und sehr unbequem, daher verließen Friedrich Adolph und Paget das Boot in Ferrara — die Reise von Rom bis dahin hatte 14 Tage gedauert — und fuhren in einer Kalesche über Padua nach Venedig. Die Dienerschaft folgte mit dem Gepäck in der Barke.

In Venedig traf der Graf den Herzog von Hannover mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern und war mehrmals mit ihnen zusammen. Dann trennten sich ihre Wege, der Herzog reiste nach Rom und Friedrich Adolph auf geradem Wege nach Detmold.

Beinahe drei Jahre war er von der Heimat abwesend gewesen, hatte Land und Leute gesehen; hatte viel gelernt, aber

auch das Leben genossen; hatte an den Höfen zu Versailles und Windsor Geschmack an Pracht und Üppigkeit bekommen und trotz Pagets sorgfältiger Aufsicht das galante, leichtfertige Leben dieser Höfe kennen gelernt. Man fragt sich, ob es nicht für ihn und die Grafschaft besser gewesen wäre, wenn er eine schlichte deutsche Erziehung erhalten hätte.

3. Türkenkriege. 1686—1688.

I. Erste Kampagne.

Graf Friedrich Adolphs wissenschaftliche und weltmännische Bildung konnte jetzt als vollendet gelten, es blieb noch übrig, ihn mit dem Kriegswesen vertraut zu machen. Auch einem regierenden Herrn konnten in diesen kriegerischen Zeiten militärische Kenntnisse und persönliche Bekanntschaft mit hervorragenden Kriegsführern nur von Nutzen sein. Dazu trieb eine gewisse national-religiöse Begeisterung zum Kriege gegen die Türken, die trotz des vorigjährigen, für sie unglücklichen Krieges noch immer den größten Teil Ungarns in Besitz hatten und für Deutschland eine beständige Gefahr bildeten. In diesem Jahre sollte ihnen Ofen abgenommen werden, von dessen Burg und Moscheen seit 160 Jahren der Halbmond geglänzt hatte. Die Braunschweig-Lüneburgischen Truppen waren diesmal nicht dabei, aber der Kurfürst von Brandenburg schickte dem Kaiser unter General Schöning ein Hülfskorps von 8000 Mann.

Hatte man in Detmold anfangs gewünscht und bei dem kommandierenden Feldherrn Maximilian Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg auch schon Schritte dazu getan, daß Friedrich Adolph diesen Sommer den Feldzug gegen die Türken in Morea und Dalmatien mitmachen sollte, so wurde doch nach seiner Heimkehr dieser Plan aufgegeben und seine Teilnahme am Kriege in Ungarn beschlossen.

Seinen Bruder Ferdinand Christian hatte er nicht mehr in Detmold angetroffen. Dieser war schon vorher, nach vierwöchentlichem Aufenthalt in der Heimat, zur Armee abgegangen und machte den Feldzug als Volontär bei den Brandenburgern mit unter der Obhut von zwei Brüdern seiner Mutter, der

Grafen Karl und Theodor von Dohna. Karl war Oberst eines Infanterie-Regiments, Theodor kommandierte ein Dragoner-Regiment; ihm schloß sich Ferdinand Christian an, weil er im letzten Feldzuge auch bei der Kavallerie gedient hatte. Seine Reise ging zunächst nach Celle, wo er seinem Herrn, dem Herzog, und seinem Vorgesetzten, dem General Chauvet, seine Aufwartung machte, dann nach Wolfenbüttel. Dort besuchte er den General Graf Georg zur Lippe-Brake und traf seinen Onkel Dohna, der ihn mitnahm nach Berlin und weiter nach Crossen und Breslau. In Crossen hielt der Kurfürst eine Truppenschau, und Ferdinand Christian hatte die Ehre, ihm die Kompagnie der Freiwilligen vorzuführen. In Breslau blieb der junge Graf einer schweren Erkrankung wegen einige Wochen liegen, holte das Brandenburgische Korps aber noch zeitig genug ein, um damit durch den Jablunka-Paß in Ungarn einzurücken und über Neutra, Leopoldsburg und Neuhäusel nach Ofen zu ziehen. Vor Ofen fand er auch seine Vettern Rudolf und Otto von Brake und sein Gepäck, das die Vettern für ihn mitgenommen hatten.

Friedrich Adolph wurde Ende Mai von seinem Vater zu dem Fürsten Waldeck gesandt, der als Reichsfeldmarschall im Jahre 1683 die Kreistruppen von Bayern, Franken und Oberhessen zum Entsatz nach Wien geführt und 1685 unter dem Prinzen von Lothringen und dem Kurfürsten von Bayern als selbständiger Führer gegen die Türken gekämpft hatte. Friedrich Adolph überbrachte ihm ein Handschreiben seines Vaters, worin dieser ihn bat, seinem Sohne zu gestatten, unter seinem Kommando mitzugehen, oder andernfalls ihn zu rekommandieren. Der Fürst von Waldeck nahm den jungen Grafen sehr gnädig auf und gab ihm, da er selbst nicht nach Ungarn ging, Empfehlungen und viele nützliche Ratschläge, wofür Graf Simon Henrich ihm nachher mit warmen Worten dankte.

Nachdem auch dieser erfahrene Fürst und Feldherr die Teilnahme an der Kampagne in Ungarn gebilligt hatte, wurde eiligst die Ausrüstung fertig gestellt. Am 14. Juni war alles zur Abreise bereit, und die Dienerschaft wurde vereidigt und angewiesen, in allen Stücken dem Hofmeister Paget zu gehorchen. Die Personen des Gefolges waren außer Paget, Gerstein und

dem Pagen Sarrazin der Kammerdiener Keſtner, der Lakai Schlepper, der Koch Schultz, der Schmied Henrich, die Vorreiter Stiebe und Roſenkranz, der Sattelknecht Niemeyer und die Knechte Rabe und Bergmeier.

Graf Friedrich Adolph zur Lippe.

Das Gefolge ging ſogleich unter Pagets Führung nach Frankfurt ab, Friedrich Adolph reiſte zwei Tage ſpäter mit ſeiner Mutter und ſtattete erſt noch einen Beſuch auf Hohenſolms ab. Dort nahm er Abſchied von Gräfin Amalie und traf in Frankfurt verabredetermaßen mit ſeinen Leuten wieder zuſammen. Er ſchlug nun den nächſten Weg nach Nürnberg berg ein; das langſame Reiſen mit ſo großem Troß mißfiel ihm

aber (die Reise von Frankfurt bis Nürnberg dauerte 7 Tage), und so ritt er mit Gerstein voraus. Er konnte seinem Vater aber auch von Nürnberg aus melden, daß die Pferde alle besser bei Fleisch wären als bei der Abreise von Detmold, nur hätte er Gersteins Pferd, weil es gehinkt hätte, gegen einen grauen Wallach umtauschen müssen. Von Nürnberg reiste Gerstein mit der Post nach Regensburg, um dort weitere Reisevorbereitungen zu treffen. Er mußte Vorräte, besonders Hafer und Wein anschaffen und zwei Schiffe kaufen zum Transport der Leute, Pferde und des Gepäcks die Donau hinunter nach Wien und weiter nach Ofen. 3 Tage nach Gerstein kam Friedrich Adolph in Regensburg an. Sein Hauptgeschäft war hier wie schon manchmal auf den früheren Reisen das Visitenmachen. Paget mußte sich sogleich beim Bischof von Passau erkundigen, ob und wann es ihm genehm sein würde, den Grafen zu empfangen. Der Bischof, augenblicklich durch eine Konferenz verhindert, bestimmte 3 Uhr nachmittags dazu und ließ den Grafen zu dieser Zeit in seiner Karosse abholen, lud ihn auch für den folgenden Tag zum Mittagessen ein. Danach machte Friedrich Adolph dem Bevollmächtigten des Kaisers, dem Fürsten Windischgrätz einen Besuch, den er am folgenden Tage wiederholte. Der Bischof war höchst liebenswürdig, zog sogar Paget und Gerstein an seine Tafel, aber Windischgrätz doch fast noch mehr. Sehr interessant war es für die lippischen Herren, was er über die Belagerung von Ofen sagen konnte; daß die Stadt hart bedrängt, aber auch tapfer verteidigt würde und daß die Brandenburger große Verluste gehabt hätten. Er gab dem Grafen auch ein Empfehlungsschreiben an Starhemberg, den gefeierten Verteidiger Wiens.

Die Stromfahrt bis Wien dauerte 4½ Tag. Da ging Friedrich Adolph mit dem Hofmeister und dem Pagen an Land, um mit Postpferden weiterzureisen, und ließ sein Gefolge unter Gerstein die Reise zu Schiff fortsetzen. Er drängte um so ungeduldiger zur Beschleunigung der Reise, als er von allen Seiten hörte, daß Ofen sich nicht lange mehr würde halten können, und er wollte doch noch etwas von der Belagerung mit ansehen. Bei dem lippischen Agenten in Wien fanden sie die Empfehlungsschreiben, welche bei der eiligen Abreise nicht hatten

fertig gestellt werden können und ihnen nachgeschickt waren, darunter ein Handschreiben Simon Henrichs, worin er seine Söhne der Huld des Herzogs von Lothringen empfiehlt, und ein anderes an den Reichsvizekanzler Grafen von Königsegg. Letzteren bittet er um Empfehlungsschreiben an den Herzog von Lothringen und andere „hohe und höchste Örter"; um die Erlaubnis für seine Söhne, ihm ihre Aufwartung machen zu dürfen, und die Gewogenheit, ihnen nach Beendigung der Kampagne eine Audienz beim Kaiser zu verschaffen. Trotz der großen Eile fand Paget doch Zeit, dem Vizekanzler diesen Brief zu überbringen und Friedrich Adolph, der vielleicht nicht in besuchsmäßigem Aufzuge war und auf elegantes Auftreten viel Gewicht legte, mit der großen Eile zu entschuldigen. Königsegg erwiderte das Schreiben, indem er sein Bedauern darüber aussprach, daß der junge Graf wegen der Impresa vor Ofen die Stadt Wien so schnell verlassen hätte, und hoffte auf seine Rückkunft. Graf Breuner, der Gemahl der Gräfin Elisabeth Philippine von Schaumburg-Lippe, war zur Zeit von Wien abwesend.

Das Wiedersehen der Brüder im Lager vor Ofen war kein freudiges; denn wenige Tage vorher war ihr Onkel Graf Karl von Dohna beim Sturm auf die Stadt gefallen. Für die jungen Grafen war das ein großer Verlust, aber ganz untröstlich war Graf Theodor von Dohna, der seinen Bruder zärtlich liebte und, um immer bei ihm zu sein, sich die Erlaubnis ausgewirkt hatte, statt sein Dragoner-Regiment zu führen, bei der Infanterie zu dienen. Graf Karl hatte diesen Feldzug auch nur auf Wunsch seines Bruders mitgemacht, eigentlich hatte er in die Niederlande gehen wollen, weil er kürzlich durch den Tod des letzten Herrn von Brederode die mitten zwischen den sieben Provinzen liegende souveräne Herrschaft Vianen geerbt hatte. So machte Graf Theodor sich die größten Vorwürfe, und ob sich die Neffen auch bemühten, ihn zu trösten, hatte er keine Lust mehr am Leben. Kaum 14 Tage nach jenem vergeblichen Sturm, bei einem neuen Angriff auf die Stadt fiel auch Theodor von Dohna, welcher auf der Bresche kommandierte. Kurz vorher hatte er seine beiden Neffen der großen Gefahr wegen fortgeschickt. Der Sturm dauerte 4 Stunden mit dem Erfolg, daß die erste Mauer genommen und behauptet wurde. Aber die Verluste waren

ungeheuer; die Kaiserlichen mit den Bayern und die Brandenburger hatten je 4000 Mann Tote und Verwundete.

Die Trauer unserer jungen Grafen war natürlich sehr groß, aber noch größer die Aufregung Pagets. Er wäre am liebsten sofort mit den jungen Herren nach Hause gereist, er paßte auch wahrscheinlich besser ins Studierzimmer und in den Salon, als in den Krieg, besser zum Diplomaten als zum Soldaten, und nach dem Tode der beiden Grafen Dohna trug er allein mit Gerstein alle Verantwortung für die tollkühnen Grafen Lippe, die in ihrem Übermut noch ihre Freude daran fanden, ihn zu ängstigen. Jedoch konnte er ohne ausdrücklichen Befehl aus Detmold die Rückreise nicht antreten, und bei den damaligen Verhältnissen dauerte es lange, bis ein Brief überkam.

Die Lage der Belagerer wurde um diese Zeit gefährlicher, weil sich bei Essek ein türkisches Entsatzheer gebildet hatte. Das veranlaßte den Höchstkommandierenden, Herzog Karl von Lothringen, die Belagerungstruppen mehr zusammenzuziehen, und die Brandenburger mußten ihre abgesonderte Stellung auf einem Hügel aufgeben und mit in die Umzingelungslinie einrücken. Da waren die Quartiere eng und schlecht, und weil die lippischen Grafen nach Dohnas Tode durch nichts mehr an die Brandenburger gefesselt wurden, schlugen sie alle vier, d. h. Friedrich Adolph und Ferdinand Christian von Detmold und Rudolf und Otto von Brake, ihre Zelte im Hauptquartier auf, zwischen den Generalen Dünewald, Palffy und Taff (später Lord Carlington), die sehr artig gegen sie waren und ihnen jeder eine Schildwache gaben. Bei Taff waren viele englische Volontäre, u. a. Berwick, König Jakobs II. Sohn.

Das türkische Entsatzheer rückte heran und lagerte in geringer Entfernung den Kaiserlichen und Bayern gegenüber. Eines Tages stellten sich die Türken in Schlachtordnung auf, und der Herzog von Lothringen und der Kurfürst von Bayern ließen ihre Truppen ihnen gegenüber Stellung nehmen. So standen die Heere sich lange kampfbereit gegenüber, als Lothringen Nachricht bekam, daß die Türken ein starkes Korps hinter den Bergen herumgeschickt hätten, um den Kaiserlichen in den Rücken zu fallen. Er entsandte deshalb den General Dünewald mit 7 bis 8 Kavallerie-Regimentern. Die vier Grafen Lippe samt

vielen anderen Volontären schlossen sich ihm an, kehrten jedoch nach 3 Stunden, als man immer noch nichts vom Feinde sah, zur Armee zurück, um die Hauptschlacht nicht zu versäumen. Gleich darauf traf Dünewald auf die Türken und trug einen glänzenden Sieg über sie davon. Darauf ließ der Herzog von Lothringen die Hauptarmee gegen die türkische Schlachtlinie vorrücken; die Türken aber erwarteten sie nicht, sondern flohen eiligst davon.

In den nächsten Tagen fanden zahlreiche Scharmützel statt, zu denen Generalmajor Graf Styrum, ein Verwandter der Gräfin Amalie zur Lippe, auch unsere Grafen aufforderte. Hätte nicht General Taff ihnen zwei Schwadronen vom Regiment Sachsen-Lauenburg zu Hülfe geschickt, so würde Styrum selbst samt den Freiwilligen, die sich ihm angeschlossen hatten, gefangen und getötet sein. In einem anderen Scharmützel verlor Graf Rudolf den Daumen der linken Hand, und Ferdinand Christian bekam einen Streifschuß an die Hüfte und stürzte mit dem Pferde.

Bei einem zweiten Versuch der Türken, die Einschließung zu durchbrechen, verirrte sich auf der Flucht ein feindlicher Haufen von ungefähr 100 Mann ins Hauptquartier der Kaiserlichen, wo sie von Ferdinand Christian mit einer kleinen Schar empfangen wurden. Bei ihm befanden sich Paget und ein junger Herr von Friesenhausen aus Lippe, und die in den Zelten zurückgelassenen Bedienten sammelte er um sich. Durch eine gute Salve der Flinten und Karabiner wurden 4 Türken und 2 Pferde getötet, dann wurde man handgemein. Ein junger lippischer Bursche, Niemeyer, rettete Ferdinand Christian das Leben, indem er den Türken tötete, der seinen Säbel gegen ihn schwang. Paget hielt einen Türken am Ellbogen so fest, daß er den Säbel nicht bewegen konnte; unterdes wollte ihn ein anderer von hinten niedermachen, den aber Ferdinand Christian aus dem Sattel schoß. Es gelang der kleinen Schar, die Eindringlinge zurückzujagen, und dann kamen mehr Leute hinzu, so daß bald nichts mehr zu tun übrig blieb.

Beim vierten Angriff auf die Stadt am 2. September 1686 wollten die Grafen Lippe nicht mit stürmen, weil sie keine nähere Bekannte unter den Anführern hatten und wahrscheinlich Paget es nicht erlauben wollte. Als aber die Stadt schon fast

genommen war und sie zuschauend neben dem Feldmarschall Herzog Croy auf der Bresche standen, rückten Türken auf zwei Straßen, alles vor sich niedermetzelnd, heran. Der Feldmarschall forderte sie auf, mit ihm den Türken entgegen zu treten. Sie versprachen, daß sie ihn nicht verlassen wollten, so lange sie sich rühren könnten, und bald schlossen sich ihnen von den vor den Türken Fliehenden so viele an, daß sie die Feinde zurücktreiben konnten. So trugen auch die jungen Grafen das ihrige zur Einnahme der Stadt bei. Die Stadt wurde geplündert und verbrannt, und die Freude der Christen voll zu machen, war am anderen Tage auch das türkische Entsatzheer abgezogen.

Da die Jahreszeit vorgerückt und für die Freiwilligen keine Winterquartiere vorhanden waren, empfahlen sich die Grafen Lippe bei dem Herzog von Lothringen, dem Kurfürsten von Bayern und allen Generälen, besonders Dünewald, Palffy und Taff, und traten die Heimreise an. Hätten sie geahnt, daß die kriegerischen Operationen doch noch weitergeführt und ein türkisches Heer unter dem Großvezier Suleiman im Oktober bei Szegedin geschlagen wurde, so wäre ihnen der Abschied wahrscheinlich sehr schwer geworden.

In Gran hatte Friedrich Adolph beim Übergang über die Donau einen Streit mit einem dänischen Offizier, der seinen Wagen vor Friedrich Adolphs wollte mit dem Fährschiff über den Fluß setzen lassen. Trotz der Wut und den Drohungen des Dänen, der seinen Willen nicht hatte durchsetzen können, hatte der Vorfall keine schlimmen Folgen, denn General Dünewald kam darauf zu und forderte die lippischen Grafen auf, sich ihm anzuschließen. Das veranlaßte den Dänen, sich in angemessener Entfernung zu halten.

Dünewald kehrte aus Gesundheitsrücksichten auf seine Güter in Schlesien zurück. Zwei Tage blieben die Grafen mit ihm zusammen, schlugen am Abend ein gemeinsames Lager auf, das der General zum Schutz gegen Diebe — denn Feinde gab es hier nicht mehr — durch seine Eskorte bewachen ließ. Die Grafen konnten sich für Dünewalds Freundlichkeit dadurch etwas revanchieren, daß er bei ihnen zu Nacht speiste, weil seine Küche zurückgeblieben war. In Komorn trennten sie sich.

Friedrich Adolph hatte schon vor Ofen etwas Fieber gehabt, das sich in Komorn wiederholte und Paget veranlaßte, ihn gleich am anderen Tage mit der Post nach Wien zu bringen. Die übrige Gesellschaft blieb noch 5 Tage zur Erholung der Pferde in Komorn und vergnügte sich mit Jagden auf der Insel Schütt, besonders mit der Jagd auf wilde Hunde. Dann reisten sie langsam bis Preßburg, wo Ferdinand Christian sein und seines Bruders Troß, Leute, Pferde, Hunde und Gepäck unter Gersteins und der Braker Grafen Aufsicht ließ und selbst die Post nach Wien nahm. Dort fand er seinen Bruder sehr krank und mußte ihn mit Paget zurücklassen, als er von General Chauvet Befehl bekam, sich sofort bei seinem Regiment einzustellen, weil der König von Dänemark gegen den Herzog von Braunschweig-Lüneburg Krieg angefangen hätte. Schon in Frankfurt hörte Ferdinand Christian, daß die Feindseligkeiten beendigt wären; er hatte nun also nicht nötig, nach Celle zu gehen, sondern begab sich zunächst nach Detmold und von da, nachdem ihm der General weiteren Urlaub gegeben hatte, zu seinen Eltern nach Vianen. Friedrich Adolph kam einige Wochen später in Detmold an und wurde ebenfalls nach Vianen berufen.

II. Aufenthalt in der Heimat. 1686—1688.

Vianen war die in den Niederlanden gelegene Herrschaft der vor Ofen gefallenen Grafen Dohna und war als Erbe ihrer ältesten Schwester, der Gräfin Amalie zur Lippe, zugefallen. Graf Simon Henrich hatte sie sogleich für seine Gemahlin in Besitz genommen Es waren zwar noch andere Verwandte da, welche Ansprüche darauf hatten, aber schwer durchsetzen konnten und sich abfinden ließen. In dieser neuen Besitzung fand sich im Winter 1686/87 die gräfliche Familie wieder zusammen. Es war ein trauriges Wiedersehen der Mutter mit den Söhnen, und viele Tränen flossen noch dem Andenken der Brüder resp. Onkel. Aber die Zeit linderte auch diesen Schmerz, und die Freude am neuen Besitz blieb.

Die beiden Brüder sollten nun wieder zusammen leben wie in Paris und Friedrich Adolph überall den Vorrang vor seinen Brüdern haben. Das ließ sich Ferdinand Christian aber nicht

mehr gefallen, und so wurde das Verhältnis zwischen ihnen ziemlich schlecht. Friedrich Adolph war der erklärte Liebling der Mutter; Ferdinand Christian hielt sich mehr zum Vater, mit dem er von früh bis spät zusammen war und viel zusammen jagte. Von Vianen aus wurden die beiden jungen Grafen mit Paget nach dem Haag zur Aufwartung beim Prinzen und der Prinzessin von Oranien geschickt. Sie hatten eine sechsspännige Kutsche und ein anständiges Gefolge, alles in tiefer Trauer, wie es sich — nach Ferdinand Christians Worten — für Erben geziemte. Es wäre wunderschön gewesen ohne den Gouverneur, besonders Ferdinand Christian konnte es nicht ertragen, noch immer, nachdem er doch schon zwei Feldzüge mitgemacht hatte, unter dessen Aufsicht zu stehen, und wiegelte auch seinen Bruder zur Insubordination auf. Wenn sie z. B gefragt wurden, wer Mr. Paget wäre, pflegte Ferdinand Christian schnell zu antworten: „Das ist der Gouverneur meines Bruders," was Friedrich Adolph Neckereien eintrug und ihn zur höchsten Wut reizte. Die Audienz beim Prinzen und der Prinzessin Oranien verlief sehr gut, nachher machten die Brüder noch andere Besuche auf eigene Faust, und als Ferdinand Christian doch nicht so wie er wünschte, seinem eigenen Willen folgen konnte, kehrte er schon vor seinem Bruder nach Vianen zurück. Er erschmeichelte von seinem Vater die Erlaubnis, seinem Herrn, dem Herzog Georg Wilhelm von Celle, seine Aufwartung zu machen, und reiste gleich nach Neujahr nach Detmold und von da nach Hannover, wo sich der Herzog von Celle aufhielt.

Friedrich Adolph blieb den Winter über mit seinen Eltern in Vianen, und als der Graf mit seiner Gemahlin in seine Grafschaft Lippe zurückkehrte, ließ er seinen ältesten Sohn mit Paget noch einige Zeit in der neu gewonnenen Herrschaft. Friedrich Adolph aber sehnte sich nach einem bewegteren Leben; im Mai 1687 schrieb er darüber an seine Mutter. Nachdem er seinen Schmerz über den Tod eines kleinen Bruders ausgesprochen und seine Mutter dem heiligen Schutze Gottes empfohlen hatte, erzählte er ihr in seinem Briefe, daß er seinen Vater um die Erlaubnis gebeten hätte, die Kampagne in Ungarn mitzumachen, und flehte sie um ihre Fürsprache an. Der Allmächtige, welcher ihn im vorigen Feldzuge so wohl bewahrt

hätte, wäre noch derselbe. Er zweifle nicht, daß in Detmold viele Leute sein würden, die unter dem Vorwande von vielen Gefahren ihn gern verhindern möchten, den Feldzug mitzumachen und ihn zugleich verhindern, ein anständiger Mann zu werden, denn in den jetzigen Zeiten müßte man ein wenig vom Kriegswesen verstehn. Sie würden jedenfalls vorbringen, daß er der älteste Sohn wäre, daß er zu viel Ausgaben machen würde, und tausend andere derartige Gründe. Darauf sei zu erwidern, daß der Herr Fürst von Waldeck und hundert andere, welche mehr als er wären, sich dem Waffenhandwerk gewidmet hätten, obgleich sie die ältesten ihrer Häuser gewesen wären. Ihnen ähnlich zu werden, wäre es auch nur im hundertsten Grade, würde Friedrich Adolph nur zu stolz sein. Er wäre auch durchaus zufrieden, wenn er nur die Hälfte oder ein Viertel von dem bekäme, was er im vorigen Feldzuge gebraucht hätte. Und später, wenn er etwas mehr Kenntnisse in diesem Beruf erlangt hätte, würde er versuchen, mit Genehmigung seiner Eltern Kriegsdienste zu nehmen, wo er sich in den Stand setzen würde, ihnen nicht mehr zur Last zu fallen. Er hoffe, daß die Eltern ihm die Gnade erweisen würden, es zu gewähren, und erwarte mit ehrfurchtsvoller Ungeduld eine günstige Antwort. Paget war seit einigen Tagen geschäftehalber im Haag und wußte nichts von diesem Briefe.

Diesmal fand Friedrich Adolph für seine Wünsche kein Gehör. Seine Mutter war noch zu sehr vom Tode ihrer Brüder ergriffen, als daß sie ihre Söhne demselben Schicksal hätte aussetzen mögen. Auch Ferdinand Christian mußte diesen Sommer zu Hause bleiben. Als er schon von seinem Chef Urlaub für die Kampagne in Ungarn hatte, seine Ausrüstung fertig war und an der für Friedrich Adolph gearbeitet wurde, wußte es die Gräfin bei ihrem Gemahl durchzusetzen, daß er den Herzog von Celle um Zurücknahme seiner Erlaubnis bat, eine Bitte, die ihm gern gewährt wurde. So kam es, daß die Grafen zur Lippe der großen Schlacht bei Mohacs im August 1687, in welcher die türkische Macht durch die Christen gebrochen wurde, nicht beiwohnten.

In Detmold fehlte es im Sommer 1687 nicht an Abwechslung und Vergnügungen. Einmal ritten auch Friedrich

Adolph und Ferdinand Christian, einer Einladung des Erbprinzen von Wolfenbüttel folgend, nach Gandersheim, um den Festlichkeiten beizuwohnen, welche er zur Einführung seiner Schwester und einer Gräfin Hohenlohe als Stiftsdamen in Gandersheim gab. Im Winter 1687—88 finden wir Friedrich Adolph wieder in Vianen.

III. Zweiter Türkenkrieg. 1688.

Es war aber doch ernsthaftere Beschäftigung für die jungen Grafen nötig, und für die jüngeren Geschwister war ihre Untätigkeit kein gutes Beispiel. Das sah auch die Gräfin ein, und sie machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, ihre Söhne wieder ins Feld ziehen zu lassen. Zunächst wurde der Krieg in Morea ins Auge gefaßt, dann entschied man sich für Ungarn.

Die Stände entschlossen sich, den jungen Grafen 3000 Taler zu diesem Zuge zu verehren.

Im Frühling 1688 war alles zum Aufbruch bereit. Das Gefolge bestand aus den Kammerdienern Kestner und Fosses, 2 Lakaien, Koch, Schmied und 9 Reitknechten, Kutschern und Dienern. An Lohn bekamen die Kammerdiener je 36 Taler nebst Kleidung für das Jahr, die Lakaien, der Sattelknecht und der Schmied je 24 Taler, die übrigen weniger. Anstatt des Hofmeisters Paget, der zum Kammerrat und Drost von Sternberg ernannt wurde, führte der Stallmeister Smit aus Bremen den Troß. Außerdem war ein junger französischer Edelmann Verrière im Gefolge. Auf 35 Wagen und Karren wurden Gepäck, Futter für die Pferde und Lebensmittel fortgeschafft.

In Arolsen besuchten die Grafen den Fürsten von Waldeck, der früher kaiserlicher Feldmarschall gewesen war und jetzt gleichen Rang im Heere der Generalstaaten hatte. Bis dahin begleitete sie Paget zu Ferdinand Christians großem Verdruß. Paget vergalt ihm seine Abneigung und gab dem alten Fürsten keine gute Meinung von ihm, während er Friedrich Adolph nicht genug zu rühmen wußte. Darum fuhr der Fürst mit Friedrich Adolph selbst zur Jagd und ließ den jüngeren Grafen nur von einem Förster begleiten. Der Fürst hätte seine Gäste gern

14 Tage länger in Arolsen behalten, Paget aber drängte zur Abreise, und so ließ sie denn der Fürst nach einigen Tagen in seiner Kutsche nach Hessen bringen, wo sie mit ihrem Gefolge zusammentrafen. Von Frankfurt machten sie einen Abstecher nach Offenbach zum Grafen Isenburg und setzten dann nach dreitägiger Ruhepause die Reise durch Franken nach Nürnberg und von da nach Regensburg fort — dieselbe Route, welche Friedrich Adolph zwei Jahre vorher gemacht hatte. In Regensburg wurde ein längerer Halt gemacht. Die meisten zum Reichstage anwesenden Gesandten der deutschen Fürsten machten dem Erbgrafen zur Lippe und seinem Bruder Besuche, die natürlich erwidert werden mußten. Bei Windischgrätz waren sie auch zum Mittagessen. Unterdes kaufte Smit zwei große Boote und besorgte die Verstauung des Gepäcks, der Lebensmittel und Fourage und die Einschiffung der Pferde, Hunde und schließlich des gesamten Gefolges. Als alles fertig war, gingen die Grafen an Bord; der brandenburgische Gesandte fuhr sie in einer Karosse bis an den Fluß, und mehrere andere Herren gaben ihnen bis dahin das Geleite.

Es war eine herrliche Fahrt die Donau hinunter, die Strömung trug sie rasch weiter, und eine malerische Landschaft mit Schlössern und Landhäusern, Städten und Dörfern flog an ihren Augen vorbei. Zwar hatten sie auf dem Schiffe einen ganz bequemen Aufenthalt, aber abends gingen die Grafen doch an Land, um in einem Gasthofe zu schlafen, und ließen auch die Pferde ausschiffen. Bei der Landung in Linz hätten sie beinahe ein großes Unglück gehabt, weil das eine Boot sich beim Ausschiffen losgerissen hatte und gegen die Pfeiler der Brücke getrieben wurde, an denen es unfehlbar zerschellt wäre, wenn nicht ein Zuschauer das losgerissene Tau ergriffen hätte. Die Fahrt bis Wien dauerte von Sonntagmittag bis Mittwochnachmittag. Aus Wien schrieb Friedrich Adolph an seine Mutter, daß sie sich dort einige Tage aufgehalten hätten aus Rücksicht auf den Sohn des Feldmarschalls Schomberg, welcher sich ihnen anschließen wollte. Sie benutzten die Zeit, möglichst viele Besuche zu machen, bei dem Prinzen Ludwig von Baden, dem Feldmarschall Starhemberg, dem Grafen Styrum, General Dünewald, Vizekanzler Königsegg, Graf und Gräfin Breuner; wurden

eingeladen und trafen manche interessante Persönlichkeiten, unter anderen den Prinzen Albrecht von Sachsen mit seiner jungen Gemahlin, den Grafen Löwenstein und den Prinzen Ferdinand von Kurland.

Als die Generale von Wien zur Armee abgingen, fuhren auch unsere jungen Herren auf ihren in Regensburg gekauften Schiffen weiter die Donau hinab nach Komorn, wo einige Tage Rast gemacht wurde, an Gran vorbei nach Ofen. Der Gouverneur dieser Stadt, General Graf v. Beec, erfuhr kaum ihre Ankunft, so ließ er sie zu Tisch einladen. Von ihm erfuhren sie, daß die Armee sich bei Erdödy, einer kleinen Stadt an der Mündung der Dran in die Donau, versammelte. Er riet ihnen, für die Fortsetzung der Reise größere Gesellschaft zu erwarten. Mit Interesse besichtigten die Grafen die Festung, deren Belagerung und Einnahme sie vor zwei Jahren mit erlebt hatten, und fanden die Breschen noch genau so, wie sie damals gewesen waren. Endlich kamen Graf Meinhard v. Schomberg und Prinz Ferdinand von Kurland an. So schifften sie sich wieder ein und blieben bei einander; nachts lagerten sie am Ufer der Donau. In Erdödy verließen sie die Schiffe, um den Rest des Weges zu Lande zu machen. Die Armee unter dem Befehl des Feldmarschalls Caprara war auf dem Marsche nach Peterwardein und wartete im Lager bei Illoc auf die bayrischen Hülfstruppen. Hier stießen die lippischen Grafen dazu und schlugen ihre Zelte in der Nähe des Hauptquartiers auf.

Wenn die Tüchtigkeit einer Armee von der Zahl und den glänzenden Namen der dabei anwesenden Generale und vornehmen Herren abhängig wäre, war diese jedenfalls ganz hervorragend. Da waren Dünewald, Styrum, Aspremont, Prinz Ludwig von Baden, Prinz Hermann von Baden-Durlach, Prinz Eugen von Savoyen, Prinz Commercy, Prinz Karl von Braunschweig-Lüneburg-Hannover, General Hensler, General Wallis, Graf de Suches und viele andere, die den Grafen zum größten Teil von früher bekannt waren. Graf Rudolf zur Lippe-Brake war als Rittmeister in einem rheinischen Kavallerie-Regimente dabei. Der Oberstkommandierende, Herzog Karl von Lothringen, kam krankheitshalber etwas später.

Nach Ankunft der Bayern wurde der Marsch auf Belgrad fortgesetzt, ohne daß man auf Feinde stieß, selbst Peterwardein war von den Türken verlassen. Vor Semlin veranlaßte der Übergang über die Save Aufenthalt. Bei einem der Scharmützel, welche sich von nun an täglich entspannen, wären General Heusler, Prinz Eugen, Prinz Commercy, Styrum und auch Graf Friedrich Adolph beinahe in die Hände der Türken gefallen, die sie abgeschnitten und umzingelt hatten. Glücklicherweise kam ihnen Graf Ahlefeld, der einen Hügel in der Nähe besetzt hielt, auf Ferdinand Christians dringendes Bitten rechtzeitig zu Hülfe. Nachdem die Boote auf Rädern von der Donau an die Save geschafft waren, wurde in einer Nacht die Passage des Flusses versucht und es gelang, am anderen Ufer festen Fuß zu fassen. Die Grafen Lippe waren mit General Aspremont im dritten Boote; Ferdinand Christian wurde mit einer Botschaft an den Kurfürsten von Bayern ans andere Ufer zurückgeschickt; Friedrich Adolph aber blieb bei Aspremont und kämpfte mit in einem Gefecht gegen die Türken, das länger als eine Stunde dauerte. Das Gelände war sehr günstig für die Christen, denn sie hatten von dem Unterholz an ihrer Landungsstelle so viel abgeschlagen, daß sie sich frei bewegen konnten, aber die Feinde mühsam einzeln durch das Dickicht herankommen mußten. Die Verluste waren deshalb nicht groß und Friedrich Adolph kam glücklich davon. In der Nacht teilte Aspremont sein Zelt mit ihm, den Prinzen von Kurland und von Hannover und dem Grafen Schomberg Unterdes war die Schiffbrücke gebaut (ein Bremer war der Architekt, ein in Sprache und Benehmen sehr einfacher, aber in seinem Berufe geschickter Mann), und so konnte auch die Reiterei den Fluß überschreiten.

Der Kurfürst von Bayern befahl nun den Marsch auf Belgrad. Es fand sich, daß die Befestigungen noch ganz unfertig waren und die türkische Besatzung sich in die Festung zurückgezogen hatte. Darum wurde die äußere Stadt leicht genommen, und viele Gefangene, Kostbarkeiten und Lebensmittel wurden erbeutet, mehr noch gingen allerdings beim Brande der Stadt verloren. Die türkische Armee zog sich nach Adrianopel zurück. Zu einer wirksamen Belagerung der Festung Belgrad war schweres Geschütz nötig. Man erwartete es täglich und

mit größter Ungeduld zu Schiff von Ofen. Siehe, da kam statt dessen der Herzog von Mantua angefahren, der dem Kommandanten von Ofen einen Befehl vorgezeigt hatte, wonach das Belagerungsmaterial wieder ausgeschifft und die Fahrzeuge ihm für seinen Troß zur Verfügung gestellt werden sollten. Dadurch verloren die Belagerer viele kostbare Zeit. Die Grafen Lippe hatten ihre Zelte dicht neben dem Lager des Grafen Aspremont in einem Garten an der Stadtmauer aufgeschlagen. Es war ein so hübsches Quartier, daß es ihnen verschiedene Male von großen Herren streitig gemacht wurde, dann nahm aber Aspremont, den sie ihren Verwandten nannten, sie in Schutz. Er hatte große Freundschaft für sie gefaßt, besonders für den älteren Grafen. Sobald die Festung ernstlich angegriffen wurde, fiel sie, doch brachte der letzte Sturm noch viele Verluste. Bis dahin aber führten die Belagerer in ihrem Lager ein gar fröhliches Leben; schmausen, spielen und fröhlich sein, das war die Parole. Als einmal der zweite Sohn des französischen Ministers Louvois beim Spiel all sein Geld verloren hatte, verkaufte er an den Grafen Friedrich Adolph zwei Kamele für 50 Pistolen. Ein anderes Mal gingen die beiden Grafen Lippe mit den Prinzen von Hannover und von Kurland und den Grafen Schomberg und Aspremont und anderen Herren zum Baden in der Donau. Plötzlich wurden sie von einer Schar mit dem türkischen Kriegsgeschrei überfallen. Der Schrecken dauerte jedoch nicht lange, denn die vermeintlichen Türken wurden schnell als Prinz Eugen von Savoyen, Prinz Commercy, Prinz Vaudemont und Herren ihres Gefolges erkannt. Es entspann sich zwischen den beiden Parteien ein lustiger Kampf mit Kugeln aus Erde und Schlamm — Ferdinand Christian wäre aber beinahe durch einen Steinwurf das Rückgrat gebrochen.

Aus all diesem sieht man, wie vertraut die lippischen Grafen mit den höchsten Herren verkehrten. Friedrich Adolph war wohl als der künftige regierende Graf schon respektiert, auch war er sehr freigebig, gutmütig und wo es ihm darauf ankam, von faszinierender Liebenswürdigkeit. Ferdinand Christian gewann sich die Herzen durch Gewandtheit und Gefälligkeit. Der Charakter der beiden zeigte sich deutlich bei folgender Gelegenheit. Der Stallmeister des Herzogs von Lothringen wünschte

für seinen Herrn von Ferdinand Christian ein Pferd zu kaufen. Dieser sagte, daß er kein passendes hätte und verwies ihn an seinen Bruder. In der Tat fand der Stallmeister unter Friedrich Adolphs Pferden eins, wie er es suchte. Friedrich Adolph aber war zu stolz, dem Herzog ein Pferd zu verkaufen, er schickte es ihm zum Geschenk. Das war unmittelbar vor der Abreise von Belgrad. Auf der Rückreise traf Ferdinand Christian den Herzog in Graz wieder, der sich bei ihm aufs wärmste für das schöne Pferd bedankte und ihm viel Aufmerksamkeit erwies. Ferdinand Christian hielt es nicht für angebracht, ihn über den Irrtum aufzuklären, weil er dadurch den Herzog ja veranlaßt hätte, sich bei seinem Bruder noch einmal zu bedanken, eine Mühe, die man einem so hohen Herrn doch nicht hätte zumuten dürfen, wie er sagte. Für Ferdinand Christian war das allerdings am vorteilhaftesten, denn so gewann und erhielt er sich die Gunst des Herzogs, der ihm auch später sehr gewogen blieb.

Der Feldzug hatte in diesem Jahre mit der Eroberung von Belgrad seinen Abschluß gefunden. Die vornehmen Herren und Offiziere kehrten in die Heimat zurück, auch die lippischen Grafen dachten an die Heimreise. Friedrich Adolph war krank am Fieber, woran er ja schon als Knabe in Holland und vor zwei Jahren vor Ofen gelitten hatte. Die Sommerhitze im Donautal hatte er nicht vertragen können, sein Bruder meinte allerdings, die Melonen wären schuld daran. Die Abschiedsbesuche mußte Ferdinand Christian in beider Namen allein machen. Sie schlossen sich dem Grafen Aspremont an, der auch nach Wien zurückkehrte, ebenso Graf Coligny, ein Enkel des berühmten Hugenottenführers. Ihre Schiffe verschenkten sie bei der Abreise, denn sie die Donau herauf rudern zu lassen, hätte zu lange gedauert und zuviel Arbeit und Kosten verursacht. Aspremont nahm den Grafen Friedrich Adolph und Coligny mit in sein Schiff, eine Art Galeere, Ferdinand Christian ritt am Ufer entlang mit dem ganzen Troß. Die beiden Kamele haben jedenfalls als Lasttiere vortreffliche Dienste geleistet. So kamen sie von Belgrad nach Essek, abends immer am Ufer ein gemeinsames Lager aufschlagend, machten dort einige Tage Rast und setzten dann die Reise am nördlichen Ufer der Drau zu Lande fort. Die Hitze war noch groß und der Wassermangel oft sehr

empfindlich, besonders weil Aspremont eine große Ochsenherde mitführte, wie das die Generale bei ihrem Abgang von der Armee manchmal taten, um in Wien damit ein Geschäft zu machen. Die Reise war auch nicht ganz ohne Gefahr, denn mehrere feste Plätze dieser Gegend waren noch in türkischen Händen. In der Tat schickte die türkische Besatzung in Groß-Kanizsa bei ihrer Annäherung eine Schwadron von 100 Reitern zum Rekognoszieren, die den Zug drei Stunden lang begleitete. Das war eine schwierige Passage, und wenn es zum Kampf gekommen wäre, hätten die Türken jedenfalls die ganze Gesellschaft niedergemetzelt, weil Aspremont keine bewaffnete Eskorte bei sich hatte, sondern nur Knechte, die meist krank waren, und einige Offiziere und Edelleute. Aspremont, Friedrich Adolph und Coligny blieben ihrer Krankheit und Schwäche wegen in ihrer Kalesche, Ferdinand Christian und Dalwigk, Aspremonts Adjutant, waren zu Pferde, bald vorn, bald hinten und bald zur Seite. Der Ochsenherde und dem Zuge der Wagen und Karren gab man dadurch, daß zwei berittene Knechte an die Spitze gestellt wurden und die anderen Knechte zur Seite gingen, den Schein einer Reiterschar. Kamen einzelne Türken zu nah, so wurden sie mit Karabinerschüssen empfangen, was die anderen zurückschreckte. So langten sie bis an einen von einem kaiserlichen Wachtposten besetzten Flußübergang und waren nun in Sicherheit. Ferdinand Christian konnte es sich nicht versagen, zum Schluß noch mit einigen Reitern einen Vorstoß gegen die Türken zu machen, die eiligst entflohen. Am Abend nahm man Quartier in einem Dorfe, das von den Bewohnern beim Herannahen eines wie sie glaubten feindlichen Korps verlassen war. Sobald die Ungarn jedoch ihren Irrtum erkannt hatten, kehrten sie in ihre Behausungen zurück und verkauften an die Reisenden um geringen Preis alles, was sie an Lebensmitteln und Futter bedurften. General Aspremont und Friedrich Adolph blieben zu eigener Erholung und zur Schonung der Kranken und der Pferde und Ochsen mehrere Tage in diesem angenehmen Quartier. Ferdinand Christians Kammerdiener bewährte sich als vortrefflicher Chirurg und Krankenpfleger, und beim Aufbruch waren alle, auch Friedrich Adolph, genesen. In kurzen Tagemärschen wurde die Reise über Graz nach Wien fortgesetzt, von

wo Friedrich Adolph mit seinem Troß auf nächstem Wege nach Detmold reiste. Ferdinand Christian war schon von Csakaturn ab mit Postpferden vorangeeilt.

4 In holländischen Diensten. 1688—1694.

I. Aufstellung eines Reiterregiments. 1688—1689.

Während im Osten die Macht der Türken gebrochen wurde, änderten sich die politischen Verhältnisse im Westen dergestalt, daß aufs neue die blühendsten Gegenden Deutschlands und der Niederlande vom Kriege verwüstet werden sollten. 1685 war der Kurfürst Karl von der Pfalz, derselbe, an dessen Hofe in Heidelberg Graf Friedrich Adolph vor fünf Jahren so schöne Tage verlebt hatte, kinderlos gestorben, und sein Erbe war der Pfalzgraf von Neuburg. Aber Ludwig XIV. erhob Anspruch auf einen Teil der Erbschaft im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die machtlos dem Kampfe um ihre geliebte Heimat zuschauen mußte. Der französischen Anmaßung zu begegnen, hatte der Große Kurfürst Bündnisse mit den Generalstaaten, Schweden und Österreich geschlossen, und in Augsburg waren der Kaiser, Spanien, Bayern, die Pfalz, einige kleine Reichsfürsten und zwei Kreise zu einem Verteidigungsbündnis gegen Frankreich zusammengetreten. 1688 schloß Friedrich III. von Brandenburg, der Nachfolger des Großen Kurfürsten, zum Schutze der Westgrenze ein Bündnis mit Hessen-Kassel, Kursachsen, Pfalz-Neuburg, Münster, dem Herzog von Celle und Dänemark, und schickte heimlich dem Prinzen von Oranien Hülfstruppen, der sich anschickte, die Krone Großbritanniens zu gewinnen. So wurde die Lage immer drohender, und als der erzbischöfliche Stuhl in Cöln gegen Ludwigs XIV. Wunsch besetzt wurde, beschloß dieser, Deutschland seinen Zorn und seine Macht fühlen zu lassen, und sandte den Herzog von Orleans mit 80 000 Mann über die Grenze. Er belagerte und eroberte noch im Herbst 1688 Philippsburg und danach fast alle Städte der Pfalz und den Rhein herunter und verheerte Schwaben und Franken, und im folgenden Jahre wurde die Pfalz verwüstet. Die Verbündeten schickten

ihre Truppen nach dem Rhein und den Niederlanden, um diese zu decken, während Wilhelm von Oranien Großbritannien von der Politik Ludwigs XIV. löste und in Irland Jakob II. und seine französischen Hülfstruppen besiegte.

Graf Ferdinand Christian hatte sich nach seiner Rückkehr aus dem Türkenkriege zu seinem Regiment begeben und lag den

Graf Ferdinand Christian zur Lippe.

Winter 1688—89 in Nymwegen in Quartier Sein jüngerer Bruder Heinrich Ernst stand in hessischen Diensten gegen die Franzosen im Felde; es schien nur recht und billig, daß man auch dem ältesten Grafen zur Lippe Gelegenheit gab, Lorbeeren

zu gewinnen, und ihm eine militärische Stellung verschaffte, wie sie eines künftig regierenden Grafen würdig war. Friedrich Adolph selbst wünschte trotz seiner Verehrung für Ludwig XIV. und trotz seiner französischen Erziehung nichts sehnlicher, als an dem Kriege teilzunehmen. In Detmold hatte man schon vor seiner Rückkehr Schritte dazu getan. Am 17. Oktober 1688 schrieb Graf Simon Henrich an den Fürsten von Waldeck, der die Truppen der Verbündeten in den Niederlanden kommandierte, und Paget reiste Ende des Monats nach den Niederlanden mit der Vollmacht, im Namen des Grafen Simon Henrich und seines Sohnes Friedrich Adolph die Kapitulation für ein Reiterregiment abzuschließen, die Werbegelder und was sonst verakkordiert würde, zu erheben und darüber zu quittieren und verlangte Kaution zu stellen.

Prinz Wilhelm von Oranien hatte sich eben eingeschifft, um England in Besitz zu nehmen; durch einen Sturm wurde er jedoch an die holländische Küste zurückgetrieben und mußte in Helvoetsluys mehrere Tage auf günstigen Wind warten. Hier war es, wo Paget statt sich an den Fürsten Waldeck zu wenden, direkt beim Prinzen von Oranien um eine Audienz nachsuchte und auf dessen Fregatte Brill mit ihm die Kapitulation am 5. Nov./25. Okt. 1688 abschloß.

Die Bedingungen, unter welchen Graf Simon Henrich sich verpflichtete, für die Vereinigten Niederlande ein Reiterregiment zu liefern, das von seinem Sohne Friedrich Adolph als Oberst befehligt werden sollte, waren folgende:

1) Das Regiment soll aus 6 Kompagnien bestehen, jede zu 60 gemeinen Reitern, außer dem „Primo-Plan." Es soll nach dem Fuß und der Art der holländischen Truppen reguliert werden. Offiziere wie Reiter werden der Gewohnheit gemäß monatlich durch Ordonnanz bezahlt werden.

2) Es soll dem Oberst nur zum ersten Male erlaubt sein, alle Offiziere und Unteroffiziere seines Regiments zu wählen, welche nach Musterung desselben mit den nötigen Akten und Kommission versehen werden sollen.

3) Die Offiziere der oberen und niederen Chargen müssen gehörig qualifiziert sein und alle Reiter des Regiments tüchtig und geschickt zum Dienst.

4) Die Mannschaft des Regiments soll mit guter Untermontierung und guten Waffen, auch mit guten Pferden, zwischen 15 und 16 Palm hoch, versehen sein.

5) Das Regiment soll in gleicher Farbe gekleidet werden nach Wahl des Obersten

6) Für jeden so ausgerüsteten und berittenen Mann soll ein Werbegeld von 60 Talern bezahlt werden. Jede Kompagnie wird gerechnet zu 72 Kopf, nämlich 60 gemeine Reiter und 12 außerdem für den ersten Plan. Außer dem Werbegeld soll zugleich ein Monat Sold für den Transport bezahlt werden.

7) Vor dem letzten Dezember des Jahres (neuen Stils) soll das Regiment auf dem Territorium der Staaten übergeben werden an dem Orte, welchen der Prinz von Waldeck anweisen wird, wo das Regiment gemustert werden soll.

8) Vor Zahlung der Werbegelder und des Soldes für einen Monat wird der Herr Graf zur Lippe gehörige Kaution stellen.

Nun entwickelte sich in der lippischen Kanzlei und im ganzen Lande eine rege Tätigkeit. Zunächst wurden Kapitulationen mit Graf Byland, einem Verwandten des gräflichen Hauses, den Rittmeistern Storck und Schütz und später mit Herrn von Schulenburg abgeschlossen, die ihre Kompagnien selbst anzuwerben und auszurüsten hatten. Leutnant Stuckmann warb für die Kompagnie des noch nicht ernannten Majors. Storck waren für die Werbung die Ämter Lage und Örlinghausen angewiesen; im ganzen wurden im Lande drei Kompagnien ausgehoben, die übrigen auswärts. Alle Beamten und Vögte bekamen Befehl, die Namen derer, welche dienen wollten, einzuschicken und durchaus keine fremden Werbungen zuzulassen. Es war nicht leicht, in Lippe genügende Mannschaft zu finden, denn erst vor kurzem war eine Kompagnie für des Grafen dritten Sohn, Heinrich Ernst, und eine für einen jungen Grafen von Brake im Lande angeworben. Schloßhauptmann Moritz von Donop von Lüdershof, früher Major in Niederländischen Diensten, stellte die Leibkompagnie und die Majorskompagnie zusammen und besorgte die Ankäufe und Bestellungen. Die Oberleitung für die Ausrüstung des Regiments scheint Gräfin Amalie selbst in die Hand

genommen zu haben; von ihrer Hand sind noch Zahlungsanweisungen und Abrechnungen vorhanden. Die Offiziere bekamen von den Werbegeldern nach der Zahl der Reiter und Pferde, welche sie sich zu stellen verpflichteten, Byland, Storck und Schulenburg je 3000 Taler, Schütz, der nur 24 Reiter und Pferde lieferte, 624; Leutnant Neuhöfel von Schützes Kompagnie 520; Leutnant Stuckmann für die Majorskompagnie 546 Taler.

Die Leibkompagnie für Friedrich Adolph bestand meist aus eingeborenen Lippern. In der Liste befinden sich viele Namen, die noch jetzt bei uns vorkommen, wie Lüking, Budde, Deppe, Gröppel, Henning, Vietmeyer, Rolf, Beckmann, Wistinghausen, Bögeholz, Pohl, Berckenkamp; daneben allerdings auch ganz fremde Namen wie Michael Gallas, der durch frühere Kriege nach Lippe verschlagen sein mochte.

Ganz glatt ging es mit der Werbung nicht immer ab, es gab dabei mancherlei Verdrießlichkeiten und Schreibereien. So wollte es sich die Paderborner Regierung nicht gefallen lassen, daß ihre Untertanen im lippischen Regiment dienten, und die sich trotz ausdrücklichen Verbots hatten anwerben lassen, wurden beim Betreten von Paderborner Gebiet einmal in Sandebeck, ein anderes Mal in Lügde arretiert. Sie entflohen dann gewöhnlich doch und kehrten nach Detmold zurück, aber schmerzlich war es, wenn sie Pferd und Ausrüstung hatten im Stich lassen müssen. Einmal hatten sich auch Deserteure aus dem Regiment eines Grafen Lippe in Paderborn für Graf Friedrich Adolph anwerben lassen, was einen langen Schriftwechsel veranlaßte.

Viel Mühe und große Kosten verursachte der Ankauf der nötigen Pferde. Man darf ja nicht glauben, daß man damals nur hätte Senner aus dem Walde zu holen brauchen, um ein Regiment beritten zu machen. Dazu hätte der Bestand denn doch nicht ausgereicht, und außerdem genügten für die gemeinen Reiter auch billigere Pferde, das Stück für 30 – 40 Taler. Sie wurden überall bei Händlern und Bauern aufgekauft, von jeder Art, von jeder Farbe, gleichmäßig nur in der Höhe. Bei diesem Geschäft hatte Donop einen guten Gehülfen in dem Quartiermeister G. C. Kotzenberg, dem 1000 Taler zum Ankauf von Pferden und Pferdegeschirr übergeben wurden. Es scheint diesem

mehr auf die Güte der Pferde angekommen zu sein, während Donop auf die Billigkeit besonderes Gewicht legte. Bei seinem großen Interesse für Pferde ist Graf Friedrich Adolph bei diesen Pferdekäufen jedenfalls kein müssiger Zuschauer gewesen und war besser mit Kotzenberg als mit Donop zufrieden.

Zur Montierung wurde für das Regiment graue Wand (Tuch) mit roten Aufschlägen gewählt mit Messingknöpfen und gelben Litzen. Später fügte Graf Friedrich Adolph noch einen roten Mantel hinzu. Das Tuch lieferte größtenteils Kaufmann Hofmeister in Herford, nämlich für 1609 Taler 12 Gr., Kaufmann Reinking in Detmold für 555 Taler 15 Gr. Zur Anfertigung der Montierung wurden möglichst Handwerker aus Lippe und den benachbarten Städten herangezogen, manches wurde auch fertig von auswärts bezogen oder durch Paget in Holland angekauft. Schneider arbeiteten in Detmold; Schuster saßen in Brake, Detmold, Paderborn und Herford; Sattler in Lemgo, Detmold und Herford; Schwertfeger schmiedeten Degen in Lemgo, Rinteln und Bielefeld; in Horn und Bielefeld wurden die Hüte gekauft; Kleinschmiede fabrizierten an verschiedenen Orten, u. a. in Lage Steigbügel, Sporen und Stangen. Nach unseren jetzigen Begriffen waren die Preise für manche Anschaffungen gering, ein Degen kostete z. B. 1 Taler 4 Gr. bis 1 Taler 7 Gr., eine Elle Wand dagegen schon 30 Gr und das rote Tuch noch mehr. Alles fiel aber nicht gut aus. Friedrich Adolph klagte nachher, daß die Detmolder Stiefel nichts taugten, die Sättel mit Werg gefüllt und die Sattelkissen zu schmal wären. Die Zahlungen für die Militärlieferungen erfolgten entweder direkt durch Major von Donop, oder auf der Gräfin oder Donops Anweisung durch den Juden Samuel Goldschmidt in Lemgo. Die Degengehänge und Karabinerriemen vom Juden Gans in Hameln waren so schlecht, daß er sie zurücknehmen mußte. Das tat er ohne weiteres, nur wollte er die schon dafür empfangenen 433 Taler nicht wieder herausrücken; die lippische Regierung mußte sich deshalb an den Magistrat von Hameln wenden und hatte noch viele Schererei damit.

Die Schabracken, Gewehre, Standarten und Banderollen wurden durch Paget für das ganze Regiment gleichmäßig in Holland angeschafft, jeder Rittmeister hatte sie aber für seine

Kompagnie aus dem ihm überwiesenen Werbegeld zu bezahlen. Für jede Kompagnie betrug das 570 Taler 12 Gr.

Paget hatte eine bedeutende Summe von den Generalstaaten für den Grafen zur Lippe erhalten, an Werbegeldern 25920 Tlr. Die Ausgaben entsprachen dem aber auch. An Werbegeldern wurden vom Grafen zur Lippe ausgezahlt 10625 Taler, für Montierung der 3 in Lippe ausgehobenen Kompagnien 9565 Tlr., für Nebenausgaben 1315 Tlr. Es blieben also noch 3415 Taler übrig, und wie viel war davon zu bezahlen! Die Anschaffungen für Friedrich Adolphs persönliche Ausrüstung kosteten nur 1790 Taler 35 Gr.; denn vieles, was er auf dem Türkenzuge gebraucht hatte, konnte ihm auch in den Niederlanden dienen; so brauchten die Zelte nur etwas ausgebessert zu werden. Neu angeschafft wurden für ihn: 3 Reitpferde für ihn selbst für 350 Taler und 6 Pferde für seinen Kornett, seinen Kammerdiener, seine beiden Trompeter und den Pauker; Livreen und Hüte für die Diener; 3 neue Sättel, 12 silberne Löffel und Gabeln mit gestochenem Wappen, kupfernes und eisernes Küchengeschirr für 50 Taler, 2 hölzerne Tische und 12 Stühle, vier Pferdedecken, die zu sticken allein 36 Taler kostete, Leibwäsche, ein Spitzenhalstuch mit Manschetten für 18 Taler und noch manches andere.

Dazu kommen dann noch die ganz bedeutenden Ausgaben, welche Paget in den Niederlanden teils für das Regiment, teils für Friedrich Adolph persönlich machte und die nicht blos durch Anschaffungen verursacht wurden, sondern auch durch Reisen, Boten und sonstige Unkosten. So bezahlte er z. B. 201 L = 80 Taler 20 Gr. 5 Pf. für zweimal 6 Dutzend Flaschen Champagner, die er dem Königlich Großbritannischen Sekretarius Schulenburg verehrte, als dieser ihm die Werbegelder und den ersten Sold auszahlte. Von Detmold bekam derselbe Herr außerdem noch ein Silberpräsent im Werte von 340 Talern, wozu auch die Herren Rittmeister mit beisteuern mußten.

Die Reiter versprachen, ihre Montierung durch allmählichen Abzug von ihrem Sold wenigstens teilweise abzuzahlen. Daraus wird aber wohl nicht viel geworden sein, denn sie bekamen nur 28 L = 11 Taler 7 Gr. 2 Pf. monatlich, wovon sie sich in den Wintermonaten alles zu halten hatten. Ersparnisse

konnten überhaupt nur während der Kampagne im Sommer gemacht werden, wenn sie auf Kosten der Bevölkerung lebten und es gelegentlich etwas zu plündern gab.

Trotz der fieberhaften Tätigkeit, welche in diesen zwei Monaten in Lippe entfaltet wurde, war es doch ganz unmöglich, das Regiment zur bestimmten Zeit bereit zu halten. Graf Simon Henrich sowohl wie seine Gemahlin baten den Fürsten Waldeck mehrmals um Aufschub, der auch wirklich 8 Tage gewährte und dem Wunsche des Grafen gemäß als Ort der Musterung einen Ort an der holländischen Grenze, Zütphen, bestimmte, wohin das Regiment von Detmold bequem in zehn Tagen gelangen konnte. Als auch dieser Termin nicht eingehalten werden konnte, schickte Waldeck durch Rittmeister von Oeynhausen sehr ungeduldige Botschaft. Er begnügte sich dann aber damit, daß zunächst nur 5 Kompagnien nach Zütphen kamen und die sechste unter Rittmeister v. Schulenburg später nachfolgte. Denn daß die sechste nicht fertig war, daran war bis zu einem gewissen Grade Waldeck selbst schuld, weil er anfangs gewünscht hatte, daß sein Sohn Rittmeister dieser Kompagnie werden sollte, der sie dann selbst in seinem Fürstentum hätte ausheben müssen. Wirklich hatte die lippische Regierung schon Werbegeld nach Waldeck geschickt, dann zerschlug sich die Sache aber wieder wegen der großen Jugend des jungen Prinzen. Für die Lipper war das ein willkommener Entschuldigungsgrund.

Den 7. Januar 1689 brachen die 5 Kompagnien auf, nachdem sie vorher vereidigt waren.

Von den 5 Kompagnien führte Friedrich Adolph die erste, seine Leibkompagnie. Als Leutnant diente ihm ein junger Franzose, Darband, und die Geschäfte der Kompagnie besorgte der Kornett Jürgens, welcher sich als Quartiermeister in Ferdinand Christians Kompagnie ausgezeichnet hatte und auf Graf Simon Henrichs Bitte vom Herzog von Celle entlassen worden war, damit Friedrich Adolph doch einen kriegserfahrenen Offizier in seiner Kompagnie hätte. Bis Zütphen begleitete Major v. Donop das Regiment Die anderen Kompagnien wurden geführt von Leutnant Stuckmann in Vertretung des Majors, und den Rittmeistern Storck, Schütz und Graf Byland. Zum Major war Baron v. Senegas bestimmt, ein französischer Refugié in

brandenburgischen Diensten. Der Kurfürst genehmigte den Übergang des vortrefflichen Mannes in das lippische Regiment und holländischen Dienst, doch konnte Senegas sich nicht rechtzeitig einfinden. Er kam erst in Terborg zum Regiment und brachte noch einige Reiter mit, weil seine Kompagnie nicht vollzählig war. Übrigens scheinen die Kompagnien nie vollzählig gewesen zu sein, sondern meist nur 45—48 gemeine Reiter gezählt zu haben.

Über den Durchmarsch nach den Niederlanden war vorher mit den betreffenden Landesherren, dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog von Hannover als Bischof von Osnabrück verhandelt worden, und da beide in der Koalition gegen Frankreich waren, hatten sie bereitwillig ihre Erlaubnis erteilt, der Kurfürst jedoch mit dem Wunsche, daß im Ravensbergischen kein Nachtquartier genommen und die Bevölkerung möglichst geschont würde. Diesen Wunsch muß man um so mehr berechtigt finden, wenn man erfährt, daß die neu angeworbenen Soldaten schon vor dem Abmarsch in Lippe allerlei Exzesse begangen, einige gar mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatten.

Der ursprüngliche Plan, über Rietberg zu marschieren, wurde aufgegeben, sei es, daß dort die Wege zu schlecht waren, sei es, daß die lippische Regierung wirklich durch die flehentlichen Bitten des Drosts zu Rietberg gerührt wurde — als Erkenntlichkeit für diese Rücksichtnahme bat sie sich ein junges gutes Pferd aus. Die Nachtquartiere für die Leibkompagnie waren in Riemsloh, Bissendorf, Lengerich, Schüttorf, Oldenzaal, Haaksbergen, Lochem, Zütphen. Quartiere und Beköstigung mußten bezahlt werden, jeder Rittmeister hatte für seine Kompagnie zu diesem Zweck 150 Taler erhalten, und für 2 Tage hatte jeder Proviant von zu Haus mitnehmen müssen. In Lengerich wurde ein Rasttag gehalten, den Friedrich Adolph benutzte, sich auf dem Schlosse zu Tecklenburg zu amüsieren. Unterdes kam auf der Heimreise aus den Winterquartieren sein Bruder Ferdinand Christian durch Lengerich, der aber seinem Bruder durchaus nicht zu begegnen wünschte. Das Verhältnis zwischen ihnen war augenblicklich nicht zärtlich. Vielleicht verdroß es Ferdinand Christian, daß sein Bruder, der als Erbgraf doch schon immer den Vorrang hatte, nun auch eher als er selbst

ein Regiment bekommen hatte. Er hielt in Lengerich seinen Namen geheim, und Friedrich Adolph ahnte nicht, wie nahe er ihm gewesen war.

Sein Bruder Heinrich Ernst stand noch in den Niederlanden. Friedrich Adolph brachte ihm Diener und Pferde mit, die er ihm von Zütphen nach dem Herzogenbusch schickte.

So war der Musterungsplatz glücklich erreicht und Waldeck sprach in einem Briefe vom 5. Februar seine Befriedigung über die Ankunft des Regiments aus. Die Schulenburgsche Kompagnie kam einige Wochen später an und marschierte auf einer etwas südlicheren Route nach den Niederlanden.

Die Musterung in Zütphen fiel gut aus; kein Mann und kein Pferd wurde zurückgewiesen. Ein Mann war allerdings schon unterwegs, in der Nähe von Osnabrück gestorben und mehrere Pferde gingen gleich nachher ein. Daraus kann man wohl schließen, daß die Musterung nicht gar scharf gewesen ist.

II. Der Feldzug 1689.

Graf Friedrich Adolph und seine Offiziere und Mannschaften richteten sich in Zütphen ein in der Hoffnung, dort recht lange bequeme Quartiere zu haben. Diese Freude war aber nur von kurzer Dauer. Schon am 4/14. Februar bekam er Befehl vom Generalmajor Baer von Slangenburgh, unter dessen Kommando ihn Fürst Waldeck gestellt hatte, mit seinem Regiment nach Terborg zu marschieren. Die Lipper kamen dadurch in schwierige Lage. Sie hatten nämlich gedacht, auf Kosten der Bevölkerung zu leben und es sich wohl sein zu lassen, und wurden nun, nachdem Klagen über sie gekommen waren, vom Generalmajor angehalten, alles was sie verzehrten, zu bezahlen. Woher sollten sie aber Geld nehmen? Der Sold war viel zu gering, als daß sie damit das flotte Leben hätten bestreiten können, wie sie es bei der Armee erwartet hatten. In einem Briefe an seine Mutter schildert Friedrich Adolph seine trostlose Lage, seine und seiner Leute finanzielle Schwierigkeiten, die schlechte Ausrüstung und seine Ratlosigkeit, da seine Offiziere ihm nicht raten und helfen könnten.

Zwei Tage später langte der sehnlich erwartete Senegas an und nach abermals 2 Tagen marschierte das Regiment nach Duisburg. Nun wußte Friedrich Adolph es in guten Händen und eilte nach dem Haag, um den Treueid zu leisten und sein Patent als Oberst und als Rittmeister zu bekommen. Er reiste über Vianen, wo er durch Fieberanfälle einige Tage festgehalten wurde Paget, welcher dort die Interessen des lippischen Hauses wahrnahm, ließ bei des jungen Grafen Anwesenheit die Herren des Landes in sein Zimmer kommen, und Friedrich Adolph mußte ihnen im Namen seiner Eltern den Vorschlag machen, dem Grafen und der Gräfin zur Lippe zum Regierungsantritt ein Geschenk von 20 000 Frcs. zu machen. Die Herren gingen auch wirklich darauf ein, vergnügt waren sie aber gerade nicht darüber, das bemerkte auch Graf Friedrich Adolph. Einen Teil des Geldes konnte er gleich im Haag gut gebrauchen, für die Ausstellung seiner Patente allein hatte er 300 Dukaten zu zahlen.

In Duisburg blieb das lippische Regiment, bis im Frühling 1689 die Kampagne wieder anfing und die Verbündeten sich anschickten, den Franzosen die im vorigen Jahre besetzten Rheinfestungen wieder abzunehmen. Das Regiment wurde geteilt. Graf Friedrich Adolph bekam Befehl, mit der Leibkompagnie und den Kompagnien Byland und Storck auf das linke Rheinufer zu ziehen und hatte von Mitte April bis Ende Juni sein Quartier in Willich bei Neuß. Sie hatten viel Vorpostendienst und mußten bis Brauweiler auf Feldwache ziehen, ohne jedoch mit dem Feinde in Berührung zu kommen. Major Senegas mußte mit den drei anderen Kompagnien vor Kaiserswerth rücken, um mit einem brandenburgischen Detachement zusammen den Platz zu zernieren. Friedrich Adolph bemühte sich in dieser Zeit, sich als schneidigen Oberst zu zeigen, er erklärte z. B. einmal 11 Mann aus Storcks Kompagnie für untauglich, als Storck gerade mit 150 Reitern nach Brauweiler kommandiert war. Recht mochte er wohl haben, daß die Leute zu jung oder zu schwächlich waren, aber klug war es nicht, denn er machte sich dadurch den Rittmeister Storck für immer zum Feinde. Zu dem Belagerungskorps vor Kaiserswerth ritt er oft hinüber, traf dort auch den Fürsten Waldeck, durch den er dem Kurfürsten

von Brandenburg vorgestellt wurde. Die Anstrengungen waren für die Belagerer sehr groß und der Mangel an Fourage äußerst drückend; die lippischen Kompagnien erlitten auch Verluste an Mannschaft und Pferden. Doch ergab sich die Festung über Erwarten schnell; die Bevölkerung und die deutschen Soldaten der Garnison hatten, durch eine Feuersbrunst erschreckt, den französischen Kommandeur zur Übergabe gezwungen, die unter den ehrenvollsten Bedingungen gewährt wurde. Am letzten Montag im Juni zog die Besatzung ab mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen. Zuerst kam eine Kompagnie Dragoner, darauf die Infanterie, aus ungefähr 50 Franzosen und 300 Deutschen bestehend, danach etwa 30 Wagen mit dem Gepäck und zwei Kompagnien Kavallerie. Die deutsche Infanterie trat in die Dienste des Erzbischofs von Cöln, die übrigen wurden bis zu den französischen Heeren geleitet. Am anderen Tage machte Friedrich Adolph die Runde der Stadt, innerhalb und außerhalb der Mauer. Sie hatte keine einzige Bresche, und da Vorräte jeder Art vorhanden waren, hätte sich der Platz noch sehr lange halten können, wenn er gehörig verteidigt wäre. In der Stadt fand man den Sohn des Detmolder Hofrichters v. Rübel, welchen die Franzosen gefangen genommen hatten und bei ihrem Abzug zurückließen. Er war Major in kölnischen Diensten. Graf Friedrich Adolph bot ihm seine Hülfe und auch Geld an, da er ganz mittellos war, obgleich er ihn früher nicht besonders geschätzt hatte; jetzt fand er ihn zu seinem Vorteil verändert. Ob das wirklich der Fall war, oder ob sich der Graf durch die von Not und Dankbarkeit diktierte Unterwürfigkeit täuschen ließ?

Nun war das Belagerungskorps frei und zog vor Bonn. Das Regiment Lippe wurde wieder vereinigt, Friedrich Adolph führte auf dem Marsche die Vorhut. Am 19. Juli kamen sie vor der Stadt an. Die Franzosen zogen ihre Vorposten zurück, die Brandenburger unter Schomberg lagerten sich rechts, die Holländer unter Flodroff links hinter einem Hügel.

Am 24. Juli bezog Friedrich Adolph mit seinem ganzen Regiment die Feldwache mit dem Befehl, 300 Schritt weiter als die früheren Wachen vorzurücken. Nach etwa einer Viertelstunde sah er eine feindliche Truppe von ungefähr 20 Pferden auf sich

zu kommen und schickte eine gleiche Anzahl Reiter mit einem Wachtmeister gegen sie, die mit einigen Kanonenschüssen begrüßt wurden. Zugleich erschien hinter der kleinen feindlichen Truppe eine starke Schwadron mit klingendem Spiel. Der Graf ließ den Wachtmeister zurückkommen und ließ Pauken und Trompeten erschallen. Die Feinde stellten sich nahe bei einem Kornfeld auf, das Friedrich Adolph kurz vorher hatte rekognoszieren lassen und in das man von seiner Seite vom Feinde ungesehen zu Fuß hineingehen konnte. Er schickte daher seinen und Schulenburgs Jäger mit gespannten Büchsen hinein und drei Reiter von jeder Kompagnie, die das Pferd des feindlichen Vorpostens erschossen. Die kleine feindliche Truppe zog sich auf ihre Schwadron zurück, Schulenburgs Jäger war durch einen Flintenschuß am Bein verwundet. Die drei Generale der Alliierten vor Bonn kamen sogleich, fanden Graf Lippes Posten gut, und Schomberg ließ brandenburgische Jäger mit Arkebusen ins Kornfeld rücken. Sie trieben die feindliche Schwadron 100 Schritt zurück, aber Schomberg, damit nicht zufrieden, ließ Kanonen auf dem Hügel auffahren, worauf sich die Feinde in die Stadt zurückzogen und noch längere Zeit ohne Schaden zu tun mit Kanonen schossen. Nach 4—5 Stunden Ruhe kamen sie von neuem aus der Stadt, und zwar schlich sich Infanterie an Friedrich Adolphs Linke heran, wurde aber von lippischen Reitern vertrieben, die einen Gefangenen machten. Gegen 4 Uhr nachmittags kam Meldung, daß der Feind sich abermals sehen ließe. Oberst Lippe stieg, um Umschau zu halten, auf den Hügel, den er von müssigen Zuschauern säubern und mit zwei Schildwachen zu Fuß besetzen ließ. Gleich darauf wurde der einen Schildwache der Fuß durch eine Kanonenkugel abgerissen. Der Oberst war sofort zur Stelle und erkannte in dem Verwundeten zu seiner Betrübnis den Reiter Hempelmann aus seiner Leibkompagnie, den er hatte zum Unteroffizier befördern wollen. Als man am Abend die Stadt bombardieren wollte, ließ man das Regiment Lippe hinter dem Hügel weg ins offene Feld rücken, wo es mit Kanonenschüssen begrüßt wurde, die einem Trabanten das Leben nahmen. Die jenseits des Flusses stehenden 50—60 Kanonen und Mörser der Verbündeten begannen um Mitternacht das Bombardement, und in einem

Augenblick stand die Stadt in Feuer und Flammen. Friedrich Adolph konnte sich keinen schöneren und schrecklicheren Anblick denken als diesen. Noch nach drei Tagen brannte die Stadt, und ununterbrochen wurden Bomben hinein geworfen. Die Alliierten hofften dadurch die Übergabe des festen Platzes zu erzwingen, sahen sich aber getäuscht. Nachdem sie vier Wochen vor der Stadt gelegen hatten, mußten sie sich schließlich doch entschließen, sie in aller Form zu belagern.

Das Lagerleben brachte für Friedrich Adolph manche Abwechslung durch Besuche in der Umgegend und durch Fremde, die sich die Belagerung ansahen, mit seinem General zusammen machte er auch dem Erzbischof von Trier in Coblenz seine Aufwartung. Der Besuch des alten Grafen Byland im Lager war für die jungen Herren zwar mehr eine Ehre als ein Vergnügen, aber mit einer Gräfin Rietberg und den Damen in ihrer Begleitung, die zum Besuch ins Lager kamen, unterhielt sich Friedrich Adolph so gut, daß er ihnen (natürlich mit Urlaub) nach Cöln folgte. Von da wurde er Ende August zurückberufen, weil sein Regiment Marschbefehl bekommen hatte. Zunächst wurde ein Streifzug durch die Eifel gemacht. Von den Franzosen, gegen die sie abgeschickt waren, bekamen sie nichts zu sehen, aber die Bevölkerung war, wie Friedrich Adolph selbst schreibt, nicht sehr zufrieden mit ihnen. Vom Fürsten Waldeck kam ein Kourier nach dem anderen mit dem Befehl, nach Brabant zu kommen, aber die längste Zeit blieben diese Befehle des General-Feldmarschalls unbeachtet; das Plündern gefiel Offizieren und Gemeinen gar zu gut. Friedrich Adolph war eine zu vornehme Natur, um an solchen Rohheiten des Krieges Gefallen zu finden, und da er sie nicht hindern konnte, verließ er in Münstereifel sein Korps, um in Cöln Regimentsangelegenheiten zu besorgen und vielleicht auch, um sich dort in feinerer Weise zu amüsieren. In Aachen traf er wieder zu seinem Korps, das bei Lüttich die Maas überschreiten sollte. Es bestand aus den Regimentern Spaen, Briquemault, Cetwitz, v. der Borg, Warfuse, Ryswiek, Lippe, Latmat. Nachdem sie noch 4 Wochen in Flandern und Brabant umhergezogen waren, ohne daß es zu einer Schlacht kam, bezogen die Lipper Anfang November 1689 ihre Winterquartiere in Zütphen.

Fürst Waldeck sagte beim Abschied zu Friedrich Adolph:

„Mon cousin, Je vous envoy a Zutphen pour raccommoder la vostre regiment, qui est le plus mechant de l'armée a cetheure, ie verray ce que vous pourez faire, et si d'un mechant regiment vous en pouvez faire un bon.“ Er drückte auch noch sein Erstaunen darüber aus, daß der Graf und die Gräfin zur Lippe mit Aushebung des Regiments einen so unfähigen Menschen wie Donop beauftragt hätten. An Gräfin Amalie zur Lippe schrieb Fürst Waldeck einige Monate später, er wünsche nichts mehr als ihr gefällig zu sein, und dieses Gefühl zwänge ihn, ihren Sohn, den Grafen zur Lippe, zu drängen, daß er sein Regiment auf guten Fuß brächte. Es tue ihm sehr leid, daß die meisten Rittmeister nonchalant und debauchiert wären. Wie schlecht das Renommee der Lipper war, geht auch aus einem Schreiben des Grafen Walrad von Nassau hervor, der den Grafen Friedrich Adolph darauf aufmerksam macht, daß die Rittmeister den Leuten den Sold zahlen müßten; die Rittmeister wären noch gewohnt, frei kaiserlich zu leben, das ginge nicht in diesen Landen. — Übrigens muß man bedenken, daß das Regiment kaum aufgestellt war, als es schon in den Krieg ziehen mußte und am Ende der Kampagne erst eine neunmonatliche Dienstzeit hinter sich hatte.

Friedrich Adolph ging noch einmal nach dem Haag und dann in die Heimat (ebenso wie sein Bruder Heinrich Ernst), dem Major Senegas die Sorge für sein Regiment überlassend. Ferdinand Christian, der jetzt auch zum Oberst avanciert war, kam nur auf kurze Zeit nach Haus. Er zog es vor, den Winter über bei seinem Regiment zu bleiben; denn seine Aussichten für die Zukunft bestanden darin, daß er als Soldat Karriere machte, während Friedrich Adolph als Erbe der Grafschaft nur gewissermaßen zum Zeitvertreib Soldat war.

III. Das Jahr 1690.

Während der Wintermonate 1689—90 hatte Major Senegas die Leitung des Regiments und tat sein möglichstes, die Schäden der Sommerkampagne wieder gut zu machen. Er hatte keinen leichten Stand.

Der Brigadier Flodroff war sehr unzufrieden, daß den Reitern der Sold nicht vollständig ausgezahlt wurde. Schon während des Feldzuges hatte er das mehrfach gerügt, und auf seine Veranlassung kamen Offiziere mit einem Befehl des Feldmarschalls, die Reiter kompagnieweise über ihre Beschwerden zu befragen. Der Major fand sich mit ihnen ganz gut ab und richtete darauf an den Fürsten Waldeck ein Memoriale. Er sagte darin zuerst, daß bei der übereilten Aushebung und Ausrüstung des Regiments nicht alles hätte so gut sein können, wie es hätte sein sollen und manches nachgeholt werden müßte, erinnerte auch an die Strapazen des vergangenen Sommers. Dann führte er aus, daß die deutschen Truppen, mit denen das Regiment Lippe im Sommer zusammen gewesen wäre, überhaupt keinen Sold bekommen und doch gut gelebt hätten, während die lippischen Soldaten einen Teil ihres Soldes erhalten hätten, der Rest aber hätte für sie gespart werden sollen für ihre im Winter nötigen Ausgaben. Einige trunkfüchtige und unzufriedene Reiter hätten sich darüber bei General Flodroff beklagt, der Bezahlung des vollen Soldes befohlen hätte. Die Reiter, sagte Senegas, wären durch die Gunst des Generals so verzogen, daß sie den Offizieren bei jeder Gelegenheit sagten, sie wüßten wohl, an wen sie sich zu wenden hätten. Wenn die Autorität der Offiziere nicht etwas mehr hochgehalten würde, sähe er keine Möglichkeit, die Soldaten in Ordnung zu halten. Sobald sie in die Winterquartiere gekommen wären, hätte der Oberst Graf Lippe befohlen, daß mit jeder Kompagnie abgerechnet würde, und wäre in Zütphen geblieben, bis alles in Ordnung gewesen. In der Tat hätte kein Reiter etwas geantwortet, als der General Flodroff sich nach ihren Beschwerden erkundigt hätte. Mit dieser Erklärung scheint sich der Feldmarschall zufrieden gegeben zu haben.

Höchst wichtig war es, das Regiment an Mannschaften und Pferden zu vervollständigen. Die Rittmeister wurden daher für 4—8 Wochen in ihre Heimat beurlaubt, um Ersatz für ihre Kompagnien zu suchen — denn dafür mußte jeder Kompagniechef selbst sorgen. Für den Major, der in Zütphen bleiben mußte, weil er der eigentliche Regimentskommandeur war, ließ Friedrich Adolph in Lippe Leute anwerben.

Fürst Waldeck erkundigte sich im Februar nach dem Stand des Ersatzes und der Ausrüstung, und Senegas antwortete, daß im März das Regiment an Mannschaften und Pferden vollständig und im April auch die Bekleidung vollendet sein würde. Um das aber fertig zu bringen, hatte der arme Major noch manchen Befehl zu geben und manchen Brief zu schreiben. Graf Byland schickte ganz vortreffliche Pferde, aber untaugliche Reiter, die er nach Senegas' abfälliger Kritik durch bessere ersetzte. Schulenburg meldete gleich nach seiner Ankunft in Deutschland, daß er gediente Reiter hätte anwerben können, weil in Braunschweig Truppen entlassen wären. Nachher ließ er nichts wieder von sich hören und kam schließlich ohne einen Heller in Zütphen an mit 8 Pferden zu wenig und außerdem noch mehreren schlechten. Rittmeister Schütz war wie verschollen, sodaß der Major seinen Leutnant Neuhoff hinter ihm her schickte, der aber ebensowenig schrieb und bei seiner Abreise geäußert hatte, er würde fort bleiben, solange es ihm beliebte. Um diese Kompagnie war Senegas in großer Sorge, denn schließlich waren doch Major und Oberst für den Stand des Regiments haftbar. Als Schütz endlich ankam, hatte er nicht genug Pferde und wurde vom Major sofort auf einen Pferdemarkt geschickt, wo er die fehlenden glücklicherweise noch kaufen konnte. Neuhoff bekam Arrest und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Rittmeister Storck holte sich Ersatz aus Lippe und richtete sich das möglichst billig ein. Seine Pferde waren klein und schlecht, er riskierte es sogar, eine ausgemusterte weiße Stute als neugekauft wieder mitzubringen; aber der Major paßte ihm gut auf. Die Offiziere machten dem Major überhaupt mehr zu schaffen als die Mannschaften. Er hielt es auch für nötig, daß einige Herren verabschiedet würden, der Kornett Meyerhof wegen Unfähigkeit, der Leutnant Quernheim, weil er an Epilepsie litt und es einen zu schlechten Eindruck machte, wenn er, wie es einmal auf der Feldwache geschehen war, öffentlich davon befallen wurde. Mit diesen Vorschlägen drang Senegas aber nicht durch, Quernheim wurde sogar nachher zum Rittmeister befördert.

Die Bekleidung der Truppen beunruhigte den Major auch, weil die vom Grafen Friedrich Adolph gekauften Stoffe durch Schuld des Kaufmanns erst Ende Februar anlangten und dann

auch noch manches fehlte, und zum 20. Januar hatte das Regiment schon marschbereit sein sollen. Die Stoffe wurden kompagnieweise verteilt und verarbeitet, und es gelang glücklich, zur Musterung am 1. April damit fertig zu werden. Die in die Heimat beurlaubten Reiter hatten sich auf wiederholtes Schreiben und Drängen des Majors allmählich auch wieder eingestellt, und die neuen Karabiner langten zur rechten Zeit an.

In den Frühlingsmonaten befahl der Major militärische Übungen; jeden zweiten Tag ließ er 12 Mann von jeder Kompagnie exerzieren, das galt als vorzügliche Übung.

Graf Friedrich Adolph selbst traf beim Regiment erst wieder ein, als es die Winterquartiere schon verlassen hatte und in Einzelquartieren in der Nähe von Tirlemont lag. Er fand es so zu seinem Vorteil verändert, daß er meinte, man könnte es nicht wieder erkennen. Auch Fürst Waldeck sprach sich bei der Revue sehr befriedigt darüber aus — ein hohes Lob für die Tüchtigkeit des Majors Senegas.

Gleich nach der Revue wurden die Regimenter Lippe und Berlo in die Gegend von Namur geschickt gegen ein französisches Streifkorps von ungefähr 2000 Reitern und 800 Mann Fußvolk, die sich aber beim Heranrücken der holländischen Regimenter unter die Kanonen von Dinant zurückzogen.

Danach kampierten die Truppen in ihren Zeltlagern, Friedrich Adolphs Regiment lag bei Bas Wavres. Für ihr Seelenheil zu sorgen, schickte die Gräfin zur Lippe einen Feldprediger zum Regiment und legte es ihrem Sohne warm ans Herz, er solle dafür sorgen, daß sich die Soldaten nicht über ihn lustig machten.

Der Krieg wurde in diesem Jahre vorzugsweise in Belgien geführt, dorthin warfen die Franzosen ihre ganze Macht und hatten an Marschall Luxembourg einen ausgezeichneten Feldherrn. Den Oberbefehl über die Truppen der Alliierten hatte auch in diesem Jahre Feldmarschall Fürst Waldeck. König Wilhelm war noch in Irland beschäftigt.

Das lippische Regiment stand unter Flodroff. Ferdinand Christian befand sich als Freiwilliger dabei mit der Absicht, sich bei Beginn der Feindseligkeiten zu seinem Regiment zu begeben, das am Oberrhein Krieg führen sollte. Seinen Troß hatte er

von Detmold direkt dahin abgehen lassen. Auch Heinrich Ernst, der dritte Bruder, war bei der Armee in den Niederlanden, als Kapitän im Regiment des Grafen Nassau-Weilburg.

Nachdem die beiden feindlichen Heere schon am 30. Juni gegen einander gekämpft hatten, ohne daß der Tag eine Entscheidung gebracht hätte, wurde am 1. Juli die für die Verbündeten so unglückliche Schlacht bei Fleurus geschlagen.

Das Regiment Lippe stand in der zweiten Linie, neben dem Regiment von der Borg. Es war in drei Schwadronen geteilt, geführt von Friedrich Adolph, Senegas und Rittmeister Storck. Friedrich Adolphs Kompagnie war mit der von Byland zu einer Schwadron verbunden, und dabei hielt sich auch Ferdinand Christian auf. Als nun die erste Linie vom Feinde durchbrochen war, gelang es Friedrich Adolph zweimal, eine anstürmende feindliche Schwadron der Königlichen Haustruppen zurückzuschlagen. Er entriß sogar mit eigener Hand dem französischen Fahnenträger, den er tödlich verwundet hatte, die Standarte. Sie trug auf der einen Seite das königliche Wappen mit der Umschrift „Nec pluribus impar," auf der anderen ein Hermelin mit der Devise „malo mori quam feudari." Storcks Kompagnie hatte sich beim ersten Ansturm der Franzosen gänzlich aufgelöst. Friedrich Adolph eilte dorthin, um die Ordnung wieder herzustellen; ehe ihm das aber gelungen war, mußte er wieder seine eigene Schwadron gegen den dritten Ansturm der Feinde kommandieren. Dieses Mal kam eine französische Reiterschwadron von vorn gegen ihn, und von der Seite hatte sich durch ein Kornfeld Infanterie herangeschlichen. Byland kämpfte gegen die Infanterie, Friedrich Adolph gegen die Reiter. Da flohen zwei Regimenter in der Nähe und Storcks Schwadron und Friedrich Adolphs Reiter wurden davon mitgerissen und ließen ihren Oberst im Stich, der längere Zeit mit den Feinden im Handgemenge blieb. Es gelang ihm nachher, seine Schwadron wieder einigermaßen zu sammeln, aber es war zu spät, auch die Infanterie war schon auf der Flucht. Die Kompagnien Senegas und Schulenburg hatten von seinem Regiment am längsten stand gehalten, bei ihnen blieb auch Ferdinand Christian, als seines Bruders Schwadron sich auflöste, und hätte fast sein Leben verloren. Senegas parierte glücklich den Hieb, der

Ferdinand Christian den Kopf spalten sollte, doch bekam der junge Graf nachher noch einen Schuß in den Arm.

Das Regiment entfloh also und zog sich zunächst nach Notre Dame de Halle zurück. Die Verluste waren enorm, besonders für Friedrich Adolphs Schwadron; Bylands Kompagnie war fast vernichtet, die Kompagnien Storck und Schütz hatten die wenigsten Toten und Verwundeten, hatten aber ihre Fahnen verloren. Byland war tot, sein Leutnant Quernheim schwer verwundet, sein Wachtmeister gefangen und 45 Reiter seiner Kompagnie tot oder verwundet. Friedrich Adolphs Kompagnie hatte einen Verlust von 20 Reitern, sein Kornett wurde gefangen, die Fahne aber durch Korporal Sauer gerettet. Er vereinigte die Überlebenden von Bylands Kompagnie mit seiner eigenen, die er dadurch wieder auf 45 Mann brachte. Am Tage nach der Schlacht schickte er seinen Trompeter in das feindliche Lager, der die Leiche des Grafen Byland fand und begrub. Friedrich Adolph hatte die traurige Aufgabe, den Tod des jungen, liebenswürdigen Grafen den Verwandten anzuzeigen, die es schonend der jungen Witwe beibringen mußten.

Die Niederlage der Verbündeten war vollständig. Aber auch Luxembourg hatte große Verluste gehabt, und seine Armee war zu erschöpft zur Verfolgung. So konnten sich die Flüchtlinge sammeln, und Waldeck zeigte sich groß als Reorganisator dieses zersprengten und demoralisierten Heeres.

Friedrich Adolph erbat sich Hülfe von zu Haus. Die Neuausrüstung seiner Kompagnie kostete viel, und die Hälfte seiner Bagage war verloren; aber besonders lastete die Sorge um seine armen Verwundeten auf ihm. An den Kanzler Barkhausen schrieb er, ohne Hülfe von zu Haus wären sie ganz verloren und gezwungen, an den Straßen betteln zu gehn. Sein alter Hofmeister Paget eilte von Vianen aus sogleich herbei und half ihm, soviel in seiner Macht stand, überglücklich, daß sich das Gerücht von dem Tode des älteren Grafen Lippe nicht bestätigte. Er und Heinrich Ernst waren unverletzt geblieben.

In den nächsten Wochen hatte Graf Friedrich Adolph eine sehr böse Affäre, die für ihn die übelsten Folgen hätte haben können. Einigen Freunden gegenüber hatte er sich im Vertrauen

sehr abfällig über Storck und die Offiziere des Regiments v. d. Borg, dessen Oberst gefangen war, geäußert. Die Freunde hatten das wieder erzählt, und so war es zu den Ohren der Beteiligten gedrungen. Darauf kam der Major von Storkenberg, der Kommandierende des Regiments v. d. Borg, mit einem Offizier als Zeugen einer Erklärung wegen früh morgens zu Graf Friedrich Adolph, und zwar sollen sie mit Stöcken bewaffnet gewesen sein. Friedrich Adolph wohnte damals mit seinem Bruder Heinrich Ernst zusammen in einem Häuschen in Dicheu, in der Nähe ihres Lagers, nicht weit von Brüssel. Die Herren traten unangemeldet ein und überraschten Friedrich Adolph noch im Bette, Heinrich Ernst im Schlafrock. Major Storkenberg — die Grafen Lippe kannten damals noch nicht einmal seinen Namen — wandte sich sofort an den Grafen Friedrich Adolph und forderte ihn auf, zu widerrufen, was er Schlechtes über die Offiziere gesagt hätte; er sei im Namen aller gekommen, das zu verlangen. Friedrich Adolph erwiderte, daß er überrascht wäre und nicht wüßte, was er darauf antworten sollte. Der andere sagte „ja" oder „nein," und in der Unmöglichkeit, sich zur Wehr zu setzen, sagte Friedrich Adolph: „Eh bien oui." Darauf machten ihm die Herren viel Komplimente, und Heinrich Ernst, der ein prächtiger, liebenswürdiger Mensch war, aber sich noch nie in ähnlicher Lage befunden hatte, ließ den Herren Kaffee vorsetzen und Stühle bringen. Friedrich Adolph blieb im Bett, bis sie ihre Tassen geleert und sich entfernt hatten.

Storkenberg und sein Adjutant lobten nun überall die Höflichkeit des holländischen Obersten Grafen Lippe, der, als sie zu einer Aussprache zu ihm gegangen wären, ihnen seine Zufriedenheit ausgedrückt und mit ihnen Kaffee getrunken hätte. Das setzte alle in Erstaunen, besonders die Freunde, von denen eine Anzahl zum Mittagessen zum Grafen Lippe gingen und fragten, was vorgefallen wäre. Friedrich Adolph war es natürlich höchst unangenehm, daß er gegen seine Überzeugung hatte sprechen und seine früheren Behauptungen widerrufen müssen. Er bat Senegas um seinen Rat, der ihn sehr tadelte und sagte, vorher hätte er ihn gewarnt, nicht so viel zu reden, aber was man einmal gesagt hätte, müßte man auch vertreten. Einen Ausweg fand er nicht.

Bei Tisch war Friedrich Adolph lustig und ließ sich nichts merken, und als das die Freunde sahen, überließen sie sich auch der fröhlichsten Laune. Aber nach dem Essen, als die einen spielten, die anderen sich unterhielten, ging Friedrich Adolph zu seinem Regiment ins Lager, nahm den Leutnant Kotzenberg mit und begab sich nach Major Storkenbergs Zelte, dessen Regiment neben Friedrich Adolphs kampierte, Er sah ihn in der Nähe spazierengehn und rief ihn heran. Storkenberg kam mit liebenswürdigster Miene, wurde aber nicht in gleicher Weise empfangen. Graf Lippe sagte ihm, daß das, was er früher gesagt hätte, die Wahrheit gewesen wäre, und der Major beklagte sich nachher, daß der Graf ihn mit dem Stocke geschlagen hätte.

Während die beiden Kommandeure der Regimenter Lippe und v. der Borg sich in dieser Weise unterhielten und zum Degen griffen, kamen auch ihre Soldaten, die einen mit Degen, andere mit Karabinern heran. Der Kampf dauerte aber nicht lange, weil der Major im Zurückweichen sich in die Stricke seines Zeltes verwickelte und hintenüber fiel. Dadurch gewann Friedrich Adolph Zeit, sein Regiment, das ihm mit gezogenen Degen zu Hülfe kam, zurückzuschicken. Die anderen waren gutmütig genug, sich auch bald zu beruhigen. Danach ging Friedrich Adolph zu seiner Gesellschaft zurück, die seine Abwesenheit kaum bemerkt hatte. Heinrich Ernst, der gerade im Lager war, blieb dort, um die weiteren Folgen zu beobachten.

Eine Viertelstunde nachher kam der Brigademajor Butler im Auftrage des Brigadiers Stein, um Friedrich Adolph zu verhaften, war aber so artig, daß er Heinrich Ernst Zeit gab, den Adjutanten seines Bruders schnell nach dessen Quartier reiten zu lassen, um ihn zu warnen, daß er sich innerhalb einer Stunde und seine Equipage innerhalb zwei Stunden in Sicherheit bringen sollte. Die Freunde waren auch der Ansicht, daß er seinen Prozeß besser in seiner Abwesenheit führen ließe, und so entfloh er nach Brüssel. Major Butler fand ihn nicht mehr, unterhielt sich ein Weilchen mit den noch anwesenden Herren über gleichgültige Dinge und kehrte dann unverrichteter Dinge zurück. Die Freunde überlegten noch lange, wie sie ihrem Kameraden aus der Patsche helfen könnten, aber trennten sich schließlich, ohne etwas beschlossen zu haben.

Am anderen Morgen bemühten sich Heinrich Ernst und Senegas für Friedrich Adolph, suchten verschiedene einflußreiche Persönlichkeiten für ihn zu gewinnen, und Senegas ging zu Baron Stein, um zu erfahren, wie Storkenbergs Klage gelautet hätte. Es fand sich nun, daß Storkenberg gleich nach der Affäre einen Rittmeister seines Regiments zum Brigadier Stein geschickt und ihm hatte sagen lassen, daß Oberst Graf Lippe in sein Zelt gekommen wäre, sich ungestüm auf ihn geworfen und ihn bei den Haaren ergriffen hätte. Der Major hätte sich unter ihm weg frei gemacht und ihn gezwungen, zum Degen zu greifen. Senegas erklärte das für falsch, „plus faux que le grand Diable de l'enfer," worauf Stein den Rittmeister kommen ließ und Senegas gegenüber stellte. Der Rittmeister war aber am Abend vorher betrunken gewesen und konnte sich auf nichts mehr besinnen. Darauf trennten sich Senegas und Heinrich Ernst. Ersterer ging zu Storkenberg mit dem Erfolg, daß er hoffen konnte, mit etwa 100 Dukaten die Sache für Friedrich Adolph in Ordnung zu bringen, wenn sie noch nicht dem Kriegsrat überwiesen wäre.

Heinrich Ernst suchte in der Stadt seinen Bruder Ferdinand Christian auf, der seiner Verwundung wegen noch nicht die Reise zu seinem Regiment am Rhein hatte antreten können, und fand ihn schon in alles eingeweiht. Der Graf von Nassau-Weilburg war beim Fürsten Waldeck gewesen, als diesem Meldung von Friedrich Adolphs Abenteuer gemacht war, und war sogleich nach Brüssel geritten, um mit Ferdinand Christian zu überlegen, was für Friedrich Adolph und für die Ehre des Namens geschehen könnte; Fürst Waldeck, sagte er, wäre in furchtbare Wut geraten. Friedrich Adolph hatte sich seines Bruders Quartier gegenüber bei einem Barbier versteckt und ließ seinen Bruder ebenfalls von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzen. Graf Nassau hatte Ferdinand in Gesellschaft des Herzogs d'Havré gefunden, der Friedrich Adolph sofort eine Zuflucht in seinem Hause bot. Weder Militär- noch Zivilbehörden hatten das Recht, bei ihm, einem spanischen Granden, Haussuchung zu halten. Aber da er sich mit Waldeck nicht entzweien mochte, sollte sich Friedrich Adolph nur heimlich bei ihm aufhalten. Bei Anbruch der Dunkelheit holte er ihn aus seinem Versteck in

seinem Wagen ab und nahm ihn mit in sein Hotel. Seine Pferde und Ausrüstung verkaufte Friedrich Adolph schnell an seinen Bruder und ließ diesen Scheinverkauf auch durch einen Notar bescheinigen.

Trotz seiner noch offenen Wunde ritt Ferdinand Christian am anderen Morgen ins Lager. Er versicherte sich zunächst der Fürsprache und Hülfe der beiden Prinzen von Nassau und ging dann zum Feldmarschall. Waldeck empfing ihn mit den liebenswürdigsten Vorwürfen darüber, daß er sich nicht mehr schonte, sagte auch, daß er einen großen Unterschied zwischen dem älteren und den beiden jüngeren Grafen Lippe machte, wollte aber auf Friedrich Adolphs Angelegenheit nicht zu sprechen kommen. Als Ferdinand Christian davon anfing, geriet Waldeck abermals in die größte Wut. Mit aller Diplomatie konnte Ferdinand nichts bei ihm ausrichten, erfuhr jedoch, daß Waldeck die Brigadiers Bentinck und Iselstein unter Vorsitz des Generals Wey für das Kriegsgericht ernannt hatte. Er bemühte sich nun, diese Herren persönlich und durch Vermittlung der Prinzen von Nassau für seinen Bruder zu gewinnen.

Friedrich Adolph war indessen bei d'Havré wohl aufgehoben. Er wohnte in einem hübschen Zimmer, hatte von seiner eigenen Dienerschaft zwar nur einen Pagen, aber die Diener des Herzogs standen zu seiner Verfügung. Wenn der Herzog beschäftigt war, leisteten seine Gemahlin und Tochter ihm Gesellschaft. Ferdinand Christian kam häufig in das Haus, er hatte eine sehr innige Freundschaft mit Fräulein d'Havré, und wenn er statt seines Bruders der Erbe der väterlichen Grafschaft gewesen wäre, hätte diese Freundschaft mit der jungen Herzogstochter wohl zu einer ehelichen Verbindung führen können. Ihre Schwester war mit einem Prinzen von Hessen-Darmstadt vermählt.

Eines Tages erschien auch Fürst Waldeck im Hause des Herzogs, und zwar so plötzlich, daß Friedrich Adolph kaum noch Zeit hatte, das Zimmer zu verlassen. Er fragte nach ihm, und Havré machte aus seinem Aufenthalt kein Geheimnis. Darüber äußerte sich Waldeck sehr freundlich, erklärte, daß der Herzog ihm persönlich einen Dienst damit erwiesen hätte, daß die Grafen zur Lippe seine Nachbarn und Verwandten wären und

er die Freundschaft mit ihnen auch pflegte. Aber Friedrich Adolph wäre leichtsinnig und müßte kurz gehalten werden. Er hoffe die Sache noch so zu lenken, daß sie eine gute Wendung nähme, aber wenn wieder etwas vorkäme, stände er für nichts.

Als Ferdinand Christian zur Rheinarmee abreiste, hielt er die Sache schon für beigelegt und abgetan. Das war aber nicht der Fall. Allerdings durfte Friedrich Adolph zu seinem Regiment zurückkehren, wurde wieder zu einem Streifkorps und auf Feldwache kommandiert. Als im September gegen Major Senegas, Rittmeister Schulenburg und Wachtmeister Lambremont ein Haftbefehl erging, bekam Friedrich Adolph den Befehl, sie durch eine Schildwache in ihren Zelten bewachen zu lassen. (Die Anklage gegen Senegas scheint auf Verleumdung beruht und keine weiteren Folgen gehabt zu haben). Aber Friedrich Adolphs Prozeß nahm seinen Fortgang und Rittmeister Storck, den Friedrich Adolph gleich nach der Schlacht bei Fleurus wegen Feigheit angezeigt hatte, weil seine Kompagnie zuerst entflohen war, scheint eine große Rolle dabei gespielt zu haben. Sei es, daß die kriegsgerichtliche Untersuchung neue, belastende Momente gegen Friedrich Adolph ans Licht gezogen, sei es, daß er sich von neuem etwas hatte zu Schulden kommen lassen — er wurde vom Kriegsgericht zur Kassation verurteilt. Waldeck bestätigte dies Urteil, und sein Zorn gegen Friedrich Adolph kannte keine Grenzen mehr. Nun blieb noch als letzte Instanz König Wilhelm. Bei ihm die Sache seines geliebten Zöglings zu verfechten, machte sich der alte treue Hofmeister und Freund Paget auf die Reise nach England.

Friedrich Adolph begab sich nach Brüssel, dann nach Vianen und wollte von da in die Heimat reisen. Dorthin war aber auf irgend eine Weise seine Angelegenheit in einer für ihn höchst ungünstigen Weise berichtet worden, und obgleich sein Onkel Dohna, Paget und auch Barkhausen warm für den jungen Grafen eintraten, konnten sie den Zorn des Grafen Simon Henrich so wenig besänftigen, daß die Gräfin ihrem Sohne schreiben mußte, er dürfe nicht eher nach Detmold kommen, als bis er sich mit dem Fürsten Waldeck versöhnt und dieser selbst deshalb an den Grafen Simon Henrich geschrieben hätte. Barkhausen, der ihm den Brief überbrachte, traf ihn in Bentheim.

Darauf ging Friedrich Adolph nach Vianen zurück, schrieb aber vorher folgende Antwort an seine Mutter:

„Je viens de reçevoir avec un plaisir tres sensible la lettre que vous m'aves faict la graee de m'escrire par Barekhausen, par laquelle ie veu, que vous avies en partie reeonnüe mon affaire, et ie prie dieu quil veuille par sa bonté voas faire connoistre le reste, qui au fonds n'est autre chose q'une haine de ceux qui me persecutent, et de ceux qui me veuillent du mal, ie y e veu aussi l'ordre que vous me donnes d'aller voir le prince de Waldeck. Je m'en retourne suivant vos ordres diez a Viane mais ie vous laisse da penser madame ma tres chere et tres honnorée mere de quel front ie seray reçu d'un homme qui a faict demander ma teste, ou tout au moins me faire metre les fers aux pieds et aux mains chez le grand prevost de l'armée, en aprés me faire chasser comme un coquin de l'armée me faisant declarer incapable de porter les armes pour touiours, Mr. Paget a tache par tous les detours dont son esprit a este capable de le flechir, mais tout en vain, iusque quand Mr. Paget luy demanda, ce qu'il pretendoit que ie devinsse, il luy repondit fort brusquement que son pere le marie. Mr. Paget luy respondit, que j'estois vraycment bien en estat de ecla, et qu'on avoit resolu de ne poinct me voir du tout iusques que jen fusse sorti a mon avantage, y respondit touiours qui ny seavoit que faire. Mr. le comte de Dona qui est a Dettmoldt luy mesme en a parle au pr. de Waldeck avec le comte de Nassau au nom de toute la famille de laisser seulement mourir l'affaire mais tout en vain, que Mr. Paget a este oblige de passer en Angleterre pour accomoder l'affaire aupres du roy, auquel le prince de Waldeck a deia demande ma cassation, mais iespere que moyenant la graee de dieu le roy ne ce laissera prevenir een estre du tout informé et qu'ainsi je garderay mon regiment, Mr. Paget ma assure que l'emportement du pr. de Waldeck estoit si grand contre moy, qu'il ne valloit dorenavant plus garder aucune mesure avec luy et si ie restois a l'armée come il l'esperoit que ie ne devois plus le voir de tout. J'attendray vos ordres a Viane et m'informeray en attendant, ou il est, et si vous trouve qu'il

soit du tout neseessaire que iy allie Je feray ponctuellement ce que vous mordonneres. Je vous supplie pourtant tres-humblement madame ma tres honnorée mere de voir quelle reception j'auray de luy aprcs ce que vous voyes dans ma lettre, et ie ne puis dutout concevoir comme ie puis mestre attirer comme cela son indignation, ie puis protester devant dieu que ie ne luy ay iamais donne le moindre suiet ny effet ny par parole, iay touiours parle de luy avec le plus grand respect du monde comme de mon propre pere. J'attandre avec une grande soumission les ordres qu'il vous plaira de menvoyer, et de monsieur mon pere, priant dieu de tout mon coeur qu'il veuille vous inspirer de plus en plus de sentimens de tendresse a mon egard qui suis avec un profond respect et un zele inviolable" etc.

Will man nun auch annehmen, daß Friedrich Adolph die Sache schlimmer hinstellte als sie war, um von dem unangenehmen Besuche bei Waldeck freizukommen — soviel steht fest, daß er zur Kassation verurteilt war und Paget seinetwegen zum König nach England reiste. (Die Reise kostete 950 Gulden, und die Gräfin machte sich große Sorge um ihn, weil er so allein reiste.) Es gelang Paget wirklich, den König zu bewegen, daß er das Urteil umstieß. Vielleicht sah der König die Sache mehr vom politischen als militärischen Standpunkte aus an und wollte den zukünftigen regierenden Grafen zur Lippe und Souverän von Vianen, seinen Nachbarn, zum Freunde behalten, vielleicht hielt er das Urteil aber wirklich für ungerecht. Friedrich Adolph selbst meinte, daß Waldeck ihm schon vorher nicht gewogen gewesen wäre, zuerst weil Paget die Kapitulation direkt mit dem Könige statt mit ihm abgeschlossen hätte, und dann wegen eines Heiratsprojekts. Paget hatte nämlich mit Waldeck, als hätte er Auftrag aus Detmold, über eine Vermählung Friedrich Adolphs mit Waldecks Tochter gesprochen, und Waldeck war darauf eingegangen. Nachher aber wurde Paget von Detmold aus desavouiert, weil man eine frühe Vermählung des Thronfolgers nicht wünschte. Denn Simon Henrich war selbst noch jung und hatte sieben lebende Söhne; es war also keine Gefahr, daß die Familie aussterben

würde. Waldeck nannte den französischen Hofmeister nachher immer nur Jesuit und Schurke.

Dank der Gnade des Königs behielt Friedrich Adolph also sein Regiment. Auch sein Vater verzieh ihm und gab ihm die Erlaubnis, nach Detmold zu kommen. Barkhausens Bericht über die Reue und tiefe Niedergeschlagenheit des jungen Grafen hatte seinen Brief wirksam unterstützt, und nachdem Waldeck selbst an Simon Henrich geschrieben hatte, verlangte dieser nicht mehr, daß sein Sohn sich zum Feldmarschall begab. Friedrich Adolph schrieb von Amsterdam aus, wo er sich in Regimentsangelegenheiten aufhielt, einen Brief voll rührender Dankbarkeit und tugendhafter Versprechungen an seine Mutter. Wir wollen annehmen, daß es ihm Ernst damit war, dürfen aber nicht vergessen, daß man ihn von Jugend auf gewöhnt hatte, seine Briefe mit frommen Redensarten und tugendhaften Phrasen zu füllen. Gewiß mußte er sich freuen, die Verzeihung seiner Eltern erlangt zu haben und die Heimat besuchen zu dürfen, aber wie sich bald herausstellte, zog ihn noch ein anderer Magnet dahin als die Liebe zu Eltern und Geschwistern. Gegen Neujahr kam er in Detmold an. Sein Regiment lag in Löwen in den Winterquartieren.

Das Jahr 1691.

Die Schlacht bei Fleurus hatte für die Verbündeten nicht die unglücklichen Folgen gehabt, welche man hätte erwarten sollen. Marschall Luxembourg war durch das Anrücken der Brandenburger am weiteren Vordringen gehindert, und so hatte Waldeck Zeit, sein Heer zu reorganisieren. König Wilhelm hatte in den letzten zwei Jahren seine Herrschaft in Großbritannien aufgerichtet und durch die Schlacht am Boynefluſſe soweit befestigt, daß er im Februar 1691 nach dem Haag zurückkehren konnte. Von allen Seiten strömten dorthin die Fürsten und Herren zusammen, die neben den ausgelassensten Lustbarkeiten, wie sie sonst nur Venedig im Karneval kannte, auch ernste politische Dinge betrieben. König Wilhelm selbst verlor die Kriegs- und Staatsangelegenheiten nie aus den Augen. Er sah sehr wohl ein, daß es für wirksame Kriegführung besser war, wenn

die Truppen nicht so vielen Herren unterstanden, und suchte von den Truppen der Verbündeten möglichst viele ganz in holländische Dienste zu ziehen. So machte er mit dem Herzog von Celle einen Vertrag, infolgedessen mehrere Regimenter, darunter das des Grafen Ferdinand Christian zur Lippe, unter seinen Oberbefehl gestellt wurden.

In der Armee traten mancherlei Veränderungen ein. Flodroff, der Vorgesetzte Friedrich Adolphs, dessen fehlerhaften Dispositionen viel Schuld an der Niederlage bei Fleurus beigemessen wurde, verlor sein Kommando. An seine Stelle trat Graf Auerkerke, ein Herr, in dessen Adern das Blut der Nassau und Horn floß. Friedrich Adolphs Regiment wurde im Laufe des Winters vervollständigt, Senegas besorgte wieder alles Nötige. An Stelle des bei Fleurus gefallenen Grafen Byland wurde Aschenberg Rittmeister, und mehrere Kornettstellen wurden neu besetzt.

Graf Friedrich Adolphs Aufenthalt in Detmold war im Winter 1690—91 nicht von langer Dauer; drei seiner Brüder und zwei Schwestern erkrankten an den Blattern, und die Gefahr der Ansteckung vertrieb ihn vom väterlichen Schloß. Er ging nach Vianen mit der Absicht und wahrscheinlich dem Auftrag seiner Eltern, dem Könige, sobald er im Haag angekommen wäre, seine Aufwartung zu machen. Als holländischer Oberst und ältester Sohn des Herrn einer Holland benachbarten Herrschaft hatte er dazu gewissermaßen die Verpflichtung, und die glänzende Fürstenversammlung im Haag mit den prunkvollen Festlichkeiten wäre sicher sehr nach seinem Geschmack gewesen. Auch Senegas riet im Interesse des Regiments sehr dazu. Aber es kam anders. Friedrich Adolph hatte die Ansteckung von Detmold mitgebracht, und in Vianen brachen auch bei ihm die Pocken aus. Er war sehr krank, erholte sich aber bald und behielt auch keine entstellende Narben.

Als die Fürsten noch im Haag versammelt waren und überlegten, wieviel Truppen jeder stellen sollte, ließ Ludwig XIV. seine Armeen von allen Seiten gegen Mons marschieren, der wichtigsten Festung der spanischen Niederlande. Luxembourg hatte wieder den Oberbefehl, Vauban leitete die Belagerungsarbeiten, und König Ludwig selbst begab sich zur Armee. König

Wilhelm tat sein Möglichstes, die bedrängte Stadt zu entsetzen; schon 3 Wochen, nachdem er die Nachricht von der beabsichtigten Belagerung erhalten, hatte er 50000 Mann im Felde.

Friedrich Adolph hatte anfangs keine Lust, schon so früh im Jahre ins Feld zu ziehen, sondern wollte zu seiner Erholung nach Detmold gehen. Das hätte aber jedenfalls einen schlechten Eindruck gemacht, Senegas war über diese Absicht ganz entrüstet. Er hielt ihm vor, daß er ja in seiner Karosse fahren könnte, wenn er noch schwach wäre, daß er nur selten zu Pferd zu steigen brauchte, daß auch Ferdinand Christian und Graf Dohna ihn bestimmt in den nächsten Tagen im Lager erwarteten. So entschloß sich der Graf, die Kampagne mitzumachen, und weil sein eigenes Gepäck noch nicht angekommen war, logierte er sich bei Ferdinand Christian ein. In der Tat ertrug er die Entbehrungen und Anstrengungen ganz vortrefflich, von Schonung war keine Rede mehr. Er schlief im Zelt; und kaum hatten seine Vorgesetzten seine Ankunft erfahren, so wurde er auf Feldwache kommandiert. Sein Bruder bot ihm zwar an, statt seiner zu gehn; das lehnte Friedrich Adolph aber ab und blieb in der eisigen Nacht -- es war Ende März und die Jahreszeit ungewöhnlich streng — ohne Schaden zu leiden auf seinem Posten. Am anderen Tage löste ihn Ferdinand Christian ab.

Ich muß hier erwähnen, daß Graf Simon Henrich um diese Zeit dem König Wilhelm auf Pagets Veranlassung Wagenpferde schickte und für das nächste Jahr zwei Senner Schlachtpferde versprechen ließ. Graf Portland, früher Bentinck, bekam gleichzeitig ein Reitpferd von der Gräfin Amalie geschenkt. Die Vermutung liegt nahe, daß diese Gefälligkeit mit Friedrich Adolphs vorigjähriger unangenehmen Affäre einen gewissen Zusammenhang hat, aber es war für den Grafen zur Lippe auch wegen Vianen wünschenswert, den König Wilhelm zum Freunde zu haben.

Die Festung Mons fiel, König Wilhelms Anstrengungen waren vergeblich gewesen. Er ließ das Heer noch einmal Revue passieren und ging dann dringender Geschäfte wegen für kurze Zeit nach England; König Ludwig kehrte ruhmbekränzt nach Versailles zurück, die beiderseitigen Armeen bekamen einige Wochen Ruhe, sich zu erholen.

Die kriegerischen Operationen fingen im Juni wieder an. Im holländischen Heere fanden sich nun viele vornehme englische Herren ein, die, an großen Luxus gewöhnt, denselben auch im Felde nicht entbehren wollten und auf einem Fuße lebten, wie es Friedrich Adolph nur zu wohl gefiel, so schlecht es auch zu seinen Mitteln paßte. Er wartete immer noch auf seinen Troß und wohnte bis zu dessen Ankunft immer noch bei seinem Bruder. Von anderen lippischen Grafen standen Ferdinand zur Lippe-Brake und Rudolf zur Lippe-Biesterfeld in holländischen Diensten, letzterer als Offizier zur See. Mit Ferdinand von Brake im Regiment des Grafen Nassau-Weilburg waren die Brüder viel zusammen. Heinrich Ernst war in Brandenburgische Dienste getreten und kämpfte diesen Sommer gegen die Türken.

Die feindlichen Armeen standen sich beobachtend und manchmal auch drohend gegenüber, aber sowohl Waldeck wie Luxembourg vermieden eine Schlacht. Waldeck begnügte sich damit, die Regimenter in Brabant hin und her marschieren zu lassen und die Grenze der Vereinigten Niederlande zu schützen. Das Hauptquartier war in Gembloux, als der Landgraf von Hessen mit 7—8000 Mann unter dem Feldmarschall August zur Lippe zum Heere stieß.

Natürlich machten die jungen Grafen ihrem Verwandten und dem Landgrafen ihre Aufwartung. Friedrich Adolph ritt einen feurigen Hengst seines Bruders und kehrte am Abend allein in sein Quartier zurück; die anderen Herren waren noch beim Landgrafen geblieben. Als er bei einem Brunnen vorbei kam, wo ein großer Zusammenlauf von Wasser schöpfenden Soldaten war, scheute sein Pferd und beim Versuche, es zum Gehorsam zu zwingen, bäumte es sich und warf ihn ab. Er brach den Arm und scheint auch noch andere Verletzungen davongetragen zu haben, denn er mußte in sein Quartier getragen werden. Ferdinand Christian holte ihn unterwegs ein, begleitete ihn ins Lager und machte dem Kommandierenden, Feldmarschall Nassau-Saarbrücken, Meldung. Dieser ließ Friedrich Adolph am anderen Tage zusammen mit einem anderen, verwundeten Offizier mit einer holländischen Reiter-Eskorte nach Namür bringen. Erst im August kehrte Friedrich Adolph zum Regiment zurück, und auch da war sein Arm noch nicht ganz geheilt. Nach

Pagets Sorge um seinen jungen Grafen zu urteilen, muß der Sturz ziemlich bedenkliche Folgen gehabt haben.

Am 18. September lagerte das Heer bei Leuze (zwischen Mons und Tournay), und da die Jahreszeit für beide Parteien das Beziehen der Winterquartiere nötig machte, verließ der König Wilhelm die Armee. Da fand am nächsten Tage die Schlacht statt, von der Voltaire sagt: „Ein seltsamer Kampf, wo 28 Schwadronen Königlicher Haustruppen und Gendarmerie 75 Schwadronen der feindlichen Armee besiegten."

Ein seltsamer Kampf war es allerdings, obgleich Voltaire die Zahl der holländischen Schwadronen bedeutend überschätzt. Das Gros der holländischen Armee samt dem Gepäck hatte schon das Flüßchen überschritten, nur ein Detachement unter dem Grafen Tilly stand noch am rechten Ufer, als Ferdinand Christian, der mit 300 Reitern die Feldwache hatte, die Nachricht vom Anzuge der Feinde erhielt. Er schickte sogleich Meldung an Tilly und die Feldmarschälle Waldeck und Nassau-Saarbrücken. Letzterer schickte Hülfe, sodaß nun den Feinden 2 Brigaden Kavallerie, 1 Regiment Dragoner, die 1400 Pferde des Grafen Tilly und die 300 der Feldwache gegenüber standen. Es entspann sich ein kurzer aber mörderischer Kampf, worin die holländischen Truppen mit großen Verlusten zurückgeworfen wurden. Dann kamen nacheinander andere holländische Schwadronen heran und wurden der Reihe nach besiegt, bis Waldeck die Infanterie ins Feld führte. Da gab Luxembourg, zufrieden mit dem glänzenden Erfolge, das Zeichen zum Rückzug, und die Holländer konnten sich unverfolgt über das Flüßchen und in ihr Lager zurückziehen. Ferdinand Christians Regiment hatte sehr gelitten, er selbst hatte einen Pistolenschuß über den Fuß bekommen und war durch Degenhiebe an Schulter und Hand verwundet. Aber auch Friedrich Adolphs Regiment war im Feuer gewesen. Ein eigentümliches Geschick hatte Senegas. Als er gegen die Feinde sprengte, machte seine Kompagnie Kehrt, und er war allein im Gedränge der Franzosen. Es gelang ihm dennoch, nicht allein selbst unversehrt zu den Seinen zurückzukommen, sondern er brachte sogar den feindlichen Fähnrich mit der Standarte in der Hand als Gefangenen mit. Durch die vor die Stirn gesetzte Pistole hatte er ihn gezwungen, ihm zu

folgen. Als Senegas sich am Abend in seinem Zelte mit seinem Gefangenen unterhielt, stellte es sich heraus, daß es seiner Schwester Sohn war, und es schmerzte ihn sehr, daß er dem Neffen die Karriere verdorben hatte.

Friedrich Adolph war es nicht so gut wie seinem Major ergangen. Er wurde gefangen genommen und nach Tournay gebracht, wohin sich die französische Armee zurückzog. Nun kam ihm die frühere Freundschaft mit dem Herzog von Chartres, dem Sohne des Herzogs von Orleans, zu statten, den er in Paris so häufig als Kind gesehen hatte. Der junge Herzog erinnerte sich des Grafen zur Lippe sehr wohl und erbat ihn vom Marschall als seinen Gefangenen, was ihm gewährt wurde. Friedrich Adolph wurde mit höchster Auszeichnung behandelt; er bekam ein gutes Logis; des Herzogs Haushofmeister richtete ihm eine Tafel für 12 Personen her und fragte ihn, ob er in der Stadt oder unter den gefangenen Offizieren keine Bekannte hätte, die mit ihm speisen könnten. Wirklich erkannte er unter den Gefangenen einen französischen Edelmann, der ein Verwandter seines Oheims, des Marquis von Monpouillant, war und als Hugenott in der holländischen Armee gekämpft hatte. Auf ihre Bitten ließ man die beiden während der Gefangenschaft zusammen wohnen.

Elf Jahre später, am 17. Juni 1702, schrieb die Herzogin von Orleans an die Raugräfin Amalie Elisabeth: „Man thete woll, die gefangenen offizirer von den Frantzosen woll zu tractiren; den man hatt die teutsche offizirer hir ahm hoff sehr woll tractirt, wie Euch der graff von der Lippe undt monsieur Zebel, so in hessen-casselische diensten, wirdt sagen, wofern sie noch leben."

Nun zeigte sich Paget einmal wieder als Helfer in der Not, was um so wichtiger für Friedrich Adolph war, weil seine Eltern ihm sehr zürnten und nicht gerade bereit gewesen wären, ihn loszukaufen. Paget lieh das Geld zusammen und befreite dadurch den Grafen.

Nach Lippe war die Nachricht gekommen, daß Friedrich Adolph tot und Ferdinand Christian und Ferdinand von Brake tödlich verwundet wären. Da hatte sich Rudolf von Brake aufgemacht, um nach den Vettern und dem Bruder zu sehen,

hörte von Friedrich Adolphs Gefangenschaft und fand die beiden anderen in Namür im Quartier und nahm sie mit nach Lippe.

Friedrich Adolphs Regiment hatte in Brüssel Quartiere bezogen, dahin begab auch er sich nach seiner Befreiung.

Das Jahr 1691 war ein Unglücksjahr für die gräfliche Familie. Der dritte Sohn, Graf Heinrich Ernst, starb am 1. Oktober in Raab an der Pest. Alle guten Eigenschaften des Körpers und Geistes waren in ihm vereinigt, der Kurfürst von Brandenburg nannte ihn ein Exempel und Tugendspiegel für seine Brüder. Eine glänzende Laufbahn stand ihm bevor, nach dem Feldzuge sollte er schon Oberst werden. In der Schlacht bei Salamkemen hatte er mit Auszeichnung gekämpft und war dort kaum dem Tode entronnen. Auf der Reise zum Kurfürsten, dem er die Siegesbotschaft bringen sollte, erkrankte und starb er. So verlor die gräfliche Familie den, der ihr Stolz, ihre Freude und ihr Liebling gewesen war. Friedrich Adolph aber hatte er besonders nahe gestanden.

Wie jämmerlich mochte Friedrich Adolph zu Mute sein, wenn er sich mit diesem Bruder verglich! Seine Anlagen waren gewiß nicht schlechter, auch er war groß, stark und schön und sehr intelligent, auch er konnte die Menschen durch Liebenswürdigkeit bezaubern; seine Ausbildung war nicht weniger sorgfältig gewesen als die seines Bruders, im Gegenteil. Wie hätte auch er der Stolz und die Freude seiner Eltern sein können, und statt dessen häufte er durch Leidenschaft, Üppigkeit und ausschweifendes Leben Schande und Kummer auf sie!

Schon seit Jahren hatte er mit einer schönen Hofdame (damals sagte man adlige Kammerjungfer) seiner Mutter ein Liebesverhältnis. Aus dem Lager vor Bonn im Sommer 1689 schrieb er an seine Mutter, nachdem er sie um Bezahlung von zwei anderen Posten gebeten hatte, sie möchte geben „a Mlle Dittfurt 12 eques, que Mr. Darbaud luy doit de la prusse, et quels ie luy retiens sur ses gages.“ Darbaud, Friedrich Adolphs Leutnant, war jedenfalls nur vorgeschoben, vielleicht war er der Vertraute der Liebenden. Der Gräfin muß lange nichts aufgefallen sein, im Sommer 1691 jedoch kam es zu ihrer Kenntnis, sei es, daß die Liebenden die Vorsichtsmaßregeln außer

acht ließen, sei es, daß es den Herrschaften von Freunden oder Feinden hinterbracht wurde.

Die Gräfin stellte das Fräulein zur Rede, ohne jedoch irgend ein Geständnis zu erlangen, und schickte sie im Juli zu ihrer Mutter mit dem Versprechen, sie wieder zu sich zu nehmen und ihr volle Genugtuung zu verschaffen, wenn sich die Anklage als Verleumdung erweise. Das war aber nicht der Fall. Nach einigen Monaten genas das Fräulein eines Söhnleins. Der regierende Graf war im größten Zorn gegen seinen Sohn, und die Gräfin wurde aus Kummer und Aufregung schwer krank. Sie fürchtete auch, daß ihr Sohn in seiner tollen Leidenschaft sich könnte hinreißen lassen, seine Geliebte zu heiraten und zu diesem Zweck das Heer heimlich zu verlassen. Darum gab sie Ferdinand Christian Auftrag, ihn sorgfältig zu überwachen und sein möglichstes zu tun, um ihn zur Vernunft zu bringen. Wirklich redeten Ferdinand Christian, Ferdinand von Brake und Graf Christoph v. Dohna, der im vorigen Winter die jüngste Schwester der Gräfin Amalie geheiratet hatte, dem jungen Grafen so zu, daß sie glaubten, er hätte jeden Gedanken an eine Verbindung mit dem Fräulein aufgegeben.

Nun aber erklärte das Fräulein ganz öffentlich, daß sie durch mündliches und schriftliches Eheversprechen mit dem jungen Grafen verbunden wäre und daß sie auch gegen den Willen der Eltern noch einmal regierende Gräfin zur Lippe werden würde. An Friedrich Adolph schickte sie Boten und Briefe nach Brabant, und erhielt von ihm 200 Dukaten und Briefe mit dem Versprechen, sie nicht zu verlassen. In ihren Ansprüchen wurde sie durch den pfälzischen Oberstallmeister v Friesenhausen bestärkt, der sie mit seiner Gemahlin besuchte und mit solcher Ehrfurcht behandelte, als wäre sie schon Gräfin zur Lippe. Man unterschätzte aber die Energie, mit welcher Graf Simon Henrich sich dieser Verbindung widersetzte. Selbstverständlich hatten er und seine Gemahlin sich eine vornehmere Schwiegertochter gewünscht als ein mittelloses Hoffräulein. Aber das trat ganz in den Hintergrund; in den erhaltenen Schriftstücken erwähnt es der Graf nicht einmal. Das jahrelang geführte unsittliche Leben war es vielmehr, was das Fräulein in seinen Augen gänzlich unfähig für diese hohe Stelle machte. Denn Simon Henrich

war noch nicht angesteckt von der Leichtfertigkeit des französischen Hofes, er hielt auf Ehrbarkeit und war auch einige Jahre vorher bei einem Liebeshandel des Leutnants v. Kerßenbrock mit eiserner Strenge vorgegangen. Er war entschlossen, eher seinen Sohn zu verstoßen und von der Succession auszuschließen, als eine Unwürdige in die Familie aufzunehmen.

Es dauerte lange, bis Friedrich Adolph zur Vernunft kam. Die Vorstellungen seiner Freunde hatten nichts gefruchtet. Vergebens stellte ihm der Stallmeister Feygel (später von Heiderstädt) vor, daß man in solchen Fällen wohl viel verspräche, aber hernach wäre es oftmals nicht gut, wenn es alles sollte gehalten werden, und er müsse darüber lachen, daß „das gute Mensch" sich einbildete, der Graf würde sich mit ihr trauen lassen. Er erinnerte ihn daran, wie er sich selbst tadelnd über die Heirat des Grafen Georg von Brake mit Marie Sauermann geäußert hätte, und sein Fall wäre noch viel schlimmer. Im Herbst schrieb ihm Ferdinand Christian mehrmals von Detmold aus und schickte ihm 200 Taler zur Bezahlung einer drängenden Schuld leihweise von seinem eigenen Gelde, da er es nicht hatte durchsetzen können, daß ihm die Eltern etwas schickten. Er setzte ihm auseinander, daß eine Verheiratung nach dem Wunsche der Eltern das einzige wäre, was ihn noch retten könnte, und fügte hinzu: „toute vos raison son belles et bonnes, il faut entrer en soy. il faut songer a sestablir serieusemant et pacifier pere et mere qu'on a fort outrage." Es war lange alles vergebens. Mehr als die Liebe band den jungen Grafen sein Wort; was er versprochen hatte, war er gewillt zu halten. Endlich sah er aber ein, daß ihm die Erfüllung seines Versprechens unmöglich war, weil er den Widerstand der Eltern nicht brechen konnte und, von ihnen verstoßen, ohne alle Existenzmittel für sich und seine Familie gewesen wäre. Er schrieb daher an den Stallmeister in Detmold, der ihm seine Vermittlung angeboten hatte, damit er durch ihn mit den Eltern ausgesöhnt würde. Der Stallmeister machte dem regierenden Grafen Mitteilung davon und wurde mit einer Instruktion nach Brüssel geschickt, die er dem jungen Grafen originaliter vorlegen sollte. In Bentheim mußte er umkehren, weil ihm versichert wurde, daß er ohne ausgeplündert zu werden nicht durchkommen könnte,

und holte sich neue Ordre in Detmold. Darauf wurde Vianen als Ort der Zusammenkunft mit Friedrich Adolph bestimmt, und Neujahr 1691 kamen sie dort zusammen.

In der Instruktion wurden Friedrich Adolph zunächst seine Sünden ins gehörige Licht gerückt. Dann war ausgeführt, daß den regierenden Grafen sein Gewissen und des Landes Wohlfahrt zwänge, wegen der Succession einen Entschluß zu fassen, zumal die sittenlose Person sich gerühmt hätte, daß sie doch noch Vorsteherin des ganzen gräflichen Hauses werden würde. Das würde Graf Simon Henrich mit göttlicher Hülfe und der Agnaten und treuen Landstände Beistand und wenn es nötig wäre, mit kaiserlicher Majestät Autorität zu verhüten wissen. Wenn Friedrich Adolph jedoch sich bessere und den vorgelegten Revers unterschreibe, solle er noch einmal in Gnaden aufgenommen werden.

Friedrich Adolph unterschrieb den Revers, worin er seine Schuld und des Vaters Recht, ihm das Geburtsrecht zu nehmen, anerkennt, Besserung gelobt und um Verzeihung bittet. Er erkennt an, daß er, falls er sich doch vor oder nach dem Tode seiner Eltern mit Fräulein von Ditfurt verehelichte, er seine Ausschließung aus allem Successions-Rechte für billig und unwiderruflich halten wollte, und bittet diesen Verzicht allerhöchsten Orts bestätigen zu lassen.

Ein Exemplar des unterschriebenen Reverses wurde vorgeschriebenermaßen durch die Post nach Detmold geschickt, das andere brachte Feygel mit. Darauf verziehen die Eltern ihrem Sohne und ließen ihn nach Detmold kommen, Simon Henrich selbst bat den Feldmarschall Waldeck um Urlaub für ihn.

Ehe der junge Graf in der Heimat ankam, ließ Simon Henrich die Abmachung mit seinem Sohne durch die Deputierten von Ritterschaft und Städten bestätigen. Der Einwilligung der Agnaten war er sicher, ob sie und die Bestätigung des Kaisers eingeholt ist, bleibt ungewiß. Es blieb auch ohne Bedeutung, da sich Friedrich Adolph dem Willen seiner Eltern vollständig unterwarf und schon nach einigen Monaten die von ihnen erwählte Dame heiratete.

Das Fräulein mußte nun ihre stolzen Hoffnungen aufgeben, jedoch machte es noch einige Mühe, sie zur Herausgabe der

Papiere, welche sie in Händen hatte, zu bewegen. Sie vermählte sich einige Jahre später mit Herrn v. Polhelm in Lügde. Ihre Nichte ist das vielgenannte Fräulein von Friesenhausen, die es fertig brachte, regierende Gräfin von Schaumburg-Lippe zu werden.

Ferdinand Christian war mit dem Verlauf dieser Angelegenheit nicht sehr zufrieden, er meinte, Paget hätte die Sache aufgebauscht und ohne ihn wäre alles ohne solche Aufsehen erregende Schritte in Ordnung gekommen. Darin hat er recht, daß ohne des Grafen Simon Henrich scharfe Maßregeln für Ferdinand Christian sich alles angenehmer entwickelt hätte. Entweder hätte Friedrich Adolph von selbst von seiner Geliebten abgelassen und der öffentliche Skandal wäre vermieden, oder der Vater hätte ihn enterbt, und sein Erbrecht wäre auf Ferdinand Christian übergegangen. Des Vaters Liebling war er immer gewesen, und der Mutter suchte er in dieser Zeit näher zu kommen, indem er sich mit der jüngsten Tochter des Grafen Dohna in Coppet verlobte. Die Gräfin Amalie, selbst eine geborene Gräfin Dohna, hatte eine große Vorliebe für alle, die diesen Namen trugen. Paget aber hatte kein Interesse daran, daß Ferdinand Christian in seines Bruders Stelle einrückte, und er kannte seinen Zögling zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß er nur durch die allerschärfsten Maßregeln auf den rechten Weg zurückgeführt werden konnte. Darum ist es wohl möglich, daß er als getreuer Eckart den Warner gemacht hat.

Das Jahr 1692.

Auf Befehl seiner Eltern mußte sich Friedrich Adolph im Frühling 1692 vermählen. Die Wahl war auf die Prinzessin Johanna Elisabeth von Nassau gefallen, die zweite Tochter der verwitweten Fürstin von Nassau-Dillenburg auf Schloß Schaumburg an der Lahn, und Enkelin des Feldmarschalls Grafen Holzapfel.[1]) Ihre ältere Schwester war mit dem Prinzen

[1]) Die Mutter der Prinzessin Johanna Elisabeth hatte einstmals selbst Gräfin zur Lippe werden sollen. Man hatte sie als Kind mit dem Grafen Simon Ludwig verlobt, die Ehepakten waren abgeschlossen, nur die große Jugend verhinderte die Vollziehung der Ehe. Da starb Simon Ludwig und seine Braut heiratete später den Fürsten von Nassau.

von Nassau-Siegen vermählt gewesen und schon verwitwet, die jüngere verheiratete sich einige Wochen vor Johanna Elisabeth mit dem Prinzen Lebrecht von Anhalt.

Schon vor Friedrich Adolphs Heimkehr hatten seine Eltern die einleitenden Schritte für diese Verbindung getan. Man wollte indessen nichts beschließen, ehe man wußte, ob die beiden jungen Leute sich gefielen. Daher mußte der junge Graf eine Reise zu seinem Oheim in Offenbach machen und wie beiläufig seinen Weg über Schaumburg nehmen. Er kam, sah und siegte. Im Sturm gewann er die Liebe der jungen Prinzessin, verlobte sich mit ihr und bekam die Einwilligung ihrer Mutter. Seine Eltern waren höchst befriedigt, er selbst war klug und gewandt genug, seine Gleichgültigkeit nicht merken zu lassen. Das Weitere nahm Graf Simon Henrich selbst in die Hand. Er schickte durch seinen Stallmeister Briefe an die Fürstin und die Prinzessin zu Nassau voll Dank, daß sie die Werbung seines Sohnes angenommen, und an den Chef der Familie, den Fürsten Heinrich von Nassau-Dillenburg die Bitte um den Konsens, der bereitwillig erteilt wurde. Rührend ist die Antwort der jungen Prinzessin an ihren zukünftigen Schwiegervater. Sie „veneriert die gütige Providenz Gottes, sie mit einem so hoch qualifizierten Herrn, dessen bezeigte höchst rühmliche Konduite sie an keinem Guten zweifeln läßt, hat versehen wollen."

Nun erfolgten in üblicher Weise die Notifikationsschreiben an die Verwandten und wurden durch Gratulationsschreiben erwidert. Mit der Fürstin-Witwe aber trat die lippische Regierung in Verhandlung wegen der Ehepakten, die am 21. April durch den Kanzleidirektor Barkhausen in Schaumburg abgeschlossen wurden. Die Fürstin versprach für ihre Tochter eine Mitgift von 30000 Talern inkl. der 4000 Taler, welche sie als Prinzessin von Nassau vom Lande bekam, bis zur Auszahlung mit 5 Proz. verzinslich; und Juwelen und „Silberwerk" im Wert von 12000 Talern. Graf Simon Henrich versprach als „Widerlage" ebenfalls 30000 Taler, mit 5 Proz. verzinslich, die auf Amt und Meierei Horn angewiesen wurden.

Ferner versprach Simon Henrich Wohnung in der Residenz Detmold und nötige Subsistenz für die Braut, ihre zwei Hofjungfern, zwei Mädchen, einen Pagen und zwei Lakaien, und für

seinen Sohn soviel er zu standesgemäßer Vorsorge an Kutschen, Pferden und eigener Subsistenz nötig habe. Friedrich Adolph sollte der Braut eine Morgengabe von 2000 Talern geben, bis zur Auszahlung mit 200 Talern jährlich zu verzinsen, und Graf Simon Henrich versprach ihr dazu noch 400 Taler Spielgeld

Johanna Elisabeth, Gräfin von Nassau-Schaumburg.

jährlich, welche die Fürstin-Mutter auf Friedrich Adolphs Veranlassung verlangte. Es wurde auch bestimmt, daß die Prinzessin vor den gräflichen Personen den Vorrang behalten sollte, sie jedoch aus Ehrerbietung hinter der Schwiegermutter zurückstehen wollte.

Nachdem so alles Geschäftliche erledigt war, reiste Friedrich Adolph zu seiner Vermählung. Seine Eltern konnten ihn nicht

begleiten, versprachen aber für den Sommer einen Besuch auf Schaumburg, Paget mußte Handschreiben von ihnen überbringen. In Frankfurt kaufte der junge Graf Geschenke für seine Braut ein (seine Mutter hatte ihm bei der Abreise 2000 Taler für seine Ausgaben geschenkt) und schickte den Kammerdiener Kestner damit voraus. Er selbst langte am Montag vor Pfingsten in Schaumburg an und am 2. Pfingsttage fand die Vermählung statt. Die Trauung war abends zwischen 10 und 11 Uhr in der Kirche. Die Braut hatte sich eine Predigt bei dieser Gelegenheit verbeten, sie wollte nur den kirchlichen Segen haben. Darauf geleiteten ihre Schwestern sie in das Brautgemach.

Das Zusammensein der jungen Eheleute war nicht von langer Dauer, Friedrich Adolph mußte ins Feld. Zwei Monate Nachurlaub hatte ihm sein Vater schon ausgewirkt, länger durfte er nicht ausbleiben. Die junge Frau blieb bei ihrer Mutter und war über die Trennung so untröstlich, daß die Fürstin an den König und den Feldmarschall Nassau-Saarbrücken um Urlaub für ihren Eidam schrieb. Simon Henrich jedoch, an den sie die Briefe zur Weiterbeförderung sandte, glaubte, daß es seinem Sohne sehr schaden könnte, wenn er jetzt nicht seinem Berufe folgte, und ließ sie nicht abgehen.

Friedrich Adolph war über vier Monate vom Regiment fort gewesen, der Major hatte ihn wie gewöhnlich beim Regiment, der Kapitänleutnant Jürgens bei der Leibkompagnie vertreten. Von General Auerkerke war im Januar strenger Befehl gekommen, daß mit den Kompagnien abgerechnet werden und die von den Reitern, Offizieren und Regimentskommandeur unterschriebenen Abrechnungen dem General eingeliefert werden sollten. Wie es Jürgens gelang, die Reiter zum Quittieren zu bewegen, ohne daß sie bezahlt wurden — denn Geld war nicht vorhanden — bleibt ein Rätsel. Genug, es gelang ihm, nur Holthausen, Budde und Rühder weigerten die Unterschrift. Die Kompagnie bestand nur aus 46 Mann mit Einschluß der Korporäle. Auch mit der Montierung war es schlecht bestellt, Jürgens hatte darüber durch den Quartiermeister Solveen ein besonderes Memoriale an den Oberst geschickt. In der Schlacht bei Lenze war manches verloren gegangen, nicht nur Pferde, sondern auch Pistolen und Stangen, Stiefel, Hüte und Haarbeutel. Die

Regimentskasse war immer leer. Um den Verpflichtungen gegen Mannschaften und Offiziere zu genügen, borgte Senegas zweitausend Franken bei einem Bankier auf seinen eigenen Namen. Man kann aber denken, wie dringend seine Forderungen beim Grafen wurden. Die Gräfin schickte zwar 2000 Taler, aber das genügte längst nicht.

Auch mit den Rittmeistern hatte Senegas viel Verdruß. Die beurlaubten blieben wie gewöhnlich über die Zeit hinaus fort und schickten nicht rechtzeitig den Ersatz. Storck und Schulenburg mußte er wegen Insubordination Arrest geben, Schulenburg kam sogar vor das Kriegsgericht und entging nur mit genauer Not der Kassierung. Am 15. März hielt General Auerkerke Musterung und war mit dem Regiment im allgemeinen zufrieden, nur mißfiel ihm Schützes Kompagnie wegen der schlechten Pferde.

Ludwig XIV. beabsichtigte in diesem Jahre die Festung Namür zu nehmen, und König Wilhelm kam von England herüber und sammelte seine Truppen, sie ihm streitig zu machen. Am 12. Mai bekam das Regiment Lippe Befehl zu marschieren, zunächst nach Mecheln. Storck als ältester Rittmeister führte das Regiment, denn Senegas war todkrank und starb noch im selben Jahre. Friedrich Adolph bezahlte seine Schuld an ihn später an den Baron Senegas in Berlin, seinen Bruder. Er verlor ungeheuer viel an ihm, denn Senegas war nicht allein ein vortrefflicher Soldat und Regimentskommandeur, sondern auch ein Mann von feiner Bildung, vornehmem Wesen und edler Gesinnung. Er vermittelte oft, wo Friedrich Adolph verletzt hatte, riet ihm in Dienst- und persönlichen Angelegenheiten immer das beste, und Friedrich Adolph hörte auf seinen Rat, selbst wenn es ihm unbequem war.

Seit Senegas' Erkrankung führte meist der Kapitänleutnant Günther Cord Kotzenberg die Regimentskorrespondenz. Er war ein Verwandter jenes Pagen Adolph Henrich v. Kotzenberg, welcher die jungen Grafen nach Paris begleitet und mit Friedrich Adolph immer auf schlechtem Fuße gestanden hatte. G. Cord Kotzenberg hatte im Gegenteil für seinen jungen Herrn die größte Anhänglichkeit und Ergebenheit. 10 Jahre später, auf seinem

Sterbebett, ließ er den Grafen noch seines ewigen Respekts versichern.

Für Friedrich Adolph war es also wirklich Zeit gewesen, gleich nach der Vermählung abzureisen. Er hatte Postpferde genommen und war bei der Armee angelangt, als sie der französischen Belagerungsarmee bei Namür gegenüber lag. Sein Quartier nahm er zunächst wieder bei seinem Bruder.

Mit Namür ging es wie mit Mons im vorigen Jahre; König Wilhelms Anstrengungen waren vergeblich, Stadt und Feste ergaben sich. Darauf zogen die Heere im Lande hin und her, weder Luxembourg noch Waldeck wagten die Schlacht gegen den ungefähr gleich starken Feind, bis es König Wilhelm gelang, die Franzosen bei Steenkerken zu überraschen. Aber die Schlacht blieb unentschieden. Sie wurde hauptsächlich von der Infanterie ausgefochten; Ferdinand Christians Regiment blieb in der Reserve, wahrscheinlich auch Friedrich Adolphs.

Vor Namür hatte Friedrich Adolph scharfen Dienst und häufige Kommandos gehabt, nachher war der Dienst verhältnismäßig leicht. Dagegen drückten ihn mehr und mehr seine finanziellen Nöte. Bei den vielfachen Verpflichtungen, die er von früher her hatte, war es ihm unmöglich mit seinen Einnahmen auszukommen. Er borgte daher, wo und wie er konnte, schrieb auch ein Dutzend Mal nach Detmold um Zuschuß, ohne jedoch nur eine Antwort zu bekommen. Man glaubte dort genug für ihn getan zu haben und hatte selbst kein Geld. Eine große Überschwemmung der Weser hatte dem Grafen Simon Henrich einen Schaden von 5000 Talern verursacht außer dem, was die Bauern gelitten hatten. Da wandte sich Friedrich Adolph wieder hülseflehend an seine Mutter, die mit ihrer ältesten Tochter in Vianen gewesen und von dort nach Schaumburg gereist war. Sie hatte der Schwiegertochter mancherlei Geschenke mitgebracht: Porzellan, einen silbernen Teekessel, einen Mantel und einen rot und Gold gestreiften Rock, der in Paris angefertigt war, einen modernen Hut, Hauben und Handschuhe. Die Schwiegertochter gefiel ihr sehr. Sie fand sie durchaus nicht häßlich, und in ihrem Wesen sehr angenehm. Friedrich Adolph war es nicht möglich gewesen, für sich selbst Urlaub zu bekommen, so schickte er Beaufort, der um seine Geldsachen

Bescheid wußte, zu seiner Mutter. Die Gräfin wird ihrem Lieblingssohn, mit dem sie jetzt vollständig ausgesöhnt war, geholfen und die dringendsten Schulden bezahlt haben. In seiner Gemahlin aber hatte Friedrich Adolph die beste Fürsprecherin; sie sorgte auch dafür, daß ihm die Zinsen der Schaumburger Dotalgelder zugeschickt wurden. Das geschah durch die Herren Gerstein in Köln, Brüder des früheren Informators.

In diesem Sommer löste sich die Verbindung mit Paget, nachdem er beinahe 10 Jahre in lippischen Diensten gestanden, stets das volle Vertrauen der Gräfin genossen hatte und mit den schwierigsten Missionen beauftragt gewesen war. Im Sommer 1691 hatte er sich mit einer holländischen Dame vermählt, und von dieser Zeit an scheint die immer wachsende Verstimmung mit der Gräfin zu datieren. Seine Frau drängte ihn, in seiner Dienstwilligkeit für das gräfliche Haus sich selbst nicht zu vergessen. Die Gräfin Amalie hatte ihr Leben lang das Geld mit vollen Händen ausgegeben, und wenn es galt, irgend eine Phantasie zu befriedigen, hatte sie sich auch nichts daraus gemacht, Geld zu leihen. Allmählich aber flossen die Quellen trotz der holländischen Erbschaft spärlicher, und sie schöpfte Verdacht, daß Paget von dem vielen Gelde, das durch seine Hände gegangen war, für sich behalten hätte. Darin wurde sie von Pagets Feinden bestärkt. Den Sommer 1692 hielt sich Paget zur Wahrnehmung seines Amts als Drost von Sternberg in Detmold auf, und während dieser Zeit besuchte die Gräfin ihre holländischen Besitzungen. Es ist nun spaßhaft, den Kampf zu verfolgen, der sich zwischen den beiden Damen, der Gräfin und Madame Paget entspann und der mit ebenso großer Hartnäckigkeit wie Herablassung von der einen und scheinbaren Unterwürfigkeit von der anderen Seite geführt wurde. Es handelte sich um gewisse Papiere, welche Paget seiner Frau in Verwahrung gegeben hatte und welche die Gräfin durchaus zurück haben mußte. Madame Paget lieferte sie erst aus, als die Gräfin ihr zwei Quittungen und Decharge über das Geld gegeben hatte, welches sie bei ihrer Abreise von Vianen 1687 in Pagets Händen gelassen hatte. Paget hatte seinerzeit der Gräfin über diese Gelder — sie betrugen mehr als 140000 Gldn. —

Rechnung abgelegt, und nun da er von der Regierung deshalb zur Rechenschaft gezogen wurde, fehlten ihm die Belege darüber, die er behauptete vertrauensvoll der Gräfin gegeben zu haben. Das wurde nun also durch die Energie seiner Frau in einer für ihn günstigen Weise erledigt; dagegen mußte er seine Anstellung in lippischen Diensten aufgeben. So unbeschränktes Vertrauen die Gräfin früher in ihn gehabt hatte, so groß war jetzt ihr Zorn, und den Herren von der Regierung war es sehr recht, daß der Mann ging, der so häufig im Interesse der Gräfin gegen sie gearbeitet hatte. Paget zog sich in das Privatleben zurück und lebte seitdem in der Heimat seiner Frau. Von dem lippischen Hofe hörte er nur noch mitunter durch die Prinzessin von Siegen in Utrecht. Was es für den Mann sein mußte, in Verborgenheit und Zurückgezogenheit zu leben, dessen größte Freude es immer gewesen war, mit den Hohen und Höchsten zu verkehren, läßt sich leicht ermessen. Besonders schmerzlich mußte es ihm aber sein, daß auch sein Zögling sich von ihm abwandte, denn für Friedrich Adolph hatte er wirklich ein warmes Gefühl gehabt. Nach dem Tode der Gräfin suchte er auch die Verbindung mit ihm wieder anzuknüpfen. Als Friedrich Adolph zur Übernahme der Herrschaft nach Bianen kam, bat Paget ihn um eine Audienz, aber heimlich, damit seine Feinde in der Umgebung des Grafen, besonders Barkhausen, seinen Wunsch nicht durchkreuzen möchten. So verlor Friedrich Adolph im selben Sommer seine beiden treuesten Berater, Senegas und Paget.

Im November 1692 starb auch Feldmarschall Waldeck. Er war kein glänzender Feldherr gewesen und hatte keine einzige Schlacht in den Niederlanden gewonnen, aber er hatte es verstanden, den Krieg von den holländischen Grenzen fern zu halten.

An Stelle des Grafen Auerkerke trat Graf Athlone als General der holländischen Kavallerie. Er hieß ursprünglich Baron Ginckel und hatte vom Könige den neuen Titel erhalten, weil er sich im irischen Kriege bei der Eroberung der Stadt Athlone sehr ausgezeichnet hatte. Er gab dem Grafen Friedrich Adolph im November für 3 Monate einen Urlaub, der nachher noch verlängert wurde, und nun konnte Friedrich Adolph endlich nach Schaumburg reisen und seine Gemahlin heimführen in das Schloß seiner Väter. Das Regiment lag in Brüssel in Winterquartieren.

Das Jahr 1693.

Zunächst begab sich Graf Friedrich Adolph nach Detmold, um die nötigen Vorbereitungen zu machen, und dann zu seiner jungen Gemahlin nach Schaumburg.

Die ganze Umgegend war von Kriegsunruhen erfüllt, denn trotz der Winterszeit belagerten die Franzosen die Burg Rheinfels und die Stadt St. Goar, die in geringer Entfernung von der Schaumburg liegen. Die Bevölkerung war in größter Angst, weil die Verwüstung der Pfalz noch in frischem Andenken war und ein ähnliches Schicksal befürchten ließ. Auf den Landstraßen drängten sich die Scharen der Flüchtenden und die Wagen, auf denen sie ihre Habe fortführten. In der Nachbarschaft waren keine Transportmittel mehr aufzutreiben, und die Frankfurter Fuhrherren verlangten unerhörte Preise. Daher bat Friedrich Adolph seinen Vater, ihm Freifuhren aus der Grafschaft für den Transport der Ausstattung seiner Gemahlin zu schicken. Er hatte 4 Bauernwagen nötig, jeden mit 8 Pferden, und einen gedeckten Wagen für die Betten, Teppiche usw. Simon Henrich lud die Fürstin zu Nassau dringend ein, ihre Tochter in die neue Heimat zu begleiten, ihr zugleich seine Glückwünsche zum neuen Jahre aussprechend. Aber der schlimmen Jahreszeit und der Kriegsunruhen wegen konnte sie der Einladung nicht folgen. Eine Anzahl anderer Herrschaften mit ihrem Gefolge schlossen sich jedoch dem Zuge des jungen Paares an, u. a. der Fürst von Anhalt.

Am 14. Januar fand unter Glockengeläut der Einzug in die Residenz Detmold statt. Am Tage vorher waren die jungen Herrschaften über Schlangen, wo der Landeshauptmann mit dem Ausschuß der Ämter Detmold und Horn sie empfing, nach Österholz gefahren und hatten dort übernachtet. Moritz v. Donop bewirtete sie dort, und weil sich der Einzug um 8 Tage verzögert hatte, war er in großer Not gewesen, ob sich die Vorräte, besonders das Fleisch auch halten würden. Am Sonnabend den 14. erfolgte die Einholung. Der alte Graf und die Gräfin mit ihrer Suite waren ihnen bis Lopshorn entgegen gefahren, auch die aus dem ganzen Lande verschriebenen adligen Herren und Beamten waren in ihrem Gefolge, darunter die

zum Dienst befohlenen Herren v. Werden auf Steinbeck, v. Rübel auf Gröpperhof und v. Exter auf Herberhausen, außerdem Landdrost v Donop, Landdrost v. der Brinken, Gerstein und viele andere. Die Sattelfreien hatten schon am Tage vorher montierte Pferde in Detmold stellen müssen. Die Räte dagegen, die Beamten des Hofgerichts und der Magistrat waren nicht mit hinausgezogen, sondern sollten in der Stadt per collegia ihre Aufwartung machen. Auf dem Bruche wurde von sämtlichen Schützen der Städte und Flecken und dem Ausschuß vom Lande, auch aus den Erbherrnländern, Spalier gebildet. Denn nicht durch das Hornsche-, sondern durch das Bruchtor und die Krummestraße erfolgte der Einzug, und der Magistrat war streng angehalten worden, die Krummestraße und den Weg bis zur Mühle mit Grand eben zu machen, die Mistgruben vor dem Bruchtor mit Laub zu verdecken, die Straßen zu säubern und das Holz von denselben wegzuschaffen.

Über 8 Tage dauerten die Festlichkeiten im Schloß; erst als der Fürst von Anhalt am 25. Januar wieder abreiste, kehrte man zu den Pflichten und Sorgen des Alltagslebens zurück. Aber an sämtliche Pastöre des Landes, auch der erbherrlichen Städte und Ämter, erließ Graf Simon Henrich durch das Konsistorium die Verordnung, Gott öffentlich zu danken.

Das junge Paar hatte, wie die Ehepakten bestimmten, seinen Wohnsitz und Unterhalt auf dem Schlosse zu Detmold, und der jungen Prinzessin wurde alles verabredetermaßen gehalten. Nun wollte Friedrich Adolph auch für sich Gewißheit haben, was er in seinem vermählten Zustande beanspruchen könnnte. Darauf erklärte ihm sein Vater, daß Friedrich Adolph die jährlichen Einkünfte der 60 000 Taler Dotalgelder genießen sollte. Daneben würde er ihm den Unterhalt für 1 Kammerdiener, 2 Lakaien, 2 Knechte und 8 Pferde geben. Da Friedrich Adolph außerdem die Gage als Oberst hätte, so stände er sich besser als der regierende Graf selbst, auf dem die schwere Last der Regierung ruhte und der auch für die anderen sieben Kinder zu sorgen hätte. Dabei wären die Domänen größtenteils in Händen der Kreditoren, die Untertanen durch Steuern, militärische Durchzüge und Mißwachs bedrückt. Im Winter hätte Friedrich Adolph auch aus der Kampagne viele Pferde und Knechte mitgebracht,

deren Unterhalt viel Kosten verursacht hätte. Das wollte der Graf auch künftig leisten, jedoch unter der Bedingung, daß die Zahl der Knechte auf das notwendigste beschränkt würde. Man sollte meinen, damit hätte der junge Graf wohl auskommen können.

Friedrich Adolph blieb bis zum Mai in Detmold. Daß es für ein Regiment nicht vorteilhaft sein kann, wenn der Oberst sich fast ein halbes Jahr nicht dabei sehen läßt, liegt auf der Hand. Wenn z. B. die Behörden Pferde verteilten, waren soviel Kommandeure da, welche davon für ihre Regimenter verlangten, daß für das Regiment Lippe keine übrig blieben. Die Rittmeister taten auch nach ihrem Gefallen und waren über Gebühr lange vom Regiment fort. Kurz, das Regiment verbummelte. Die Berichte vom Rittmeister Storck in Vertretung des Majors, des Quartiermeisters Kotzenberg und des Kapitänleutnants Jürgens von der Leibkompagnie geben ein trauriges Bild davon. Der Graf bekümmerte sich wenig um sein Regiment, auf die wichtigsten Fragen blieb Jürgens wochenlang ohne Antwort und wußte sich oft nicht zu helfen. Er mußte für die Leibkompagnie manches ausbessern und anderes neu anschaffen lassen. So gab er aus: für Hüte 156 Gulden, für Handschuhe 21, Haarbeutel, Bänder und Halstücher 30, für Stangen und Steigbügel 42 Gulden, garnicht zu reden von den Röcken, Stiefeln, Sätteln und Karabinern. Die Zelte wollte der Lieferant nicht eher ausliefern, als bis ihm Geld angewiesen wäre. Dabei waren die Winterquartiere dieses Jahr nicht so ruhig wie sonst. Einmal mußten die sämtlichen in Brüssel garnisonierenden Reitertruppen 14 Tage in der Nähe von Tirlemont auf den Dörfern liegen, bis die Franzosen sich von dort zurückzogen. Gleich darauf wurde ein starkes Kommando, darunter Schütz mit 70 Reitern, nach Flandern geschickt. Dennoch war beim Aufbruch am 28. Mai ziemlich alles in Ordnung. Die Rittmeister hatten schließlich ihre Schuldigkeit getan, nur mit Schulenburgs Kompagnie sah es traurig aus. Er kam krankheitshalber erst gerade vorm Ausmarsch beim Regiment an, seine Remonten waren schlecht, für die Ausrüstung war nichts geschehen, weil sein Leutnant Bismark wegen eines Ehrenhandels flüchtig geworden und von Offizieren nur der Kornett bei der Kompagnie war, der aus Geldmangel nichts hatte tun können.

Beim Regiment hieß es schon, daß der Oberst dieses Jahr überhaupt nicht kommen, sondern ein Bad besuchen würde. Das gestattete König Wilhelm aber nicht, und darum reiste der Graf endlich ab, ging über Siegen und Schaumburg nach Köln und ritt von da mit Postpferden in zwei Tagen nach Löwen, wo er sein Regiment fand und zunächst wieder mit seinem Bruder zusammen wohnte. Kurz vor Löwen kam ihm ein französisches Streifkorps entgegen, und nur durch große Schnelligkeit entging er der Gefangenschaft. Die Ausrüstung brachte Leutnant Beaufort langsam nach. Er hatte das Mißgeschick, daß bei der Abfahrt vom Residenzschloß die Zugbrücke bei der Hauptwache unter dem großen Lastwagen zusammenbrach. Die Hinterräder steckten im Graben, doch hatten die Pferde keinen Schaden genommen und alles konnte bald repariert werden.

Zwei Tage nach seiner Ankunft hatte Friedrich Adolph die Ehre, auf dem Marsche den König zu begrüßen, der längere Zeit sehr gnädig mit ihm sprach, immer mit dem Hute in der Hand. Als Major fand er bei seinem Regiment Herrn v. Pawel-Rammingen. Zuerst hatte der König die Kompagnie des verstorbenen Senegas einem Freunde von Friedrich Adolph, dem Herrn v. Bacalan gegeben, der aber gleich darauf mit Pawel tauschen und mit seiner Kompagnie in das Regiment Boncour übergehen mußte.

Die junge Gräfin blieb unterdes auf dem Schlosse in Detmold und gewöhnte sich allmählich ein. Durch ihr sanftes und doch munteres Wesen gewann sie sich die Liebe aller. Der Schwiegervater hatte ihr von Anfang an väterliche Zuneigung entgegengebracht, Gräfin Amalie war sehr von ihr eingenommen, und mit ihrer Schwägerin Charlotte Albertine, der jugendlichen Äbtissin von Kappel, und den anderen kleinen Geschwistern ihres Gemahls stand sie bald auf reizend vertrautem Fuße. Bei festlichen Gelegenheiten bemühten sie sich um die Wette, sie zu schmücken. Das konnte aber nicht die Traurigkeit über die Abwesenheit ihres Gemahls verscheuchen. Ihr einziger Trost waren seine Briefe, aus denen eine innige Zuneigung spricht. Sie sind nicht mehr förmlich wie im ersten Jahr, sondern bald scherzhaft, bald zärtlich; der französische Text ist untermischt mit deutschen Koseworten. Es ist erfreulich zu sehen,

wie unter dem französischen Schliff ein warmes deutsches Gemüt hervorleuchtet.

Für König Wilhelm waren die Kriegsaussichten im Frühling 1693 sehr schlecht, denn Ludwig XIV. hatte bei Namür nicht weniger als 120 000 Mann unter Luxembourg und Bouffler, für damalige Zeit eine ganz ungeheure Streitmacht. Er schickte dann einen Teil der Truppen unter Bouffler nach der Pfalz, und dadurch wurden Wilhelms Aussichten besser, aber immer noch hatte Luxembourg mehr Truppen als er und dazu das überlegene Feldherrntalent.

Im Juni und Juli fanden häufig Scharmützel statt; an einem derselben nahm auch Friedrich Adolph teil. Man hatte erfahren, daß die Franzosen ihrer Armee einen Convoi von ungefähr 1500 Wagen zuführen wollten. Um diesen fortzunehmen, wurde ein Detachement unter dem spanischen Generalleutnant du Puis abgeschickt, zu dem auch Friedrich Adolph mit dreihundert Pferden kommandiert wurde. Außerdem waren spanische und bayrische Reiterei und Dragoner dabei, sodaß es im ganzen 1200—1500 Mann waren. Am anderen Morgen um 8 Uhr kamen sie in Charleroy an, wo sie erfuhren, daß der Zug schon um 4 Uhr von Beaumont aufgebrochen war, um am Abend in Philippeville zu sein, und daß er von 2 Regimentern Kavallerie, 3 Regimentern Dragoner und 4 Kompagnien Infanterie begleitet wurde. Nach $1^1/_2$stündiger Rast ließ der Generalleutnant von Charleroi aufbrechen und nahm noch 1800 Mann Fußvolk mit. Das Detachement marschierte 3 Stunden. Da erhielt der General Meldung, daß der Convoi eine Stunde von ihnen entfernt vorbeizöge. Er ließ sogleich die Kavallerie in gestrecktem Galopp vorrücken, die Infanterie zurücklassend. Bald ließ der spanische Oberst, welcher die Vorhut führte, melden, der Feind wäre in Sicht, stände ihm mit 9 Schwadronen gegenüber, und der Convoi defiliere nach dem Dorfe Sileurieux bei Philippeville. Er bekam Befehl anzugreifen, der General kam ihm in einer Viertelstunde mit seiner gesamten Reiterei zu Hülfe; die Infanterie ließ er immer noch zurück. Stolz, mit Tambour- und Trompetenschall ging er auf den Feind los. Die Franzosen, die nicht so stark wie die Angreifer waren, zogen sich in vortrefflicher Ordnung bis in das Defilee zurück, wo sie nicht weiter konnten, weil der

enge Weg durch die Wagen versperrt war. Die Holländer und Spanier machten in Schußweite Halt und schrien nach ihrer Infanterie, weil sie sahen, daß die Feinde Rotten Fußvolk zwischen den Reitern hatten. Sie hielten ungefähr eine Stunde lang vor ihnen und sahen sie an. Unterdes erholten sich die Feinde von ihrer Überraschung und ließen ihre Vorhut heranholen, während die holländische Infanterie immer noch ausblieb. Da die Franzosen sahen, daß die Feinde sie offenbar schonten, weil sie Verstärkung erwarteten, kamen sie selbst mit blanken Waffen auf sie los. Das Detachement hatte anfangs in drei Linien gestanden, Friedrich Adolph kommandierte die dritte. Beim feindlichen Angriff ließ man die zweite in die erste einrücken und Friedrich Adolph blieb in der hintersten Linie. Der Feind griff heftig an, und nach geringem Widerstande wich die vordere Linie und brach fliehend die Schwadronen der hintersten, die wider Willen mitgerissen wurden. Die Offiziere machten die größten Anstrengungen, die Reiter bei der endlich ankommenden Infanterie zum Stehen zu bringen, aber es war unmöglich. Der Schrecken war zu groß unter den Reitern; die meisten flohen bis Charleroy, ohne anzuhalten. Als die Franzosen die Infanterie sahen, gaben sie die Verfolgung auf und brachten ihren Convoi, bei dem außer Kriegsmunition und Proviant 200000 Pistolen in Silber waren, glücklich nach Philippeville. Friedrich Adolph kehrte, nachdem er sechs Tage kaum vom Pferde gekommen war, mit seinem Kommando in das Lager du Park vor Löwen zurück und gab sich den Anschein, als ob er sich über den Mißerfolg nicht grämte. Die Schuld daran traf den kommandierenden Generalleutnant.

Luxembourg wünschte nun eine entscheidende Schlacht zu liefern und hatte sich dadurch in Vorteil gesetzt, daß er sich scheinbar gegen Lüttich wandte und so König Wilhelm veranlaßte, mehr als 10000 Mann dahin zu detachieren. Dann griff er an. Am 18. Juli meldete Ferdinand Christian zur Lippe, der die Feldwache kommandierte, dem General Athlone und dem Könige das Heranrücken der Feinde. Es wäre noch Zeit gewesen, die Armee über das Flüßchen Gette zurückzuziehen, aber der König vertraute auf die Festigkeit seiner Stellung und erwartete den Feind. Bei Anbruch des nächsten Tages begann

die Schlacht. Friedrich Adolphs Regiment stand auf dem linken Flügel, dicht am Bache Landen, gleich hinter der Feldwache; rechts lag das Dorf Neerwinden, um dessen Besitz am lebhaftesten gestritten wurde. Dreimal nahmen die Franzosen das Dorf, dreimal wurden sie herausgetrieben, aber der sechsstündige Kampf war so heiß gewesen, daß der König immer mehr Truppen vom Zentrum und linken Flügel hatte heranziehen müssen, wodurch diese sehr geschwächt wurden. Das entging Luxembourg nicht, und er richtete dahin den Hauptangriff. Gegen 4 Uhr nachmittags wich die ganze Linie nach verzweifeltem Kampfe. Es war ein furchtbares Gemetzel; unter den Toten, Verwundeten und Gefangenen finden wir die ersten Namen beider Armeen; König Wilhelm selbst entging kaum der Gefangenschaft.

Friedrich Adolphs Regiment hatte tapfer gefochten, er war stolz darauf, hatte aber selbst das Unglück, gefangen zu werden. Er wurde von einer Brücke in einen Graben gedrängt, in dem gerade vorher eine Schwadron bayrischer Küraſſiere ihren Untergang gefunden hatte. Das war sein Glück, denn so kam er ziemlich hoch zu liegen und konnte sich zu Fuß wieder herausarbeiten. Am Ufer erwarteten ihn die Feinde, denen er sich ergab. Es war das Regiment Phelippeau. Beim Beginn der Schlacht hatten die Brüder sich noch gesprochen, hatten ihr Frühstück geteilt, und nachher hatte Ferdinand Christian seinen Bruder im Vorbeireiten noch einmal gesehen und mit ihm gescherzt, danach hatten sie sich aus den Augen verloren. Ferdinand Christian gelang es zu entkommen. Zwei Tage später erfuhr er von Graf Leiningen, einem Freiwilligen bei seines Bruders Regiment, dessen Gefangenschaft, und beim Feldmarschall Nassau-Saarbrücken traf er einen Trompeter, der ihm einen Brief von Friedrich Adolph überbrachte. Er sandte ihm einen Pagen mit Wäsche und Kleidung. Friedrich Adolph war anständig behandelt, man hatte ihn nicht ausgeplündert, hatte ihm sogar den Ring am Finger gelassen. An seine Gemahlin schrieb er:

„Hertzenweibchen die Franzosen haben mier gestern ein wenich beim Nacken kriecht es ist aber noch gut vor mich abgelaufen indem ich nicht blessirt bin als nur ein wenich auf der Handt, welches ich nicht eins soviel achte, das ich ein Plaster drauf lege, es ist braf hergangen und glaube ich festiglig, das

mein Regiment meistens caput ist, der Ritmeister Schütze, Trötzken [Spitznahme für Kotzenberg] Beaufort und der Cornet Meierhof sind mit mier gefangen, der Ritmeister ist blessirt, du wirst soest seindt, wan du machst, das ich Geld kriege, meine Recommandation an Mama, ich habe nach Schaumburg geschrieben, habe mich allezeit lieb wie ich auch und verbleibe solang ich lebe dein getreuer Knecht und Gemahl

Friederich Adolph G. Z. Lippe

den 30. Julii dat andre stehet in Hr Vatter sein Brief."

Das Lösegeld kam leider nicht so schnell an, wie wünschenswert gewesen wäre. In der Gefangenschaft machten sich zweifelhafte Gesellen an den Grafen heran und verleiteten ihn zum Spiel, er soll beim großen Tricktrack 10000 Taler verloren haben. Nach Jahren rühmten sich die Herren noch, wie sie den Grafen zur Lippe bemogelt hätten. Um hohe Summen wurde auch sonst genug gespielt und gewettet, und Friedrich Adolph tat es auch gleich wieder nach seiner Rückkehr zum Regiment, aber unter Freunden und ehrlichen Leuten pflegten sich Gewinn und Verlust auszugleichen.

Die Nachricht von der Schlacht und der Gefangenschaft ihres Gemahls ergriff die junge Gräfin so, daß sie schwer erkrankte. Graf Simon Henrich und die ganze gräfliche Familie stand an ihrem Bett und erwartete ihr Ende. Aber sie überwand die Krankheit, und als sie kräftig genug dazu war, reiste sie zu ihrer Erholung in langsamen Tagereisen zu ihrer Schwester nach Siegen und dann weiter nach Schaumburg. Sehnsüchtig erwartete sie dort ihren Gemahl, aber er mußte nach seiner Befreiung noch Monate lang in Brabant bleiben. Zunächst hatte er für seinen Bruder zu sorgen, der infolge der Strapazen in und nach der Schlacht bei Neerwinden erkrankt war und in Fieberphantasien viel dummes Zeug sprach. Friedrich Adolph pflegte ihn und verbot allen Unberufenen den Zutritt. Dann aber wurde er auch durch den Dienst in Anspruch genommen. Sein Regiment war wirklich „meistens caput" und es einigermaßen wieder in stand zu setzen, war keine leichte Aufgabe. Endlich im Oktober schrieb er, daß sie einen Wagen nach Cöln schicken sollte, um ihn abzuholen. Das ist befremdlich, weil er

sonst zu reiten pflegte, und läßt darauf schließen, daß seine Gesundheit mehr gelitten hatte, als er seine Gemahlin wollte glauben lassen. Mit ihr zusammen reiste er dann nach Detmold.

1694.

Der Winter 1693—94 war für den Grafen Friedrich Adolph vielleicht die glücklichste Zeit seines Lebens. Am 25. Januar schenkte ihm seine Gemahlin einen Sohn und Erben, den später regierenden Grafen Simon Henrich Adolph. Das Verhältnis zu seiner Gemahlin wurde täglich inniger. Sie war seine Vertraute, sein bester Freund; er hatte kein Geheimnis vor ihr, auch über seine frühere Liebe war sie unterrichtet und pflegte ihn damit zu necken. Einmal schrieb er ihr, ob sie denn gar nicht fürchte, daß durch ihre Neckereien die alte Liebe wieder erweckt werden könne. Das meinte sie nicht, nur dürfe er nicht zu häufig nach Lügde gehen, sonst möchte es gehen, wie es im Liede heiße:

„Une flame mal eteinte
Et facile a ralumer
Est san beaucoup de contrainte
Lon recommense a aimer.“

Sie teilte wie seine Freuden auch seine Sorgen, suchte für ihn finanzielle Schwierigkeiten zu beseitigen, ermahnte ihn aber auch zur Sparsamkeit — niemals in lehrhaftem Ton wie sein Bruder oder mit frommen Redensarten wie seine Mutter, sondern mit warmer Liebe und neckischer Fröhlichkeit. Fromme Redensarten machte sie nicht; wenn sie ihn dem Schutze Gottes empfiehlt, fühlt man, daß es ihr Ernst damit ist. Wo ihr Gemahl durch Stolz und Schroffheit verletzte, wußte sie zu vermitteln und auch sein Verhältnis zum Vater freundlicher zu gestalten. So fesselte sie ihren Gemahl, obgleich sie nicht schön war, und war glücklich in der Gewißheit seiner Liebe. Ihr Rat war ihm wertvoll, ihre Wünsche waren ihm Befehl. Ehe er zur Armee abreiste, versprach er ihr, bei erster Gelegenheit seinen Abschied zu nehmen. Sie hatte sich im letzten Sommer zu sehr um ihn geängstigt, hatte aber auch mit scharfem Blick erkannt, daß er bei der Armee teils durch seine Prunksucht, teils durch seine Gutmütigkeit

zu mehr Ausgaben veranlaßt wurde, als er mit seiner Gage als Oberst bestreiten konnte. Der Briefwechsel der Ehegatten gibt ein köstliches Zeugnis ihres Verhältnisses zu einander. Hier ein Brief der Prinzessin an ihren Gemahl aus dem Sommer 1694:

„Schellgellgen, außerlesen Liebpeck, Je vous escrit en peut de mot en grande hatte et someill buisquil et si tars, revenans de Lubshorn avec Mama que nous avons ingeholt, elle mas commendez de vous assurer de son affection Et de vous dire quelle estet si satissfait que vous aviez si joliment fait faire le chemin de Peupinhausen elle vous remerciet fort car elle sens faiset une grande joy de le voir si beaux, l'abdissin fait aussi grüßen son dicken faulen bruder, Kessener me fait dire que les affaires avec le lantrost bour vous etet assteur tout biens, je ne le bus barler, il vous ecriras bien toute les barticularites et jespere que vous avez assteur bientos largen de tout cotez. Mama me la fermement promis de vous le faire avoir, mon Hetzenpafwöhlergen seitt gout je vous brie et employez largen a rien quas la nessesitez, et songez que vous avez assteur ein armes Wichtge und balt wieder eins qui veulet vivre, nachetez rien bour luy cet adire un abit comme beutestre vous avez voulus faire, la grandmama soigneras assteur pour cela. Il vous videra seulement la bource, ca cera bon un autre fois quand il en auras plus de connaissance et sen pouras faire plus de joy, pardonnez moi hetzemengen que je prent la libertez de vous forschreiben, ce ne que la peur que vost. güt hertz vous videras la bource. Et si vous voulez atendre a acheter dez dentelle pour vous jusquas vostre heureus retour que Dieu veille bientos me brocurer vous trouverez une homme icy que veut revenir la S Michelle de Brabant avec des dentelle fort beaux. Et vous me solle rien mitbringen que vostre Chere persone que je langui bien de revoir, je langis fort de savoir vostre abrobation sur une etoffe que jay acheter bour moy avec des petis fleurs dor. Dein Wichtge vous baise les piet, et prie tres humblement avec la mama que vous nasarderez bas trop assteur votre tres chere persones, songez quel malheur ce ceret pour nous armes Weib et Wichtge, es bitt so sehr lieb Baba kombt doch balt wieder bitte bitte, Dieu vous garde en

sa sainte brotection et aime moy toujour comme vostre tres humble servante et toute fidele femme jusquaux tombeaux.

Jenge de la Lippe

je vous brie escrivez une fois a la mama Elle me dicet de me savoir rien bar vous mais de F. Crs. adieu sans adieu."

Indessen lebte Friedrich Adolph in diesen Wintermonaten nicht allein für Gattin und Kind. Sein Vater beauftragte ihn bei der Lemgoer Revolte mit der Belagerung und Unterwerfung der Stadt, die er zu gutem Ende brachte. Dadurch wurde er aber länger als gut für ihn war, in Lippe festgehalten.

Sein Regiment lag in Herzogenbusch. In seiner Abwesenheit wurden dort die größten Intriguen gegen ihn angezettelt. Storck, sein Todfeind, hatte es verstanden, sich beim neuen Major angenehm zu machen, und Major Pawel wäre selbst gern Oberst geworden. Er gewann die Rittmeister, die fast alle neu waren, dadurch für sich, daß er die vom Oberst vorgeschriebene Uniform der Reiter für viel zu kostspielig erklärte und dem Grafen Athlone vorzusprechen wußte, der Oberst veranlasse die Offiziere zu überflüssigen Ausgaben. Den dem Grafen Lippe treu ergebenen Offizieren, besonders den Leutnants Beaufort und Lambremont machte er alle möglichen Schwierigkeiten und bemühte sich, sie kassieren zu lassen, und als das nicht gelang, weil kein Grund dazu vorlag, sie durch Schikanen zum Austritt aus dem Regiment zu bewegen. Nicht nur diese beiden und Kotzenberg (Jürgens war tot), sondern auch sein Freund Bacalan drängten den Grafen Friedrich Adolph, zu kommen und durch seine Gegenwart seine Gegner in Schranken zu halten.

Er reiste über Vianen, wo seine Mutter und Schwester sich eben aufhielten, und kam am 18. Mai beim Regimente an, das die Winterquartiere verlassen hatte und bei Mecheln lag. Nachdem er sich dort über den Stand der Dinge orientiert hatte, ging er nach Brüssel zu General Athlone. Dieser bestätigte ihm, was sein Bruder Ferdinand ihm schon geschrieben hatte, daß der König sehr erzürnt auf ihn wäre. Man hätte ihm die Überzeugung beigebracht, das Regiment Lippe wäre so schlecht, daß es zum Feldzug untauglich wäre, er wolle es den Sommer über in Mastricht garnisonieren lassen, und bei der demnächstigen Beförderung solle Friedrich Adolph übergangen werden. Nun

hatte der Graf zwar die Absicht, sich vom Kriegsdienst zurückzuziehen, aber verdrängen lassen wollte er sich nicht. Er bat also General Athlone, sein Regiment zu besichtigen. Das tat er und veranlaßte auch General Obdam zu einer Besichtigung. Beide fanden das Regiment in sehr gutem Zustande und berichteten in diesem Sinne an den König. Ja, als der König selbst bald darauf die Armee musterte, fand er das gleiche. Der einzige Erfolg davon war, daß das Regiment für würdig erklärt wurde, den Feldzug mitzumachen. Bei der Beförderung wurde Graf Friedrich Adolph wirklich übergangen, während sein Bruder zum Brigadier avanzierte. Er glaubte, daß man ihn wegen der vorigjährigen Affäre bei Charleroy beim König verleumdet hätte. Da gab Friedrich Adolph sein Regiment dem Könige zurück. Den Bescheid, der nicht lange auf sich warten ließ, erwartete er bei seinem Bruder, bei dessen Regiment er sich so lange als Freiwilliger aufhielt. Seine Demission war für seine Feinde das Signal, ihrem Haß offen Luft zu machen; ein Kornett seines Regiments äußerte sich so gehässig über ihn, daß Friedrich Adolph ihn zu sich kommen und seinen Stock fühlen ließ. Dann duellierte er sich mit ihm.

Doch war die Zahl seiner Freunde auch nicht klein. Sie kamen, um Abschied von ihm zu nehmen, und geleiteten ihn bei seiner Abreise bis vors Lager; darunter waren Graf Athlone selbst, die Generäle Obdam, Nassau-Weilburg, Hubert und Warfuse. Auffallend war dabei die geringe Zahl von Offizieren seines eigenen Regiments. Sie sollten bald genug erfahren, einen wie gütigen Vorgesetzten sie am Grafen Lippe verloren hatten, seine Feinde gewannen nichts durch ihre Intriguen.

Der König zögerte lange mit der Verleihung des Regiments. Endlich im März 1695 gab er es seinem Adjutanten Baron v. Keppel, den er zum Grafen von Albemarle ernannte. Der neue Oberst hielt das Regiment in eiserner Zucht. Die Bekleidung der Reiter wurde noch kostspieliger als vorher. Storcks Wert zu erkennen, bedurfte es für Keppel nur weniger Monate, im Sommer 1695 ließ er ihn vom Kriegsgericht wegen Feigheit kassieren. (Storcks Kompagnie bekam Kotzenberg).

Das war eine glänzende Rechtfertigung für Friedrich Adolph, und der König muß es auch so aufgefaßt haben. Denn er

änderte seine Meinung über ihn vollständig, wie Keppel schon bald nachher dem Grafen Friedrich Adolph durch seinen Bruder und durch Kotzenberg sagen ließ. Auch später blieb Keppel-Albemarle Friedrich Adolph freundlich gesinnt. Mehrfach baten Angehörige des Regiments um des Grafen Empfehlung bei ihm, die sehr wirksam war.

In der Heimat war die Nachricht von Friedrich Adolphs Renunciation mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. Er hatte seinem Vater und seiner Gemahlin sofort Mitteilung davon gemacht, während es die Gräfin in Vianen durch Ferdinand Christian erfuhr. Obgleich Graf Simon Henrich gewünscht hätte, daß sein Sohn in holländischen Diensten geblieben wäre, fand er sich zunächst mit der Enttäuschung ab und äußerte beim Lesen des Briefes: „Adolph hat recht, er muß seine Reputation in acht nehmen." Nachdem er aber mit dem Kanzleidirektor darüber gesprochen hatte, war er böse auf Friedrich Adolph, daß er das Regiment nicht bis zum Herbst behalten hätte, wo man es hätte verkaufen können, und daß die vielen Kosten, welche es verursacht hatte, nun ganz vergeblich gewesen wären. Gräfin Amalie stand wie gewöhnlich mehr auf Seiten ihres Sohnes, und als sie aus Holland zurückgekehrt war, wußte sie ihren Gemahl zu beschwichtigen. Voller Freude war natürlich die junge Prinzessin, als im Herbst endlich ihr Gemahl für immer heimkehrte zu ihr und seiner Familie.

5. Die Zeit bis zum Regierungsantritt. 1694—1697.

Graf Friedrich Adolph verlebte die 2½ Jahre bis zu seinem Regierungsantritt als Privatmann auf dem Schlosse zu Detmold und führte, wie seine Mutter einmal schrieb, ein musterhaftes Leben. Im Januar 1695 wurde sein zweites Söhnchen geboren und im November desselben Jahres eine Tochter, die jedoch schon bald starb.

Im Frühling 1695 reiste er mit seiner Familie nach Schaumburg und entschloß sich dort zu einer Kur in dem nahen Ems, angeblich um seinen Arm zu heilen. Seine Eltern hatten auch nichts dagegen einzuwenden, nur schrieb ihm die Gräfin, daß er

von ihnen keinen Zuschuß dazu erwarten dürfe. Der junge Graf hatte jedenfalls die Absicht, in Ems großartig aufzutreten, denn er sandte seinen Jäger nach Detmold mit dem Auftrag, daß man ihm eine Menge Sachen schicken sollte. Auf der von seiner Gemahlin geschriebenen Liste finden sich: Tapeten, Spiegel, Gardinen, Betten mit Zubehör, 6 feine Tischtücher mit je 24 Servietten, 6 Tischtücher für die Dienerschaft; an Silberzeug 4 große und 12 kleine Schüsseln, 36 Teller und 12 Potage-Teller, alle Löffel, Gabeln und Messer, die vorhanden, 2 große Potage-Löffel, Torten-Schupper, Kannen, Becken, Dosen, Leuchter ꝛc.; auch 1 Pfund Tee von Dr. Kämper, 36 Pfund Wachslichter und 40 Bouteillen Sekt. Gräfin Amalie ließ die Sachen einpacken, als aber Graf Simon Henrich davon erfuhr, ließ er im größten Zorn den Wagen wieder abladen und durch seine Gemahlin einen geharnischten Brief an den Sohn schreiben, worin er ihm u. a. zu bedenken gibt, wie unpassend solch glänzendes Auftreten des Sohnes in Ems sein würde zu einer Zeit, wo der Vater von Schulden bedrückt würde und vom Reichskammergericht Exekution gegen ihn befohlen wäre. Friedrich Adolph scheint dann den Plan der Badekur aufgegeben zu haben. Er beantwortete den Brief der Mutter durch ein Schreiben an Barkhausen, nicht an seine Eltern, weil er fürchtete, sich zu nicht ehrerbietigen Ausdrücken hinreißen zu lassen, („weilen mir angst ist das nicht alsowoll in terminis bleiben könnte"), und verwahrt sich dagegen, wie ein Knabe behandelt zu werden. Er hätte nur verlangt, was ihm gehöre, das könne man ihm nicht weigern; seine Schwiegermutter wäre gütiger gegen ihn als seine eigenen Eltern, sie hätte ihm das Geld für die Badekur geben wollen.

Mit seiner Schwiegermutter stand sich Friedrich Adolph überhaupt sehr gut. Seine Ritterlichkeit, seine zarten Aufmerksamkeiten, besonders aber das eheliche Glück ihrer Tochter machten ihn der hohen Frau teuer wie einen Sohn. Die verwitwete Fürstin von Nassau-Siegen fand in ihm einen Schwager, mit dem sie sich weidlich neckte, den sie aber auch in ernsten Dingen, z. B. bei der Erziehung ihres Sohnes gern um Rat fragte.

Auch auf dem Detmolder Schloß fehlte es nicht an Abwechslung. Es war dort immer viel Besuch, wodurch allerlei Festlichkeiten veranlaßt wurden. Besonders häufig stellten sich

die Verwandten der Gräfin Amalie, die Dohnas ein. Auch der Kurprinz von Brandenburg hielt sich einige Tage in Detmold auf und nahm an den großen Jagden teil, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden. Die Jagd war des alten Grafen liebstes Vergnügen und diese Liebhaberei teilte Ferdinand Christian, während Friedrich Adolph Lustbarkeiten vorzog, bei denen mehr Glanz entwickelt werden konnte. Ferdinand Christian vermählte sich im Frühling 1695 in Detmold mit Henriette von Dohna. Vor 3 Jahren hatte sich die Sache zerschlagen, als Friedrich Adolph sich den Befehlen der Eltern unterworfen und das Erstgeburtsrecht behalten hatte. Jetzt setzten die jungen Leute ihre Verbindung durch und behielten ihren Wohnsitz zunächst auf dem Detmolder Schloffe; im Sommer war Ferdinand Christian natürlich bei seinem Regiment. Die Ehepakten waren in sehr unbestimmten Ausdrücken abgefaßt, und die Fürstin Nassau machte ihren Schwiegersohn darauf aufmerksam in der ganz richtigen Befürchtung, daß ihm Schwierigkeiten daraus erwachsen könnten. Vorläufig blieb das Verhältnis zwischen den Brüdern aber noch ganz gut, und Friedrich Adolph hielt seines Bruders ältestes Töchterchen zur Taufe.

Simon Henrich hatte in den letzten Jahren schon häufig an Gicht und Podagra gelitten, dann fand Friedrich Adolph wohl Gelegenheit, sich an den Regierungsgeschäften zu beteiligen. So wohnte er im Februar 1696 in Vertretung seines Vaters der Eröffnung des Landtages auf der Detmolder Kanzlei bei. Im allgemeinen aber hielt seine Mutter die Zügel der Regierung in Händen und ließ sie sich auch vom Sohne, solange der Vater lebte, nicht entwinden. Gleich nach Neujahr 1697 erkrankte der alte Graf bedenklich und wurde täglich schwächer. Ferdinand Christian ahnte bei seiner Abreise zur Armee wohl, daß er den Vater nicht wiedersehen würde und schickte seine Gemahlin vorher zu ihrer Schwester nach Berlin. Am 12. Mai 1697 starb Simon Henrich, und Friedrich Adolph trat die Regierung an. Der amtliche Bericht darüber lautet folgendermaßen:

„Nachdem es dem Allerhöchsten Gott gnädigst gefallen, des Hochgebohrenen Hr. Simon Henrichs unsers Gnädigsten Regierenden Herrn Hoch Gräffl. Gnad. nach ausgestandener langwieriger Krankheit so wol vom schweren Leibesbruche, als auch,

dem Ansehn nach der Wassersucht und anderer Beschwerden, diesen Abend um 9 Uhr im Beywesen und Umstande der Gnädigen Frau Gräffinne, der Fr Decaneisse von Hervord, der Sambtl. anwesenden Gräffl. Lieben Kinder, und anderer Näher Anverwandten. In gleichen derer Hrr Praesidenten-Cantzlarn, Rähte, des Superintendenten und anderer mehr Bedienten unterm fleißigen Gebeht sehl. verschieden; So hat sich balt darauff hochbeme. Unsere Gnädige Fr. Gräffinne in Ihr Forder Zimmer verfüget, auff einen Stuel niedergesetzet, dero Eltsten Hr. Sohn Graff Friedrich Adolphen als vigore juris primo genitorae Erbfolgern in der Regierung vor sich kommen, auch die anwesende Sambtln Bediente herzufodern lassen, und hochbemn dero Hr Sohn durch eine standhaftige und in sonderbahren nachtrücklichen expressionen bestehenden Rede in ungefehrlichen folgenden terminis angesprochen: Es habe numehro dem Allerhöchsten Got gnädigst gefallen, den Hr Vater seiner bisherigen Krankheits Schmertzen aufzulösen und Ihn durch einen sanften und sehln Tod aus dieser Mühsehligkeit abzufodern. Weil nun Krafft des Erstgebuhrts-Rechtens die Regierungsnachfolge auff Ihn numehro Verstamet, So wolte Sie Ihm die Regierung hiemit aufgetragen, Ihn aber auch dabey mütterlich aufs getreulichste erinnert und vermahnet haben, daß Er seine Regierung in des Allerhöchsten Nahmen und in dessen Furcht klüglich anfangen und glücklich führen möge, das gemeine beste und der angebohrenen Unterthanen und des gantzen Landes Wolfahrt Ihme einzig und allein lassen angelegen sein, das vom sehl. Hr Vater hinterlassene Testament hette Sie bey Sich in guter Verwahr und müsse Er demselben, wan es publiciret, in allem getreulichst nachkommen, seine Brüder und Schwestern nicht zurück setzen, sondern deren bestes, und respective Erziehung und Wolfahrt an Vaters Platz äußerstem Vermögen nach recommandirt halten, den auch die Rähte und alte Bediente, welche dem Hr Vater sehl. allemahl mit getreuem Raht unterthänig und redlich beygestanden nicht verachten, noch hindan setzen und es nicht so machen wie jener König Rehabeam, welcher die heilsahmen Consilia derer Alten in den Wind schlug und der jungen unerfahrnen Rähte Meinungen zu seinem eigenen ruin und Verderben vorzug: In summa Er solte die Regierung dergestalt

sorglich führen, wie Er es gegen den höchsten Got gegen männiglich und in seinem eigenen Gewissen und dessen Befriedigung zu verantworten getrante, der barmhertzige, Gnädigste Got wolle dazu und zu allen Vornehmen Gnad und Segen verleihen. Hr Graff Friedrich Adolphs hochgräffl. Gnd. unter Vergießung vieler Trähnen und Küssung der Fr Mutters Gnd Hände, nahm die offerierte und Abtrettung der Regierung gehorsahmst an und promittirte, Seine Sachen und Regierung dergestalt zu führen, daß seiner Fr. Mutters Gnd. seine Brüdern und Schwestern ja männiglich dabey friedlich sein solten.

Der Hr. Cantzlar Barckhausen darauff mit wenigem geantwortet, daß man ohne Verwunderung nicht anhören können, wie der Allerhöchste Got Ihr hochgräffl. Gnd. der Fr Gräffinnen bey gegenwärtigem höchstbetrübten Trauerfall noch so große Gnade und Kraft verliehen, indehm Sie an dero Elteſten Hr Sohn den nuhmer regierenden Graffen und Herrn so herrliche Vermahnungen thuen können. Der Allerhöchste Got wolle alles in Gnaden gesegnen und Sie die Rähte, wie Sie dem nuhmer sehl. Herren jeder Zeit nach Vermögen unterthänig und getreulich gedient, also würden Sie auch davon nimmer absetzen."

So war nun Friedrich Adolph regierender Graf zur Lippe und nahm sogleich das Regiment in feste Hand. Auch seiner Mutter gestattete er nicht, sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen, wie sie es bei Lebzeiten des Grafen Simon Henrich gewohnt gewesen war. Sie zog sich auf ihren Witwensitz, Schloß Varenholz, zurück, wo sie am 11. März 1700 starb. Ihre Schwiegertochter, die liebenswürdige junge Gräfin „Jenge zur Lippe" war schon vier Wochen vor ihr einem langen Siechtum erlegen.

III.

Die Schanze bei Sternberg

und

Nachtrag zu Alt-Sternberg.

Von Otto Weerth.

Die „Schanze" bei Sternberg.

In geringer Entfernung vom Schlosse Sternberg liegt auf dem nordwestlichen Abhange des Schanzenberges, einem Ausläufer des Dörenberges, ein kleiner ovaler Ringwall, welchem der Berg seinen Namen verdankt. Über seine Herkunft und sein Alter ließ sich urkundlich nichts ermitteln und um Anhaltspunkte für die Altersbestimmung zu gewinnen, habe ich am 1. und 2. Juni 1909 mit 4 Arbeitern Ausgrabungen vorgenommen, die, wie ich meine, ein einigermaßen befriedigendes Resultat ergeben haben.

Der Ringwall hat eine elliptische Gestalt, seine Länge mißt 70 m, sein größter Querdurchmesser 46 m, sodaß er einen Flächenraum von etwa 10000 qm einschließt. Der obere Teil setzt auf einer horizontalen Fläche an, aber schon in geringer Entfernung beginnt der Abfall gegen Nordwesten. Die Anlage ist in der Art hergestellt, daß rings um die elliptische Fläche ein Graben ausgehoben ist; das so gewonnene Material ist als Wall auf die stehengebliebene Fläche aufgetragen, wodurch am unteren Teile ein Steilhang von 5—7 m Höhe geschaffen ist.

Der Eingang liegt am höchsten Punkte und es wurde durch die Grabung festgestellt, daß hier der Graben aussetzt und daß eine Erdbrücke von 3,5 m Breite stehen geblieben ist. Rechts neben dem Eingange liegt als Glied der Umwallung ein kreisförmiger Hügel von 8—10 m Durchmesser, welcher den Wall überragt. Die ganze Fläche trägt gegenwärtig einen etwa 30—40jährigen Fichtenbestand. Dies der äußerliche Befund.

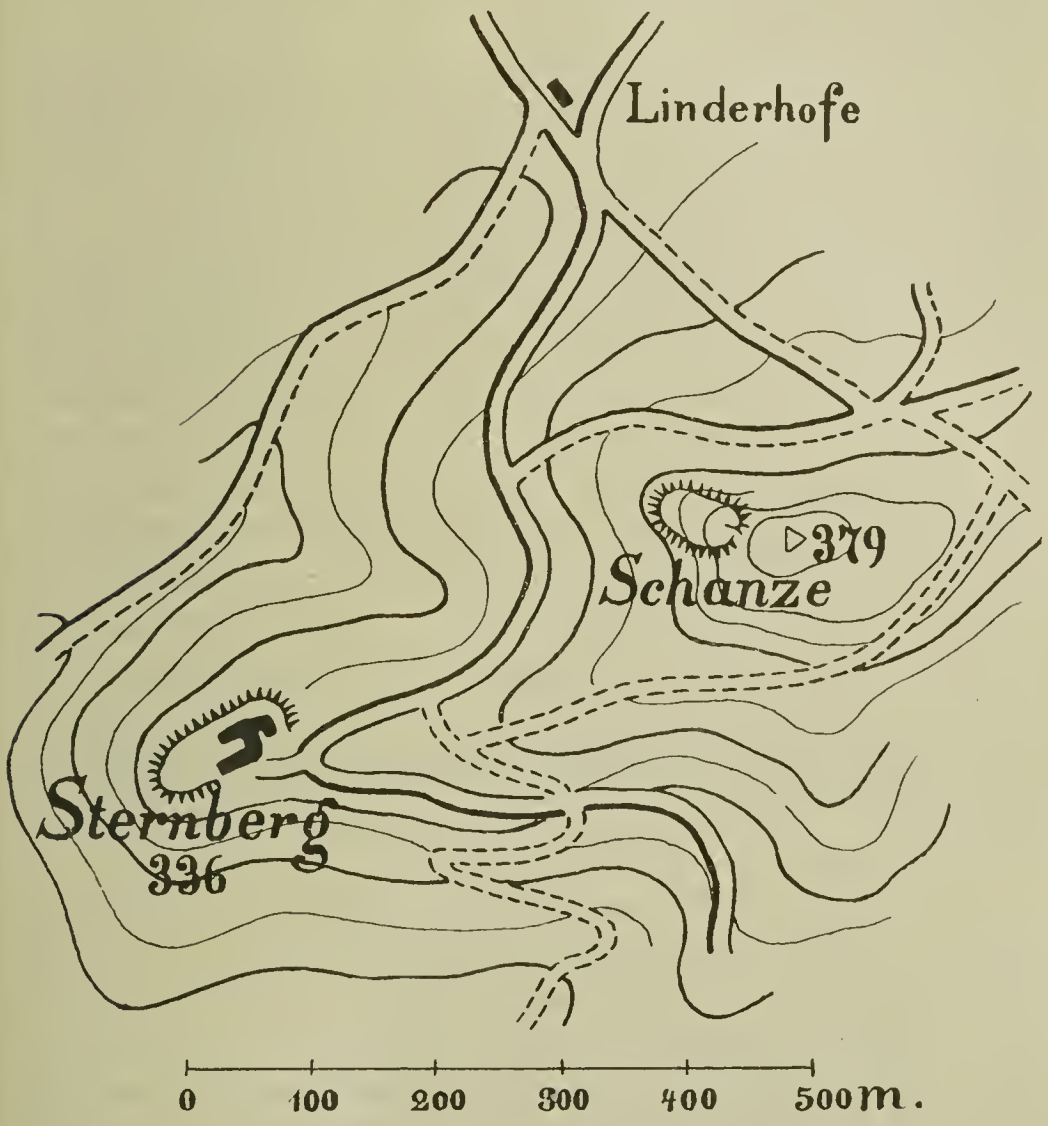
Um zu ermitteln, ob der Wall, welcher am unteren Teile der Schanze kaum noch als solcher zu erkennen ist, ehemals durch

eine Holzverschalung gestützt gewesen ist, sodaß er nach außen hin eine senkrechte Wand hatte, wurden an verschiedenen Stellen Querschnitte durch Graben und Wall gelegt. Die ehemalige Grabensohle fand sich schon in geringer Tiefe — etwa $^1/_2$ m — unter der gegenwärtigen; sie hat eine Breite von etwa 1 m; dann steigt der gewachsene Boden in einer Länge von nicht ganz 3 m ziemlich steil an, um von da an eine schwächere Neigung anzunehmen. Auf dieser weniger geneigten Fläche erhob sich der aufgetragene Boden schließlich bis zu einer Höhe von 1,5 m. Spuren von Holzkohlen, die auf eine ehemalige Pfostenstellung hätten schließen lassen, fehlten gänzlich; man wird also annehmen müssen, daß eine Holzbekleidung des Walles auch früher nicht vorhanden gewesen ist.

Ein besonderes Interesse erweckt der Hügel neben dem Eingange, welcher auf der höchsten Stelle der Schanze angelegt ist. Offenbar hat er den Zweck gehabt, einen möglichst freien Ausblick zu ermöglichen, man mußte deshalb mit der Möglichkeit rechnen, daß an dieser Stelle ehemals ein Turm — vielleicht aus Holz — gestanden hat. Die Untersuchung ergab an seiner Peripherie, etwa 4 m vom Mittelpunkte entfernt, an mehreren Stellen deutliche Kohlenspuren, indessen gelang es nicht, unzweifelhafte Pfostenlöcher nachzuweisen.

Um etwaige Reste vom Hausrate usw. der ehemaligen Besatzung aufzusuchen, ließ ich im Innern der Schanze in geringer Entfernung vom Walle Gräben ziehen und den Umfassungsgraben an mehreren Stellen, so insbesondere zu beiden Seiten des Eingangs, ausräumen. Die im Innern gezogenen Gräben lieferten keine Ausbeute, dagegen fanden sich im Graben neben dem Eingange zwei Topfscherben und ein eiserner Gegenstand. Die Scherben sind grau und scharf gebrannt, die eine, ein Randstück, zeigt ein scharfgeschnittenes Profil. Beide gehören wohl ohne Zweifel dem späteren Mittelalter an. Der eiserne, durch einen Hackenschlag etwas entstellte Gegenstand entpuppte sich bei näherer Untersuchung als die Eisenspitze eines Armbrustbolzens. Das weist gleichfalls auf das spätere Mittelalter hin, da die Armbrust im 13. Jahrh. in Deutschland in Gebrauch gekommen ist und neben den Feuerwaffen bis ins 16. Jahrhundert hinein Verwendung gefunden hat.

Damals existierte aber das noch heute bewohnte Schloß Sternberg schon als eine stark befestigte Burg. Sie ist in der Luftlinie etwa 400 m von unserer Schanze entfernt und liegt 30—40 m tiefer als diese, und man wird kaum umhin können, eine Beziehung zwischen beiden anzunehmen, etwa derart, daß



die Schanze von einer Truppe angelegt ist, welche die Absicht gehabt hat, die Burg Sternberg von hier aus zu belagern und zu brechen. Wenn diese Truppe schon Kanonen mit sich führte, so konnte sie ihre Geschosse von hier aus bequem nach Sternberg hineinwerfen. Damit steht die Nachricht im Einklange, welche ich dem verstorbenen Forstmeister Kellner verdanke, dessen Amtswohnung sich auf Sternberg befand, daß in dem massiven

Schornsteine der Burg zu seiner Zeit noch auf der der Schanze zugekehrten Seite eine eiserne Kugel gesteckt hat, die ich freilich nicht mehr habe auffinden können.

Ist es zutreffend, daß die Schanze von einer mit schwerem Geschütz ausgestatteten Truppe erbaut ist, dann kann man ihre Entstehungszeit weiter eingrenzen und wird sie in das 15. Jahrhundert setzen müssen.

In diese Zeit fallen nun zwei Fehden, durch welche das lippische Land in Mitleidenschaft gezogen wurde, die Eversteinsche (1404—1409) und die Soester Fehde (1447). In der ersten überzogen die Herzöge von Braunschweig mit ihren Verbündeten, darunter auch der Bischof von Paderborn, sengend und brennend das lippische Land. Sie führten dabei wenigstens eine Kanone mit sich, welche sie im Jahre 1407 vom Rate der Stadt Göttingen liehen, wobei sie sich urkundlich verpflichteten, die „Büchse" mit dem zugehörigen Geräte nach Beendigung des Krieges zurückzugeben, sollte sie aber zerbrechen, oder nicht zurückgegeben werden können, dafür eine Entschädigung von 1000 Mark zu zahlen. Ob diese Büchse im lippischen Lande wirklich Verwendung gefunden hat, ist nicht bekannt. Wir wissen nun, daß in dieser Fehde die Burgen Rischenau und Lage gebrochen sind und daß die Stadt Horn erfolglos belagert ist, die Burg Sternberg wird aber niemals erwähnt. Wir gewinnen hiernach keinen Anhaltspunkt dafür, daß die Schanze in der Eversteinschen Fehde entstanden ist.

Aus Anlaß der Soester Fehde zog im Jahre 1447 ein aus Böhmen, Meißnern und Thüringern zusammengesetztes, im Dienste des Erzbischofs von Köln stehendes Heer durch das lippische Land. Gert von Schüren berichtet darüber in seiner Chronik von Cleve und Mark: „Daer da die Beemer den Blomenberge, Lemgow, Dethmelde und allet dat Lippische Lant bekrehdigden inde innhamen, uthgesacht twe Sloite, als Valckenborch und Sternenbergh." Diese Nachricht scheint darauf hinzudeuten, daß man versucht hat, auch diese beiden Schlösser einzunehmen, damit aber keinen Erfolg gehabt hat. So wird es einigermaßen wahrscheinlich, daß man von dem Heere eine Truppe detachiert hat, mit dem Auftrage, den Sternberg zu berennen, und daß diese Truppe die Schanze gebaut hat, um von da aus den Sternberg

zu beschießen. Daß die Böhmen tatsächlich schweres Geschütz mit sich geführt haben, erzählt Gert von Schüren an einer anderen Stelle, als er über die Belagerung von Soest berichtet.

Alt-Sternberg.

Dem im vorigen Hefte enthaltenen Ausgrabungsberichte ist hinzuzufügen, daß in dem ausgeräumten Schutte nachträglich noch eine Münze aufgefunden ist, welche Herr Professor Dr. P. J. Meyer, Direktor des Museums zu Braunschweig, als einen Soester Hälbling aus dem Anfange des 13. Jahrh. bestimmt hat. Da der früher gefundene Puges von Accon im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrh. geprägt ist, so findet die Zeitbestimmung, daß Alt-Sternberg um 1200 bewohnt gewesen ist, durch diesen Fund eine weitere Bestätigung.

IV.

Der Lias von Vahlhausen bei Detmold.

Mit einer Kartenskizze.

Von **A. Westwerdt.**

Durch die vor wenigen Jahren in Angriff genommene geologische Landesaufnahme des Fürstentums Lippe werden auch diejenigen Gegenden hinsichtlich der Beschaffenheit ihres Untergrundes besser bekannt, die seitab von den das Land durchziehenden Hauptstraßen, seitab vor allem auch von den von Touristen bevorzugten Pfaden liegen. Zwar besitzen wir in der Anfang der achtziger Jahre erschienenen v. Dechen'schen geologischen Karte der preußischen Rheinlande und der Provinz Westfalen eine auch heute noch wertvolle Übersichtskarte des lippischen Landes, aber diese ist doch für die meisten praktischen Fragen, die

heutzutage an die Geologie gestellt werden, nicht mehr ausreichend. Erst die topographische Grundlage, die uns die Meßtischblätter im Maßstabe 1 : 25000 bieten, die unserer jetzigen geologischen Landesaufnahme zu Grunde liegen, ermöglichen eine bis in's Einzelne gehende Untersuchung und Darstellung der geologischen Beschaffenheit des Landes.

Es kann bei der Art dieser Landesaufnahme nicht Wunder nehmen, wenn dem Geologen fast täglich bislang unbekannte Vorkommen irgend einer Formation begegnen, die weder in der Übersichtskarte zu finden, noch in der Literatur seither genannt sind. Daß es sich dabei nicht immer um räumlich eng begrenzte Erscheinungen handelt, zeigt das Auftreten des Lias bei Vahlhausen und auf der Westseite des Leistruper Waldes, das ich im Jahre 1908 bei der geologischen Aufnahme des Blattes Detmold beobachtete und über das ich, einem Wunsche des Herrn Professor Weerth-Detmold gern nachkommend, in folgendem berichten möchte.

Die v. Dechen'sche Karte verzeichnet dieses Vorkommen von Lias nicht. Es ist ein schmaler, durchschnittlich nur wenige hundert Meter breiter Streifen, der sich in südnördlicher Richtung aus der Gegend von Wilberg über die östlichsten Gehöfte von Schönemark, über Lenstrup, Döringsfeld, Leistrup, und an der Westseite von Diestelbruch vorbei bis nach Vahlhausen hinzieht. Die Länge dieses Streifens beläuft sich auf rund 5 km, seine größte Breite liegt bei Lenstrup und beträgt gut 600 m.

Stratigraphische Verhältnisse.

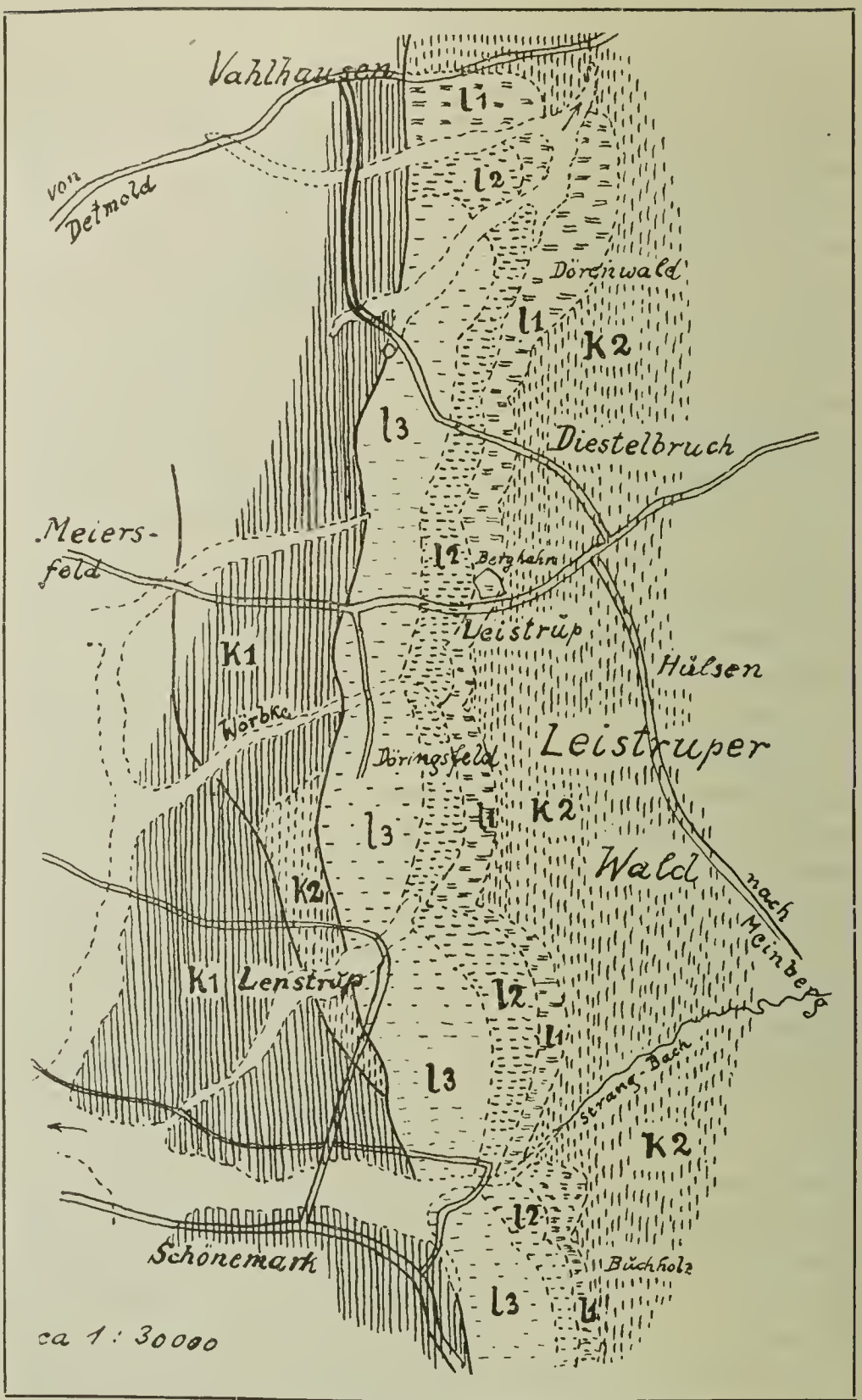
Bevor ich auf die Entwickelung des Lias in dieser Gegend eingehe, seien ein paar Worte über die Zusammensetzung der nächstälteren Formation, des Keupers, gestattet. Der Keuper ist eine vorwiegend mergelige Schichtengruppe, die in der Detmolder Gegend insgesamt etwa 225 m mächtig ist; davon entfallen

auf den Unteren Keuper (Lettenkohlengruppe) ca. 50 m,
auf den Mittleren Keuper (Gipskeuper) ca. 145 m,
auf den Oberen Keuper (Rät) ca. 30 m.

Der Untere Keuper überlagert bei Schönemark am Nordhange des Bannenberges normal die Ceratitenschichten des Oberen

Muschelkalks. Die Schichten fallen nach N ein, und demzufolge treffen wir in nördlicher Richtung fortschreitend immer jüngere Keuperstufen. Die Straße von Schönemark nach Lenstrup schneidet die Sandsteinzone und die Grenzdolomitregion des Unteren Keupers und kommt dann in die bunten, unten roten, zuoberst grauen Mergel des Unteren Gipskeupers, die nordwestlich von Lenstrup vom Schilfsandstein überlagert werden, der mit den lebhaft roten Mergeln in seinem Hangenden („Rote Wand") dem Mittleren Gipskeuper angehört. Alle Keuperstufen von den untersten Lagen der Lettenkohlengruppe bis zur „Roten Wand" einschließlich habe ich auf der beigegebenen Kartenskizze, die ich nach meinen Aufnahmen auf Grund des Meßtischblattes Detmold entworfen habe, unter der Bezeichnung k 1 zusammengefaßt, während das mit k 2 bezeichnete Gebiet die Verbreitung des Oberen Gipskeupers und des Räts angibt. Der Obere Gipskeuper wird auch als Steinmergelkeuper bezeichnet. Er besteht aus ca. 30 m mächtigen, vorwiegend grauen, gelegentlich auch roten, dolomitischen, kieseligen Mergeln, die am Apenberg und Klüterberg nördlich von Detmold vielfach in Mergelgruben gewonnen und zum Bestreuen von Gartenwegen („Gartenmergel") verwandt werden. Der Obere Keuper oder das Rät besteht zuunterst aus harten, gelblich-braunen quarzitischen Sandsteinen, die im Leistruper Walde und in Diestelbruch in ausgedehnten Flächen zutage treten. Sie werden überlagert von schwarzen Schiefertonen, denen dünne quarzitische Sandsteinbänkchen und Quarzitschiefer eingeschaltet sind und die das unmittelbare Liegende des Lias bilden. Auch der Lias besteht aus schwarzen Schiefertonen, denen freilich im allgemeinen quarzitische Bänkchen zu fehlen scheinen, die im übrigen aber nur durch ihre Fossilführung mit Sicherheit von denen des Räts zu unterscheiden sind. Ein petrographischer Gegensatz besteht also an der Grenze von Rät und Lias, an dem Übergange von der Trias zur Juraformation nicht.

Wir kommen somit zur Besprechung der in dem hier behandelten Gebiete auftretenden Juraschichten selbst. Es sind dies anscheinend ausschließlich Schichten, die dem untersten Lias, dem Lias α Quenstedt's, angehören. Dieser Lias α läßt sich, wie überall im nordwestlichen Deutschland, in folgende drei Unterstufen



Der Lias von Vahlhausen bei Detmold.

k 1 = Unt. Keuper, Unt. und Mittl. Gipskeuper. k 2 = Ob. Gipskeuper (Steinmergelkeuper) und Rätkeuper. l 1 = Psilonotenschichten. l 2 = Angulatenschichten. l 3 = Arietenschichten.

gliedern, die auch bei den Aufnahmen der Kgl. Geologischen Landesanstalt in Lippe und in den angrenzenden Gebieten des östlichen Westfalens im Kartenbilde zur Darstellung gekommen sind.

1. Psilonotenschichten = l1,
2. Angulatenschichten = l2,
3. Arietenschichten = l3,

Die Bezeichnungen l1, l2 und l3 beziehen sich auf diejenigen Gebiete unserer Kartenskizze, in denen jene Stufen zu finden sind. Der Lias beginnt mit den Psilonotenschichten oder den Schichten mit Psiloceras planorbe Sow. = l1. Sie bestehen aus schwarzen Schiefertonen, denen graue, kryställinische oder sandige und dann zuweilen Glimmer führende, gelegentlich schwach bituminöse Kalkbänke eingeschaltet sind. Auf der Oberfläche solcher Kalkbänke, die meist weniger als 10 cm, selten mehr als 15 cm stark sind, läßt sich zuweilen der leitende Ammonit dieser Stufe, das Psiloceras planorbe Sow., in großer Zahl beobachten. Andere Kalkstücke zeigen besonders häufig auf frischer Schlagfläche glänzende, kleinere Austernschalen, die wohl der Ostrea sublamellosa Dkr. angehören. Auch sonst sind Zweischaler in diesen Kalken nicht eben selten, wenn auch meist nur in schlechter Erhaltung. Endlich findet man hin und wieder auf der angewitterten rauhen Oberfläche des Kalkes einzelne Stengelglieder von Pentacrinus, die im angeschlagenen Stück durch die glänzende Spaltungsfläche des Kalkspats kenntlich werden. Folgende Versteinerungen lassen sich am ehesten in den Psilonotenschichten und besonders in den Kalkbänken dieser untersten Liasstufe nachweisen:

Psiloceras planorbe Sow.
„ Johnstoni Sow.
Ostrea sublamellosa Dkr.
Lima gigantea Sow.
„ pectinoides Sow.
Pecten subulatus v. Münst.
Rhynchonella variabilis v. Schloth.
Pentacrinus psilonoti Quenst.

Wie ich schon erwähnte, überlagern die Psilonotenschichten auf der ganzen Erstreckung unseres Liasvorkommens von Wilberg bis Vahlhausen die obersten Rätschichten anscheinend ohne

jede nennenswerte Gebirgsstörung. Die Überlagerung war in einem Wasserrisse bei Wilberg recht gut zu sehen. Die Grenzlinie des Räts gegen die Psilonotenschichten bildet also den Ostrand des Liasgebietes. Aufschlüsse sind im übrigen recht spärlich. Ein kleiner, längst verwachsener Steinbruch, in dem die Kalke der Psilonotenschichten gewonnen wurden, liegt im Jagen 31 der Fürstlichen Forst Diestelbruch nahe an dem Wege, der von Lenstrup über den Höhenpunkt 215,1 [1]) nach Döringsfeld führt. Endlich finden sich die Psilonotenkalke in dem kleinen Hohlwege, der von Vahlhausen südostwärts zum Dorenwald führt, und in der steilen rechten Uferböschung des Wiesengrundes ca. 700 m östlich vom Orte. An der Straße, die von Vahlhausen ostwärts nach Brüntrup führt, ist der feste Gebirgsuntergrund durch Geschiebemergel und Geschiebelehm, die Grundmoräne der nordischen Vereisung, verdeckt, und nur an einer Stelle, gut 200 m östlich vom Vahlhauser Friedhof, treten am Grunde des Straßeneinschnittes gelbliche, sandige Schiefer unter dem Lehm hervor, die dem Rät angehören. Da auch nordwärts nur Gesteine des Rätkeupers zutage treten, so haben wir an der Straße von Vahlhausen nach Brüntrup das Nordende unseres Liasvorkommens unter dem Diluviallehm zu erwarten.

Die Psilonotenschichten werden überlagert von den Angulatenschichten oder den Schichten mit Schlotheimia angulata v. Schloth. = l 2. Sie bestehen vorwiegend aus dunklen Tonen mit Toneisensteingeoden und Pyritknollen und sind im allgemeinen reich an Versteinerungen, in unserem Gebiete indessen nirgends gut aufgeschlossen. Den dunklen Tonen der Angulatenschichten sind im Lippischen und in den benachbarten westfälischen Gebieten zuweilen graue, feinsandige Kalke eingeschaltet, die den Psilonotenkalken petrographisch recht ähnlich sind. Ich beobachtete solche den Angulatenschichten angehörende Kalke am Ufer des kleinen Teiches auf dem Berghahn'schen Hofe in Leistrup. Sie sind von Muschelbruchstücken zum Teil ganz erfüllt, die dem angewitterten Stück eine rauhe Oberfläche verleihen. Die Kalke sind hier reich an Versteinerungen und ent-

[1]) Vergl. bei den Ortsangaben das Meßtischblatt Detmold (Maßstab 1 : 25000).

halten besonders den Leitammonit in zahlreichen, freilich schlecht erhaltenen Exemplaren. Es finden sich am häufigsten

Schlotheimia angulata v. Schloth.
Ostrea sublamellosa Dkr.
Plicatula sarcinula Goldf.
Pecten subulatus v. Münst.
Lima gigantea Sow.
„ pectinoides Sow.
Leda Renevieri Opp.
Macrodon pullus Terqu.
Astarte obsoleta Dkr.
Cardinia Listeri Sow.
Gresslya liasina Schubl.
Unicardium cardioides Beau.
Rhynchonella variabilis v. Schloth.
Pentacrinus sp.

Die Kalke der Angulatenschichten sind nur geringmächtig und bilden wie die Psilonotenkalke eine kleine Schwelle im Gelände. Man kann diese Anschwellung, die durch die Angulatenkalke bedingt wird, bei dem Berghahn'schen Hofe südlich der Straße im Ackerlande verfolgen, und der kleine Einschnitt, den die Straße selbst hier bildet, steht in den gleichen Schichten.

Auf die Angulatenschichten folgen die Arietenschichten = l 3. Auch sie bestehen aus dunklen Schiefertonen, denen harte, bläulichgraue, dickbankige Kalke eingeschaltet sind. Man nennt diese Kalke auch kurzweg Gryphitenkalke, nach den in ihnen außerordentlich häufigen und oft dicht aneinander gedrängten Exemplaren von Gryphaea arcuata Lam. In der Art dieses Auftretens kann man diese Gryphäe geradezu als Leitform bezeichnen, da in Süd- wie in Norddeutschland die Arietenschichten durch das massenhafte Vorkommen der Gryphaea arcuata Lam. ausgezeichnet sind. Daneben treten in den Kalken zuweilen schlecht erhaltene große Arieten auf. Die Gryphitenkalke bilden entsprechend ihrer größeren Mächtigkeit auch bedeutendere Anschwellungen im Gelände, als die Kalke der Psilonoten- und Angulatenschichten. So wird die Höhe 193,5 im östlichen Teile der Bauerschaft Schönemark von Gryphitenkalken

gebildet, und auch die Häuser in Döringsfeld stehen zum Teil auf ihnen.

In der Gegend von Langeland bei Altenbeken, wie auch bei Neuenheerse und an einigen anderen Stellen haben sich innerhalb der Zone der Gryphitenkalke dunkle Tone mit dem kleinen Arietites obliquecostatus v. Ziet. gefunden; ich habe diese Form in unserm Liasgebiete östlich von Detmold bisher nicht nachweisen können. Es mag dies einerseits mit der Mangelhaftigkeit der Aufschlüsse, andererseits damit zusammenhängen, daß die Arietenschichten durch eine Verwerfung abgeschnitten werden, an der bald tiefere, bald höhere Lagen der Arietenschichten zutage treten dürften. So erklärt es sich auch wohl, daß der typische Arietites geometricus Opp. nicht gefunden wurde, dessen Auftreten die oberste Zone der Arietenschichten und die Grenze gegen Lias β bezeichnet. Es sind somit anscheinend nur die Arietenschichten unterhalb der Geometricuszone in unserm Liasgebiete vorhanden, höhere Horizonte des Lias scheinen infolge der Abwaschung zu fehlen.

Über die Mächtigkeit der Lias α sind sichere Angaben nur schwer zu machen. Nach den bisherigen Beobachtungen in Lippe sind die Psilonotenschichten etwa 15—18 m, die Angulatenschichten etwa 20 m und die Arietenschichten mindestens 60 m mächtig, so daß sich für den Lias α eine Gesamtmächtigkeit von annähernd 100 m ergibt.

Gebirgsbau.

Die Liasvorkommen, die wir in Nordwestdeutschland kennen, stehen fast sämtlich mit Gebirgsstörungen im Zusammenhang, durch die das weiche Gestein in ein Niveau zu liegen kam, wo es vor weiterer Abwaschung verschont blieb. Um nur Beispiele aus dem Lippischen und den Nachbargebieten zu nennen, erinnere ich an den Lias von Falkenhagen, der eine ostwestlich gerichtete Grabenversenkung bildet, deren Nord und Südrand Abbrüche darstellen, an denen die Liasschichten in die Tiefe sanken und gegen Triasschichten verschiedenen Alters verworfen wurden. Ähnlich ist der dem Falkenhagener Liasgraben parallel verlaufende Liaseinbruch von Belle und Meinberg gebaut. Auch

der Lias von Bonenburg-Willebadessen und der von Reelsen-Langeland sind als große Senkungsgebiete erkannt worden.

Unser Liasgebiet steht gleichfalls mit einer großen Gebirgsstörung im Zusammenhang, wie man aus der beigefügten Kartenskizze erkennt. Der Leistruper Wald stellt einen flachen, von Rätschichten gebildeten Sattel dar, dessen Achse südnördlich gerichtet ist. Auf dem Westflügel dieses Sattels fallen die Schichten nach Westen ein, und es legen sich auf den obersten Rät die Schichten des Lias in ungestörter Folge bis zu den Arietenschichten. Alsdann wird der Westflügel durch einen im ganzen von Süden nach Norden streichenden Bruch abgeschnitten, der die Arietenschichten gegen Keuperstufen verschiedenen Alters verwirft. Auf diesen Abbruch ist das Vorhandensein des Lias von Vahlhausen bis Wilberg zurückzuführen. Herr Prof. Stille hat dieselbe Störung nach Süden zu auf Blatt Meinberg verfolgt, wo sie an anderen Verwerfungen absetzt, ich selbst habe ihren nördlichen Verlauf über Vahlhausen hinaus noch 6 km weit bis an den Nordrand des Meßtischblattes Detmold festgelegt; ihr Verbleib auf dem nördlich anstoßenden Blatte Lemgo ist zurzeit noch unbekannt.

Über das Verhalten dieser Störung habe ich eine Reihe von Beobachtungen gesammelt, die ich, soweit sie dem Bereich unserer Kartenskizze entstammen, in folgendem zusammenstellen will. Da ist zunächst bemerkenswert, wie sich die Sprunghöhe der Verwerfung ändert. Man kann diese ziemlich genau aus der Mächtigkeit der Schichten entnehmen, die in der ungestörten Schichtenfolge zwischen den gegen einander verworfenen Formationen auftreten. Südöstlich von Schönemark liegt unterster Keuper gegen Arietenschichten, westlich von Leistrup Schilfsandstein gegen Arietenschichten, bei Vahlhausen Unterer Gipskeuper gegen die Rät-Liasgrenze und bei Ober-Wiembeck, um noch einen Punkt 5 km weiter nördlich zu nennen, hohe Schichten des Unteren Gipskeupers gegen tiefere Lagen des Steinmergelkeupers verworfen. Es ergeben sich an den genannten Orten für die Sprunghöhe der Verwerfung folgende Beträge:

1. Schönemark: Sprunghöhe ca.
   Unterster Keuper gegen Arietenschichten: 260 m

	Sprunghöhe ca.
2. Leistrup:	
Schilfsandstein gegen Arietenschichten:	125 m
3. Bahlhausen:	
Unt. Gipskeuper gegen Rät-Liasgrenze:	105 m
4. Ober-Wiembeck:	
Unt. Gipskeuper gegen Ob. Gipskeuper:	55 m

Daraus erhellt, daß die Sprunghöhe im Süden fast fünf Mal so groß ist als im Norden und von Schönemark bis Ober-Wiembeck, d. i. auf eine Entfernung von 9 km und in der Richtung von Süden nach Norden, um den Betrag von 200 m abnimmt. Die Abnahme erfolgt im südlichen Teile zwischen Schönemark und Leistrup schneller, indem sie auf dieser etwa 3 km langen Strecke 135 m ausmacht, während sie in dem nördlichen Abschnitte von Leistrup bis Ober-Wiembeck, also auf 6 km Erstreckung, nur 70 m beträgt.

In der Gegend von Lenstrup, zwischen Schönemark und Leistrup, wird die Sprunghöhe durch eine Staffel gewissermaßen abgeschwächt. Wir finden hier zwischen dem Unteren Gipskeuper und den Arietenschichten Oberen Gipskeuper und Rät, die beim Abbruch der Liasschichten sozusagen auf halbem Wege stecken blieben. Die Staffel verbreitert sich nach Norden, der Verwurf zwischen Unterem und Oberem Gipskeuper läßt sich noch etwa 2 km weit verfolgen und zerschlägt sich dann anscheinend, was freilich der diluvialen Bedeckung wegen nicht mit Sicherheit festzustellen war.

Die hier geschilderten Verhältnisse sind bei Lenstrup zum Teil recht gut aufgeschlossen: Die Mergelgruben 350 m nordwestlich vom Lenstruper Hofe stehen in grauen Mergeln, die dem Unteren Gipskeuper angehören; der von dort zum Hofe führende Weg zeigt in einer kleinen Böschung graue Steinmergel des Oberen Gipskeupers, die, wie man dann am Ufer des dortigen Bachlaufes sieht, von einer harten Rätquarzitbank überlagert werden, die dann ihrerseits von Arietenschichten abgeschnitten wird. Wir haben hier also von Westen nach Osten folgendes Profil:

	Verwurf		Staffel		Verwurf	
Unt. Gipskeuper		Ob. Gipskeuper und Rät		Arietenschichten		

Was Form und Richtung der Verwerfung anbetrifft, so zeigt schon unsere Kartenskizze, daß ihr Verlauf ein gewundener, in der Himmelsrichtung ständig ein wenig wechselnder ist. Auf dem Meßtischblatte ergibt sich aus dem Schnitt der Verwerfungslinie mit den Höhenkurven, daß die Verwerfungsfläche meist ziemlich steil, gelegentlich aber auch mit geringerer Neigung nach Osten einfällt. Die Richtung ist im südlichen Teile bis Döringsfeld nordnordwestlich, dann fast nördlich mit einem Strich nach Osten. Diese im ganzen genommen südnördliche Richtung ist gegenüber der sonst durchaus vorwiegenden und dem Verlauf des Teutoburger Waldes zwischen Horn und Bevergern entsprechenden Südost-Nordwestrichtung eine auffällige Erscheinung, die im Bereiche des Blattes Detmold ein Seitenstück nur in den Verwerfungen findet, die ich von Wehren bei Meinberg über Brüntrup, Cappel, Kleinenmarpe bis Kirchdonop verfolgen konnte. Sie erinnert an den Verlauf des Teutoburger Waldes in seinem südlichen, zwischen der Diemel und Horn belegenen und auch wohl Eggegebirge genannten Abschnitt, wo die Störungen im östlichen Vorlande der Egge gleichfalls eine vorwiegend südnördliche Richtung besitzen. Nehmen nun auch diese Brüche in der Gegend von Horn die nunmehr herrschende Südost-Nordwestrichtung an, so dürfen wir vielleicht in unseren Südnordstörungen von Schönemark—Vahlhausen—Ober-Wiembeck, wie auch in den von Wehren—Cappel—Kirchdonop die letzten und östlichsten Ausläufer der am Eggegebirge vorherrschenden Südnordbrüche erkennen.

Es sei zum Schluß noch ein Wort über das Alter der Störung, an die der Vahlhauser Lias geknüpft ist, gestattet. Da hier Arietenschichten gegen Keuper verworfen liegen, würde man zunächst nur folgern können, daß jener tektonische Vorgang jünger ist, als die Arietenschichten selbst. Wir finden aber in demselben Senkungsfeld nördlich von Vahlhausen bei Mosebeck Braunkohlentertiär. Es sind dies dunkle Tone mit geringen Braunkohlenflötzen, die dem Miocän angehören. Das Liegende der miocänen Tone bildet bei Mosebeck höchstwahrscheinlich Rätkeuper, mit dem sie gleichzeitig eingesunken sein dürften. Die Überlagerung der Räts durch Miocän läßt freilich auch auf Bewegungen der Erdrinde vor Ablagerung des Miocäns schließen, doch müssen wir dem Einsinken dieser Schichten natürlich ein

jüngeres Alter als den Braunkohlenbildungen selbst zuschreiben. In Übereinstimmung mit anderen Beobachtungen im nordwestdeutschen Bergland müssen wir daher dem Hauptabbruch der Vahlhauser Liasschichten ein jungmiocänes Alter zuerkennen.

Es würde demnach die Vahlhauser Störung jünger sein als die Hauptaufrichtung des Teutoburger Waldes in seinem nordwestlichen Teile, die nach den neuesten Untersuchungen[1]) in die älteste Tertiärzeit, in's Eocän, verlegt wird.

V.

Das Grab der Gräfin-Regentin Katharina in der Nikolaikirche zu Lemgo und seine Wiederauffindung.

Von Zollrat **F. Reimann.**

Als ich bald nach meiner vor elf Jahren erfolgten Berufung an das Hauptzollamt zu Lemgo die Bücherei desselben einer eingehenden Durchsicht unterwarf, stieß ich auf A. Falkmanns Büchlein „Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lippe," erschienen 1847, und in demselben auf die Abschnitte III und IV, „Ein Successionsstreit im Fürstlich Lippischen Regentenhause" bezw. die Schicksale der Gräfin Katharina. Der behandelte, mir als Preuße bis dahin völlig unbekannte Gegenstand erregte mein Interesse im höchsten Grade. Stand doch der nunmehr glücklich beendete Lippische Erbfolgestreit gerade auf seiner Höhe und erwies sich somit als der zweite Erbfolgestreit im Lippischen Regentenhause. Dann aber die Person der Heldin jenes Streites, der Gräfin Katharina zur Lippe, geb. Gräfin zu Waldeck, später

[1]) Vgl. E. Haarmann, Der Piesbergsattel bei Osnabrück. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt f. 1909, S. 41.

wieder verehelichte Herzogin von Holstein, ihre Geistesgröße, ihr Löwenmut und ihre Klugheit im Kampfe um das Recht ihrer Söhne! Auch die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, sowie andere hinzutretende Ereignisse, wie der Raub der jungen Grafen, die Überrumpelung des Detmolder Schlosses und die Beziehungen der Gräfin zu Personen, die sich in der Weltgeschichte einen Namen erworben, wie die Landgräfin Amalie von Hessen und die Generale Banner und Melander von Holzapfel, waren geeignet, mein Interesse an diesem Abschnitt der lippischen Geschichte zu vermehren. Vermehrt wurde dasselbe insbesondere durch die Angabe, daß die entseelte Hülle Katharinas ihre Ruhestätte in der Nikolaikirche zu Lemgo gefunden und ein Grabmonument erhalten habe, welches „noch jetzt" dort sichtbar sei.

Daß diese Angabe aber aus dem Jahre 1847 stammte, mußte ich bald gewahr werden, als ich das Innere der Nikolaikirche nach diesem Grabmale absuchte und nirgends auch nur eine Spur davon fand. Eine nochmalige Nachforschung im Verein mit Herrn Pastor Heim änderte an diesem Ergebnis nichts. In den kirchlichen Akten fand sich ebenso wenig ein entsprechender Fingerzeig, als ein Grundriß der Kirche überhaupt. Weitere Nachforschungen ergaben nur, daß das Innere der Kirche vor mehreren Jahrzehnten einer gründlichen Erneuerung unterzogen worden, die Prichen, Grabsteine und dergl. aus derselben entfernt und hiervon auch zweifellos das in Rede stehende Grabmal betroffen worden war. Über den Verbleib konnte ich damals nichts weiter erfahren und gab weitere Nachforschungen auf.

Da brachte der 25. Oktober 1905 die lang ersehnte Entscheidung, Fürst Leopold bestieg den fürstlichen Thron! Der zweite Erbfolgestreit war beendet, von neuem erwachte mein Interesse an dem ersten und der verschollenen Grabstätte; und diesmal sollten die wieder aufgenommenen Nachforschungen von Erfolg sein. Den ersten brachte ein Vortrag über das Leben und Wirken Katharinas, den ich demnächst im Kriegerverein zu Lemgo hielt und der eine derartige Teilnahme erregte, daß ich von mehreren Seiten um Veröffentlichung desselben angegangen wurde, welche auch in der „Lippischen Post" erfolgte. Aber noch vor dieser Veröffentlichung erfuhr ich durch Herrn Professor Schacht, daß sich in dem kleinen, unter seinem Schutz stehenden Museum

von Altertümern aus der Stadt Lemgo ein geschnitztes und bemaltes Wappenschild befinde, welches seinerzeit in der Nikolaikirche in Lemgo befindlich gewesen wäre und Eigentum derselben gewesen sei. Inzwischen hatte aber schon Herr Stadtbaumeister Müller seine Hand auf dasselbe gelegt, und zwar in der Absicht, die Farben auffrischen zu lassen und es alsdann im Rathaussaale aufzuhängen. Zu meiner freudigen Überraschung machte ich die Wahrnehmung, daß das schön geschnitzte Schild das Wappen der vormaligen Grafschaft Waldeck sei und zweifellos ein Teil des Grabmals Katharinas. Unterhalb desselben ist nämlich eine Bandrolle angebracht, welche die Anfangsbuchstaben C. H. Z. S. H: G. G. Z. W enthält. Diese lassen keine andere Deutung zu, als: Catharina, Herzogin zu Schleswig-Holstein, geb. Gräfin zu Waldeck.

Mit einfacher Auffrischung der Farben war es aber nicht getan; sie fehlten überdies zum Teil. So groß waren aber des Herrn Baumeisters und meine heraldischen Kenntnisse nicht, um hinsichtlich aller Teile Bescheid zu wissen. Den Stern von Waldeck und das Ankerkreuz von Pyrmont kannten wir wohl nicht aber die außerdem im Wappen befindlichen aufsteigenden Löwen. Durch Besichtigung der Schloßflagge in Pyrmont stellte ich indessen diese Figur und die undeutlich gewordenen Farben fest. Um völlig sicher zu gehen, entwarf der Herr Baumeister eine genaue Zeichnung des Wappens mit allen Farben, und sandte ich diese mit der Bitte um Belehrung an den Kabinettsrat Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Waldeck, Herrn Freiherrn v. Hadeln zu Arolsen, der alsbald in der liebenswürdigsten Weise antwortete und die Richtigkeit der eingereichten Zeichnung bestätigte.[1]) Ich lasse nunmehr die Beschreibung des Schildes folgen. Es hat die gewöhnliche Schildesform und enthält vier Felder. In der Mitte ist es mit einem Herzschild belegt, der den schwarzen Stern von Waldeck im goldenen Felde zeigt. Die Felder oben rechts (heraldisch) und unten links zeigen das rote Ankerkreuz von Pyrmont im silbernen, die Felder oben links und unten rechts den aufsteigenden silbernen Löwen von Tonna im blauen Felde. Der Löwe ist heraldisch fehlerhaft: die Löwen

[1]) Vgl. auch; Heraldische Mitteilungen 1903, Nr. 10.

CHZSHCGZW

im Waldeckschen Wappen führen zwei Schwänze, während die Löwen des vorliegenden Wappens deren nur einen haben. Auf dem Schilde befinden sich drei Ritterhelme mit goldenen Kronen, von denen der mittlere zwei goldene mit dem schwarzen Stern von Waldeck belegte Flügel trägt. Aus dem zweiten Helme wächst eine goldene, mit Pfauenwedel besteckte Säule, die von einem Arme des Ankerkreuzes schräg durchsteckt ist, aus dem dritten der Löwe von Tonna hervor. Die in Arabeskenform auf beiden Seiten herabhängenden Helmdecken führen die betreffenden Farben (schwarz-gold, rot-silber, blau-silber).

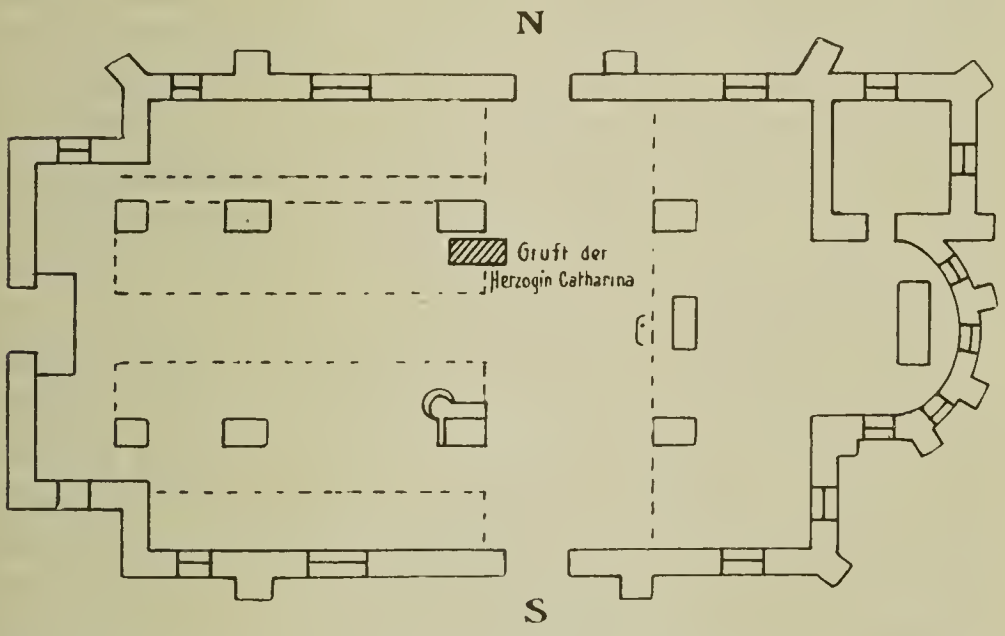
Einen Teil des Denkmals hatten wir, aber nicht die Gruft, diese war nur zu bestimmen durch die Stelle in der Kirche, an der das Wappen gehangen; selbstverständlich mußte sich unter derselben die Gruft befinden. Eine Urkunde darüber findet sich, wie bereits erwähnt, weder in den Kirchenakten noch sonst vor. Nur alte Lemgoer Bürger konnten noch darüber möglicherweise Auskunft geben; die Renovierung der Kirche hatte in den Jahren 1862/63 stattgefunden, da mußten noch Augenzeugen leben. Ein günstiger Stern führte mich bald an die richtige Stelle, nämlich zum Klempnermeister Heinrich Brinkmann in Lemgo, der trotz seiner 72 Lebensjahre sich noch einer ganz besonderen Frische des Geistes und Körpers erfreut. Ihm verdanke ich im wesentlichen die folgenden Mitteilungen.

Das Deckengewölbe der Nikolaikirche wird durch sechs mächtige Pfeiler getragen. Wenn man durch die Hauptpforte zwischen den Türmen in das Innere tritt, so schreitet man durch den nach dem Altar führenden Mittelgang zunächst über eine größere herrschaftliche Gruft; eine ebensolche befindet sich vor dem Hauptaltar und schneidet etwa mit der Stufe ab, welche diesen Teil der Kirche von dem die beiden Seitenpforten verbindenden breiten Gange trennt. Diese beiden Grüfte wurden von zwei alten adligen Geschlechtern des Landes in früheren Jahrhunderten als Begräbnisstätten benutzt, sie führen im Volksmunde die Bezeichnung: der Donopsche und der Kerßenbrocksche Keller. An der den Altären entgegengesetzten Seite des breiten Ganges, der die Seitenpforten der Kirche verbindet, also mitten zwischen, wohl auch rechts und links an den mittleren beiden Pfeilern — an dem nach der Papenstraße zu belegenen befindet

sich die Kanzel —, zieht sich eine Reihe Grüfte für einzelne Leichen hin; dieselben reichen bis in den Gang hinein. In dieser Reihe mußte sich die Gruft der Herzogin befinden. Diese Grüfte waren in der ganzen Länge mit Steinen bedeckt, auf denen sich Namen und Wappen, zum Teil wohl auch die Figur der Beigesetzten befanden. Die Trümmer eines solchen Steins liegen zurzeit noch um den Fuß der alten Linde an dem zwischen Kirche und Papenstraße gelegenen Platz gegenüber dem Röttekenschen Hause. Als der Fußboden der Kirche bei der erwähnten Renovierung niedriger gelegt und mit Höxterplatten versehen wurde, da mußten die Grabsteine entfernt werden, so daß die darunter befindlichen Särge zum Vorschein kamen. Aber sowohl die kirchlichen wie die städtischen Vertretungen verhielten sich hinsichtlich der Überwachung dieser Särge mit einer kaum glaublichen Sorglosigkeit. Die Folge war, daß Kinder und ältere Neugierige nicht blos die Särge in Augenschein nahmen, sondern sogar bie Sargdeckel aufhoben. Erst als eine freche Hand das gut erhaltene Haar einer Leiche anfaßte, dasselbe hierbei sich vom Haupte loslöste und dieser Fall bekannt wurde, trat eine bessere Überwachung der Gräber ein. Schließlich wurde Bauschutt, welcher in großer Menge auf den Kirchengewölbe lag, aus den Giebelfenstern auf den Kirchplatz heruntergeworfen und mit diesem die Gräber ausgefüllt, also auch das der Herzogin. Um letzteres kümmerte sich niemand. Was Katharina für das Land gewesen und wo sie ruhte, war längst vergessen. Die Särge blieben auf der Stelle, wo sie standen. Es hat sich allerdings das Gerücht erhalten, die Särge wären nach der Mitte des Ganges gebracht, dort zusammengestellt und eingemauert worden. Dies ist aber nicht der Fall gewesen. Herr Brinkmann bekundet mit der größten Bestimmtheit, daß jeder Sarg an seinem Platze geblieben, und Frau Thermann, die Witwe des verstorbenen Handwerksmeisters, der den betr. Umbau ausgeführt, bekundet dasselbe. Auch haben sich die Särge bereits in einem derartigen Zustande befunden, daß schon durch diesen die Belassung auf ihrer Stelle geboten war. Die Grabsteine, welche übrigens durch das fortwährende Betreten im Laufe der Jahrhunderte vollständig abgenutzt gewesen, wie jener Stein unter der Linde zeigt, sind, wie Herr Sanitätsrat

Heynemann bekundet, nach der Freie-Hof-Straße abgefahren und dort zur Fundamentierung bezw. zum Bau des jetzt Siewingschen Hauses verwendet worden.

Die wertvollste Mitteilung aber, die ich Herrn Brinkmann verdanke, ist die über die Stelle, an welcher das Wappen befestigt gewesen. Wenn man vor dem beim allgemeinen Gottesdienst benutzten kleinen Altar, das Gesicht dem Mittelgange zugewandt, steht, bemerkt man an dem mittleren Pfeiler rechts oben eine eiserne, übertünchte Klammer. Diese Stelle bezeichnet



Herr Brinkmann, der während des Gottesdienstes an einem Platze zu sitzen pflegte, wo er dieselbe stets vor Augen hatte, als diejenige, an der das Wappen angebracht war. Auch ein anderer bejahrter Bürger Lemgos, Herr Schmiedemeister Arnold Faust, hat diese Angabe bestätigt. Damit ist auch die Grabstelle nachgewiesen; sie befindet sich am Fuße dieses Pfeilers unter der bezeichneten Stelle.

Als Se. Durchlaucht der Fürst und seine hohe Gemahlin am 10. Mai 1906 Lemgo mit ihrem Besuche beehrten, hat Herr Pastor Heim den höchsten Herrschaften bei Besichtigung der Kirche darüber Vortrag gehalten, daß die Herzogin Katharina hier ihre Ruhestätte gefunden, daß aber kein Mal die Stelle bezeichne, an der dies geschehen. Nun ist sie festgestellt, aber die Pietät und die Geschichte der Stadt und des Landes

erfordern, daß sie in würdiger Weise gekennzeichnet wird und zwar meiner Ansicht nach durch Wiederbefestigung des Wappens an derselben Stelle, an der es durch zwei Jahrhunderte seinen Platz gehabt. Als Ersatz des verloren gegangenen Grabsteins dürfte sich aber die Anbringung einer schlichten Marmortafel mit der lippischen Rose am Pfeiler unterhalb des Wappens befinden, auf der zu lesen, wer dort in Gott ruht: Katharina, Herzogin zu Schleswig-Holstein, verwitwet gewesene Gräfin zur Lippe und Regentin dieses Landes von 1636—1642, geborene Gräfin zu Waldeck, sowie Ort, Jahr und Datum ihrer Geburt und ihres Todes. Das Wappenschild hat zunächst einen Platz in dem vor kurzem geschmackvoll renovierten Sitzungssaale des ehrwürdigen Rathauses zu Lemgo gefunden, also an keiner unwürdigen Stelle; aber sowohl das historische Interesse als die Pietät erfordern eben, daß das Zeichen, das treue Gattenliebe einst errichtet, wieder über der Gruft der hohen Vollendeten prange, allen sichtbar, allen zugänglich.

Erst vor kurzer Zeit ward das Denkmal unsers unvergeßlichen Regenten Grafen Ernst in der Residenz errichtet. Wenn dasselbe auch den hohen Tugenden des Verewigten, der Erinnerung an seine segensreiche Regierung und seine herzgewinnende Persönlichkeit gewidmet ist, es wird zugleich für alle Zeiten an den zweiten Lippischen Erbfolgestreit und an sein gutes und gerechtes Ende erinnern. Ebenso wird das in unserer Nikolaikirche wieder herzustellende Denkmal der großen Fürstin auch an den ersten Lippischen Erbfolgestreit erinnern, zugleich an die interessanteste Episode der Lippischen Geschichte infolge der rasch aufeinander folgenden und nebenhergehenden Ereignisse des lippischen Prinzenraubes und der Einnahme des Detmolder Residenzschlosses. Den hochseligen Grafen raubte uns der unerbittliche Tod, noch ehe er den Sieg seines Rechts und seines unerschütterlichen Gottvertrauens erlebt hatte; ein gütiger Tod bewahrte die Gräfin-Regentin Katharina vor dem Schmerz, das Ableben ihres letzten Sohnes, des regierenden Grafen Simon Philipp, betrauern zu müssen. Aber auch sie vertraute auf Gott und ihr Recht und — ihr ward ihr Recht.

VI.

Kleine Mitteilungen.

Marionettenspiele in Lippe. — Im 18. Jahrhundert fand man in Deutschland ziemlich zahlreiche Marionetten-Theater. Marionetten sind bekanntlich Puppen, die durch einen Mechanismus oder meistens durch Drähte und Schnüre in Bewegung gesetzt werden. Von Italien aus gelangten diese Spiele nach Deutschland und oftmals nahmen bankerotte Theaterprinzipale ihre letzte Zuflucht zu solchen Unternehmungen. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren in Berlin sieben Marionetten-Theater konzessioniert. Jetzt fristen sie nur noch ganz vereinzelt ihr Dasein, z. B. in München, wo vor fünfzig Jahren durch Graf Pocci und andere Dichter und Künstler den Spielen neues Leben eingehaucht und sie auf ein höheres Niveau gehoben wurden, sodaß die Stadt sich bewogen sah, dem verdienten Direktor, „Papa Schmidt," ein hübsches kleines Schauspielhaus zu erbauen, in welchem zur Freude der Kinderwelt Kasperle Larifari noch jetzt seine Streiche vorführt. In allerneuester Zeit ist dann, abermals ausgehend von einem Teile der Münchener Künstlerschaft, eine Bewegung hervorgetreten, welche im Marionettenspiel durch Ausstattung, charakteristische Figuren und geeignete Dichtungen ganz hervorragende Wirkungen erzielt, wie sich auf mehreren großen Ausstellungen gezeigt hat.

In Lippe hatten zur Zeit ihres ersten Auftretens solche Unternehmungen, die freilich nicht ersten Ranges sein mochten, nicht viel Glück bei den Behörden. Im Sommer 1744 war ein Marionettenspieler nach Schötmar gekommen und der Amtsrat Detering hatte ihm die Erlaubnis zum Spielen erteilt. Er war deswegen bei der Regierung in Detmold denunziert worden. Es erging am 21. September an ihn ein Reskript, worin es heißt: „Nachdem man zuverlässig vernommen, gestalten zu Schöttmar ein Marktschreyer nebst seiner Bande mit des Amtraht Detering's Erlaubniß öffentlich ausstehen und mit seinen artzneyen und Gaukelspielen von denen unterthanen das geld an sich ziehen soll, solche verdächtige leute aber so wenig zu dulden, als weniger

ein Beamter befugt ist selbigen vorhaupts den aufenthalt und auß-stehen zu erlauben, so wird auf specialen gnädigsten Befehl dem Amtsraht Detering hiermit ernstlich bedeutet bemelten Markt-schreyer mit seinem anhang nicht nur ohne anstand vort zu schaffen, sondern auch deßhalb seinen Bericht und Verantwortung einzuschicken. Wornach sich derselbe zu richten." Detering ver-antwortete sich darauf in energischer Weise wie folgt:

„Hochwohl und Hochedelgebohrene, gestrengvest und hoch-gelahrte, Hochgräfl. Lipp. zur Regierungs Cantzley Hochverordnete Herr Praesident, Director und Räthe,
Hochgeneigte, hochgeehrte Herrn,

Euer Hochwohl- und HochEdelgeb. gestrenge Herrlichkeiten eingesandtes reskript vom 21ten hujus wegen eines öffentlich hier ausstehen seyn sollenden Marktschreyers und Gaukelspielers, der die Leute mit seiner betriegerischen Medicin fournirte, ist mir bey meiner zu Hause Kunft zu recht behändigt worden. Es ist dieses kein solcher Marktschreyer, wie ihn ein hiesiger junger Prediger beschrieben und auf der Cantzel darüber unzeitig mora-lisiret und sich moquiret, sondern ein Marionetten Spieler ge-wesen. Dieser Mensch, als welcher mit den schönsten Attestatis von der Welt versehen, hat kurtz vorher im Amte Varenholtz, zu Langenholtzhausen, Talle, Kirchheide auf dasiger Beamten Vergünstigung, item zu Lemgo gespielet und kommt hierher mit meiner Bewilligung desgleichen hiesigen Orts auch zu thun. Ob nun ein solches in hiesiger Graf- und Herrschaft jederzeit res licita gewesen und vordem von dem Sehl. Hrn. Hofrichter von Grothen, wie auch von mir und meinem sehl. Hrn. Vater zum öfteren er-laubet worden, bey welcher Gelegenheit dieses jungen sicheren Pastoris Frau auf der sogenannten Schau Bühne jedesmahl selbst miterschienen und von ihrem Großvater Geld dazu erhalten; so stund ich doch an, in Betracht ihr Mann mit lauter Vorur-theilen über die allergeringsten Kleinigkeiten sich schleppet und auf der Cantzel zur größesten Aergernis der Gemeine damit sich aufhält, demselben solches zu gestatten: da aber ein sicherer hier auf der Nähe wohnender Vornehmer Landstand mir nicht nur darum ersuchte, als auch vor alle daraus entstehende Verdrieslichkeiten repondirte, demselben solches, um dessen Kinder halben, weilen die sinnreichsten Erfindungen und moralien darin vorgestellet

worden und der Hr. Morhoff in seinem Tr. (actat) von Schauspielen unter andern davon schreibet, daß dieselben bey den sinnreichsten und verständigsten Völkern durchgehends beliebet und die Theatra vor eine Schule des Volks zu achten: denn was ist vor ein Unterscheid, ob ich eine Historie geschrieben lese, oder in einem Gemählde betrachte, oder auch in einer action mir dieselbe vorstelle, zumahlen in diesen letztern die sinnreichsten Sprüche, so erdacht werden können, unter die actiones eingemischet und die Zuseher erlustiget und unterrichtet.

Wenn nun dieselbe von allen unflätrigen und groben Narrenspossen, daran kein Verständiger keinen Gefallen hat, gereiniget, fähret er ferner fort, daß dieselbe nicht allein zu dulden, sondern in einer volkreichen Gemeine anzuordnen. Der große Staatsminister Cardinal Richelieu selbst hat es seinem geistlichen Stande nicht unanständig gehalten, daß er der Schauspiele halber gewisse Ordnung gemacht, und nachdem er sie von der Unsauberkeit gereinigt, selbst Anlaß gegeben, daß solche gespielet und vorgestellt worden. Nachdem ich nun dieses alles genau eingesehen, trug ich kein Bedenken dem obbenannten sichern Cavallier seinem Verlangen zu Folge, eine Genüge zu leisten und den Comoedianten, welcher Niemand mehr als seine Frau und Magd bey sich gehabt, auf der Krugstube solches zu erstatten. Mein Sohn hat ein Specimen, um darin mich zu vertheidigen, aufgesetztet, welches ich anbey übersende, mit gehorsamsten Ersuchen solches nicht ungütig zu nehmen. Inzwischen unverhalte ich hierdurch schuldigster massen, daß ehe und bevor diese ordre eingelauffen, dieses Schauspiel bereits aufgerufen worden: Bitte mir dabey aber unterthänigst aus, daß der Delator und hiesiger mir unbekannter Fiscalis, welcher diese Marionetten Spieler vor Marktschreyer, Gaukelspieler und verdächtige Leute, welche die Unterthanen durch ihre auszugebende medicin ums Geld betrögen, zur gehörigen und billig mässigen Strafe wegen dessen S. V. ausgestreuten groben Lügen angesehen werden möge, als der ich unter göttlicher gnädiger Obhut mit aller Consideration bestehe

Euer Hochwohl und HochEdelgeb. gestrengen Herrlichkeiten,
Meiner insonders hochgeneigten hochgeehrten Herren
Gehorsamster Diener Bp. Detering mpp.

Schöttmar d. 24 ten Septbr. 1744.

Ob diese freimütige Verwahrung des streitbaren Amtsrats gegen geistliche Unduldsamkeit von Erfolg gewesen ist, wissen wir nicht. Die von ihm zur Bekräftigung seiner Ansichten über den Nutzen solcher Spiele beigefügte Verteidigungsschrift seines noch jugendlichen, aber jedenfalls „studirten" Sohnes betitelt sich: „Kurtze abgenötigte Auflösung der Frage: Ob eine Christliche Obrigkeit auch mit gutem Gewissen Marionetten Spiele zu spielen und zu besuchen erlauben möge? mit unpartheyischer Feder entworffen von Georg Friedr. Christoph Detering" und bringt auf 2 Bogen eine natürlich bejahend ausfallende Auseinandersetzung, gespickt mit vielen lateinischen Zitaten und unter Anführung der Schrift eines General-Superintendenten Menschen „Eröffnete Bahn des wahren Christentums," der die Comödien für eine Thorheit erklärt, einer andern des Hrn. von Rohr „Einleitung zur Staats-Klugheit," der sich darüber ausspricht, ob die Comödien, worin auf Schulen die Jugend in der Beredsamkeit geübt wird, mehr Nutzen oder Schaden bringen. Dann wird ferner der „berühmte M. Lutherus" ins Treffen geführt, der des Terentii Comödien so fleißig gelesen, sowie der „fleißige aber doch vergebliche Arbeiter an der Vereinigung der Christlichen Religion Hugo Grotius," der eben diese Comödien wenig von seinen Händen kommen lassen. Bei diesen Spielen sei noch die edle Gabe Gottes, die Erfindungskraft der Menschen, mit Vergnügen zu bewundern. „Wer mit einem eiteln und leichtfertigen Gemüte in solche Spiele gehet, der wird oft nichts gutes daraus profitiren, aber sind daher diese Spiele zu verwerfen? Wie mancher gehet nicht in die Kirche der bloßen Gewohnheit halber, seinen Staat sehen zu lassen, auf neue moden acht zu haben und was dergleichen sündlicher Absichten mehr seyn mögen, ist darum die Kirche zu meyden?" Verfasser behauptet ferner, „daß er in diesen Marionettenspielen sich mehr erbauet habe, als jemahlen in zwantzig Predigten, welche wegen ihrer überflüssigen und unzeitigen Moral von allen Vernünftigen oft mit Eckel angehöret werden, worüber Ihr ietziger Fürgesetzter unter dem Namen Heracliti Moderni mit nicht unangenehmer Feder satirisiret habe. Viele würden ihre Zeit besser anwenden in solchen Spielen, als wenn sie denen unnützen verläumderischen Plaudereyen spitzfindiger Weiber Gehör geben. „Gewis, wenn an einem Orte ein moralisches Marionettenspiel

nöthig sein mag, so halte ich dafür, daß man es hier bedürfe wie die Strafpredigten unserer Hrn. Prediger zur Genüge lehren. Ein Haus Superklug möchte nun in dem thörichten Wahn stehen, als wenn mit Besuchung solcher Spiele Zeit und Geld verdorben würde, allein, mein Freund, was nützlich ja nöthig ist, das verdirbet weder Zeit noch Geld und dieses wende nur auf obiges an. Ueberdies wurde des Abends nach 6 Uhr gespielt, da man von seinen Geschäften schon ruhet und der Zuschauer gab nach Belieben, doch wenigstens 3 ß."

Wenn man in Erwägung zieht, daß die ganze streitige Angelegenheit eigentlich nur auf einem Mißverständniß oder falscher Information der Regierung beruht, so möchte man dem mit so scharfen Waffen für seinen Vater in die Schranken reitenden Verfasser dieser entrüstet gelehrten Auseinandersetzung die Worte seines Zeitgenossen Destouches zurufen „Tant de bruit pour une omelette". Auffallend ist immerhin, daß Marionettenspieler von den Behörden anscheinend nicht gern geduldet wurden, wozu freilich mitgewirkt haben mag, daß häufig allerlei Schwindelei damit verbunden war, wie dies auch in unserm Fall die Regierung anzunehmen berechtigt schien.

So hatte im Sommer 1783 ein Direktor Adolphi zwar die Erlaubnis, „einen Teil des Publikums in Detmold mit Marionetten belustigen zu dörffen". Er stattete dem Regierungskollegium dafür den untertänigsten Dank ab, bat aber zugleich in Schötmar auf bevorstehendem Markt seine Kunst geltend machen zu dürfen. „Er getröste sich um so gewisser huldreicher Erhörung, da keiner der hiesigen Einwohner ihm und seiner Gesellschaft das Zeugniß beachteter Ordnung und Sittlichkeit versagen werde." Das Gesuch wurde trotzdem abgeschlagen. Ob dabei noch ähnliche Gründe und Bedenken zur Geltung kamen wie im Jahre 1744?

Noch im Sommer 1812 bat ein 86jähriger Mann, Friedrich Schlottmann, damals wohnhaft beim Colon Hasebrock in Heepen, der angab als Husar in preußischen Diensten in der Schlacht bei Zorndorf schwer verwundet zu sein und seinen Abschied erhalten zu haben, wobei ihm gute Pension versprochen sei, die man ihm aber vorenthalten habe, um die Erlaubnis im lippischen

Lande mit Marionetten spielen zu dürfen. Aber auch ihm wurde dies nicht gestattet.

Die Deteringsche Angelegenheit hat übrigens eine interessante Parallele in einer zu gleicher Zeit in Halle spielenden. Die dortige Universität zeigte sich durchaus abgeneigt gegen die Vorführung der Komödien des sogenannten „Starken Mannes" Johann Carl von Eckenberg, welcher das Königl. Privileg für die ganze Preußische Monarchie besaß und den Titel Hofkomödiant führte. Auf den Bericht des General-Direktoriums, daß die Stadt und Universität Halle um Wegschaffung der Komödianten bitte, erließ Friedrich der Große am 14. Febr. 1745 die merkwürdige Cabinetsordre: „Da ist das geistliche Muckerpack daran schuld. Sie sollen spielen und Herr Franke oder wie der Schurke heißt soll dabei sein, um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun, und mir soll das Attest vom Kommandanten geschickt werden, daß er da gewesen ist." Auf Vorstellung jener Behörde wurde dem betreffenden Geistlichen — übrigens nicht der verdiente Stifter des Waisenhauses, welcher schon 1727 gestorben war — das Erscheinen im Theater zwar erlassen, ihm aber eine Geldstrafe für die Armenkasse auferlegt, wobei der König bemerkte: „Die Halleschen Pfaffen müssen kurz gehalten werden — es sind evangelische Jesuiten und man muß ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeste Autorität einräumen."

Im Übrigen war der König selbst auf die Darbietungen des starken Mannes nicht gut zu sprechen, dessen erbärmliche und von Unflätigkeiten strotzende Komödien und Schaustellungen aller Art, zu denen auch Marionettenspiele gehörten, er früher nur mit Widerwillen in Begleitung seines Vaters hatte ansehen müssen. Letzterm verdankte Eckenberg auch sein Privilegium, kraft dessen er lange Jahre das Berliner Theaterleben vollständig beherrschte, bis mit dem Eintreffen von Friedr. Schönemann und seiner Truppe eine bessere Zeit für das deutsche Theater begann.

v. M.

Ein Brief Paul Gerhardts an die Gräfin Maria Magdalena zur Lippe. — In dem Privatarchiv Seiner Durchlaucht des Fürsten zur Lippe habe ich einen bisher unbekannt

gebliebenen Brief Paul Gerhardts gefunden, dessen Veröffentlichung mir Seine Hochfürstliche Durchlaucht gnädigst zur Verfügung gestellt hat. Gräfin Maria Magdalena, eine geborene Gräfin von Waldeck, die älteste Tochter des Grafen Christian von Waldeck von der neuen Wildunger Linie, war die zweite Gemahlin des Grafen Simon VII. zur Lippe und durch ihren jüngsten Sohn Graf Jobst Hermann Stammutter der Grafen zur Lippe-Biesterfeld, aus denen das gegenwärtig fürstliche Haus hervorgegangen ist. Der Brief Paul Gerhardts ist datiert aus Berlin den 22. Juli 1666 und ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Ich lasse ihn zunächst folgen:

Der Hochgebohrnen Gräffin unnd Frawen,
Frawen Marien Magdalenen,
Gebohrner Gräffin zu Walldeck, Pyrmondt,
Frawen zu Tonna, Gräffin unnd Edlen Frawen zu Lippe,
Wittiben, Meiner gnedigen Gräffin unnd Frawen.

Hochwohlgebohrne Fraw Gräffin, Gnedige unnd in Christo Jesu hochgeliebte allerwertheste Fraw. Das dieselbe nicht nur zu mehrenmahlen nach meiner wenigen Person bey itzigem Zustande hiesiges Orthes fragen lassen, sondern auch nochmahls mit Dero gnädigem Zuschreiben mich ansehen wollen, darfür sage ich in aller Demuth schulldigsten Danck. Hette jawohl ehemahls Gelegenheit gehabt, mein unnd der Meinigen itziges Ergehen zu berichten, habe aber aus sonderbahrem Bedencken, unnd das ich mein Leiden gern in der Stille unnd vor mier allein tragen wolltte, an mich gehalltten. Wann ich denn gleichwohl vermercke, das Ewer Hochgräffliche Gnaden dasjenige, was sie bißhero von andern verstanden, auch von mier selber gerne vernehmen wollen, kan deroselben hierunter zu gehorsamen ich nicht Umbgang haben. Es ist doch ohne deme wohlbekandt, welcher Gestallt Se. Churf. Durchl. zu Brandenburgk nicht nur bey ettlichen Jahren vor untterschiedliche Edicta, so Kirchen unnd Religionssachen betreffen, herauß kommen, sondern auch nunmehr eine geraume Zeit den Predigern dieser Lande gewisse Reverse vorlegen lassen, in welchen sie sich zum Gehorsam der Edicten verbinden müssen. So hertzlich geneigt nun aber ich sonsten bin, aller christlichen Obrigkeit unnd insonderheit diesem meinem gnedigsten Churfürsten unnd Herrn, alls meinem ordentlichen Schutzherrn unnd gröſten

Wohlthäter in dieser Wellt, zugehorchen, so habe ich dennoch, weil ich Dinge in den hochgedachten Edicten gefunden, die gerade wieder mein Gewissen, wieder mein hohes heyliges Ampt unnd wieder mein christliches lutherisches Bekendtnüß lauffen, bey mier ansehen müssen, unnd demnach es zu dieser beyder einem kommen sollen, das ich entweder untterschreiben oder meines Dienstes müßig gehen solltte, habe ich lieber das letzte alls das erste erwehlen wollen. Ist mier allso am 6ten Februarii dieses noch lauffenden Jahres die Remotion angekündiget unndt das ich mich meines Predigtampts enthalltten solltte, befohlen worden. Ob auch gleich die löbliche Bürgerschafft unnd christliche Gemeine dieser Churfürstl. Residentz meinethalben eine unnd die andere demüthige Schrifft an Se. Churf. Durchl. abgehen lassen in untterthänigster Hoffnung, Sie würden mich noch endlich wieder einbitten unnd bey sich behalltten können, ist doch solches bisher allerdings vergeblich gewesen unnd möchte auch inskünfftige wohl schwehrlich ettwas erhalltten werden. Ich meines Theils lasse den lieben Gott hieruntter walltten unnd bin mit seiner allerheyligsten Regierung wohlzufrieden, nachdem er mier nur das einige wiederfahren lassen, das ich mein armes Gewissen nicht krencken unnd betrüben dürffen. Denn was würde miers doch helffen, wenn ich gleich ein Königreich, ja die gantze Welt gewinnen konnte unnd solltte Schaden an meiner Seelen leiden. Hingegen was kan mier das schaden, wenn ich gleich an meinem eußerlichen unnd zeitlichen Wohlergehen ettwas entpehren muß, wenn ich nur das schönste Gut, den köstlichsten Schatz, das allertheuerste Kleinodt behalltte. Ew. Hochgraffl. Gnaden trostreicher Zuspruch hat mich inmittelst dermaßen erquicket, das ich Gott nicht gnugsam darfür dancken kan. Fühle es garwohl bey mier selbst, das was fromme Hertzen mier anitzo hören lassen, nicht Ihr, sondern Gottes des Ewigen Vatters Trost unnd Zuspruch sey. Derselbe fromme trewe Vatter sey auch Ew. Hochgraffl. Gnaden höchster Trost unnd Frewde in allem Creutz unnd Leide, so da gewißlich nicht außbleiben bey denen, die Christum recht liebhaben, der segne unnd benedeye auch Ihr Leib unnd Seele, Haab unnd Gut, unnd sonderlich dero gantzes hochgräffliches Hauß unnd Geschlechte vor das getrewe millde Anerbieten, welches E. Hochgraffl. Gnaden mier nun mehr alls einmahl

gethan. Ich werde noch ein wenig hier außwartten, nachdem mein Gnedigster Churfürst unnd Herr mich noch so Gnediglich in Seinem Lande unnd Residentz dulldet. Ist es meines Gottes Wille, das ich ihm noch in dieser Wellt wieder alls ein öffentlicher Prediger dienen soll, will ich ihm zu Ehren das wenige, was noch übrig ist von meinem Leben, gern auffopffern. Will er aber nicht, so will ich ihn dennoch in meiner Einsamkeit seegen unnd preysen, loben unnd dancken, so lange sich mein Mund reget unnd meine Augen offen stehen. E. Hochgräffl. Gnaden werden indessen in meinem unnd der Meinigen Gebet allemahl dem Schutz des Allerhöchsten zu allem selbst erwünschten Hochgräfflichen gesunden unnd gesegneten Wohlergehen trewlichst empfohlen unnd ich werde die Zeit meines Lebens unnachlessig erfunden werden

E. Hochgräffl. Gnaden

Berlin den 25. Julii
Ao. 1666.

gehorsamer Diener unnd
getrewer Vorbetter bey Gott
Paulus Gerhardt.

Dieser Brief berührt die traurigste Zeit in Gerhardts Leben. Um den fortgesetzten Zänkereien zwischen Lutheranern und Reformierten in Preußen ein Ende zu machen, hatte der große Kurfürst durch sein Edikt vom 16. Sep. 1664 beiden Parteien die gegenseitigen Verketzerungen und Verunglimpfungen verboten. Da aber besonders Gerhardt, damals Diakonus an der Nikolai-Kirche zu Berlin, als Haupt der strengen Lutheraner gegen die von dem Kurfürsten angestrebte Union zwischen Reformierten und Lutheranern eiferte, wurde er seines Amtes entsetzt. Es ist das der Zeitpunkt des wiedergegebenen Schreibens. Seine Gemeinde, die sich schon damals, wie er berichtet, für ihn verwandte, setzte es hinterher doch durch, daß er im Januar 1667 nochmals angestellt wurde. Aber schon einen Monat später trat Gerhardt aus Gewissensangst freiwillig zurück. Wie aus dem Schreiben hervorzugehen scheint, hat ihm Gräfin Maria Magdalena mehrfach eine Zuflucht an ihrem Hofe angeboten. Eine Anstellung in lippischen Diensten war demnach wohl vorgesehen. Es ist dazu jedoch nicht gekommen. Im Oktober 1668 wurde Paul Gerhardt als Archidiakon nach Lübben berufen, wo er auch gestorben ist.

Aus dem Schreiben geht weiter hervor, daß die beiden Personen in regerem Verkehr mit einander gestanden haben. Trotz emsiger Bemühung war es mir nicht möglich, noch ein weiteres Schreiben Gerhardts zu ermitteln. Man wird sich fragen, welches die Veranlassung zu diesem Briefwechsel gewesen sein könnte. Ich möchte an dieser Stelle einstweilen eine Vermutung aussprechen — aber auch nur eine Vermutung. Aus einer Zuschrift eines stud. theol. Petri aus Westerburg vom Jahre 1665 an die Gräfin entnehme ich, daß sie ihm anscheinend selbstverfaßte Gedichte geschickt hat, die er dann komponierte. Dieser Originalbrief hat folgenden Wortlaut:

Der Hochgebohrnen Gräffin und Frauwen,
Frauwen Marien Magdalenen Gräffin und
Frauwen zur Lippe, Wittib, gebohrne Gräffin
zu Waldeck, Pormunt und Tonna, Meiner gnädigen
Gräffin und Frauwen,

Hochgebohrne Gräffin gnädige Frauw! Wenn der hocherleuchtete Apostel Paulus alle fromme Christen zu hertzlicher und inbrünstiger Andacht zu dem Allerhöchsten anmahnen wil, spricht er unter andern also: Werdet voll Geistes und redet unter einander von Psalmen, Lobgesengen und geistlichen Liedern, singet und spielet dem Herren in Eurem Hertzen. Durch welche Vermahnung zu solcher Andacht der außerwehlte Rüstzeug Gottes gar schön zu verstehen giebet, daß einem jedweden Christen zur Übung in dem seeligmachenden Wort Gottes nichts bequemers und dienlichers sey, als wen er seine Stimme erhebet und von Hertzen ein Bet- oder Danckpsalm unserm Gott nach dem andern zu Ehren erschallen lest, sintemalen unserm Gott dadurch eine Freude zugerichtet wird und vermudlich dem Teuffel daran nicht viel genehmes Dienstes und Gefallens geschehen mag, der sich auch gewiß dabey nicht finden lest, wo solche göttliche Übungen getrieben werden. Nun diese treuhertzige Vermahnung des heyligen Apostels Pauli kan auch in Wahrheit von Ihre Hochgräffl. Gnaden gantz rühmlich gesaget werden, indem Ihre Hochgräffl. Gnaden in solcher gottseelichen Übung nicht allein sich selbsten gar embsig erzeiget, sondern auch andere christliche Hertzen durch dergleichen schöne geistliche Lieder gartreulich anmahnen und anfrischen, wie solches auß denen von Ihre Hochgräffl. Gnaden

mir hinterlassenen, wie auch neuligst zugeschickten Danckliedern und mehrem satsamer Weiße zu sehen ist. Was aber die von Ihre Hochgräffl. Gnaden mir hinterlassene Lieder, so an der Zahl 10 sein, betreffen thun, habe solche auß pflichtschuldiger gehorsamer Treu und Unterthänigkeit, so gut ichs vermocht, mit geringen Melodien verfertigen und Ihre Hochgräffl. Gnaden übersenden wollen, nicht zwar nach der heuttigen Componistart, ungeacht ich mich gegen dieselben vor den geringsten zu sein erachte und gleichsam nur einen praegustum in componendo erlernet, habe also dieselben mit einem Discanto benebest dem Basso continuo, damit sie gleichwol beydes instrumentaliter, als vocaliter möchten gesungen und musiciret werden, auffs einfeltigste übersetzt, Ihre Hochgräffl. Gnaden unterthenigst bittende, dieselben wollen ihnen diß gar schlechte und geringe genädigst gefallen lassen und alle Zeit meine gnädigste Gräffin sein und verbleiben. So bin für Ihre hochgräffl. Gnaden und deroselben Hochangehörigen beständige Gesundheit, langes Leben, zeitliche und ewige Wolfahrt ich die Zeit meines Lebens von Grund meiner Seelen bey Gott fleißig zu bitten, so wilfertig als in Unterthenigkeit pflichtschuldig.

Datum Westerburg den 18. Auguſt Anno 1665.

Ihr Hochgräffl. Gnaden
unterthenigst gehorsamer
Joachimus H. Petri
S. S. theol. stud.

Daß Gräfin Maria Magdalena selbst geistliche Lieder verfaßt hat, scheint diese Zuschrift zu ergeben. Vielleicht war eine gemeinsame dichterische Betätigung die Veranlassung eines Verkehrs mit Paul Gerhardt. In weiteren Kreisen sind aber die Lieder der Gräfin nicht bekannt geworden. Weder erwähnt sie Koch in seiner Geschichte des Kirchenliedes, noch kennt sie Pfarrer Tümpel, der seit Jahren das von Alb. Fischer begonnene Werk über das deutsch-evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts herausgibt. Dr. Kg.

VII.

Sitzungsberichte.

Sitzung vom 4. November 1908.

Prof. Dr. Weerth berichtete über seine Ausgrabungen auf Alt-Sternberg und legte ein Relief der Burganlage nebst den bei den Grabungen zutage geförderten Fundgegenständen vor. Der Bericht ist bereits Band VI Seite 193 der „Mitteilungen" veröffentlicht.

Sitzung vom 2. Dezember 1908.

Vorschullehrer Meier sprach über Kreuzsteine und Jagdstaken in Lippe.

Angeregt durch einen Aufsatz über „Kreuzsteine in Niedersachsen" in Nr. 13 des 13. Jahrg. von „Niedersachsen" hatte er nach ähnlichen Steinen bei uns gesucht. In der Nähe der Stadt Horn i. L. an der Landstraße nach Heesten befindet sich ein steinernes Kreuz. Vor Anlage der Bahn stand es da, wo jetzt der Bahnkörper sich befindet. Es zeigt auf der einen Seite zwei quergelegte Tournierkragen, das Wappen der Familie von der Lippe, auf der andern einen gestürzten Schild. Dieses scheint darauf hinzudeuten, daß hier der Letzte seiner Familie verunglückte. Der eine Seitenarm des Kreuzes ist abgebrochen, was den Leuten Anlaß zu allerlei Sagenbildung gegeben hat.

Ein Stein mit erhaben gearbeitetem Kreuz — vielleicht einem Kruzifix — ist in einer Gartenmauer von Heiligenkirchen eingemauert, da wo die Wege nach Berlebeck und Schling sich kreuzen. Der Stein wird früher bei oder in der Kirche gestanden haben. Ein anderer etwa 70 cm hoher Kreuzstein befindet sich an dem alten Wege von Lügde nach Elbrinxen. Er trägt auf beiden Seiten ein Kreuz, auf dessen Querbalken noch die Ziffern 6 und 76 zu erkennen sind. Eine Inschrift ist wahrscheinlich gewesen, mit Bestimmtheit aber nicht mehr nachzuweisen. Es ist der Exsterstein -- wie er genannt wird — oder richtiger Exterdestein; auf der Overbeckschen Karte findet sich der Name Exterstein in dieser Gegend, wahrscheinlich als Flurbezeichnung

gedacht. Er ist zum Andenken an die wahrscheinlich 1676 erfolgte Ermordung eines Herrn von Exterde gesetzt, der in Lügde wohnte.

Ferner befindet sich ein wohlerhaltener Kreuzstein auf dem Spellerberge in der Nähe von Kempen. Er trägt folgende Inschrift: 1752 dem 28 Sebtember ist allhier erbörmlig um sein Leben gekommen Albert Meüer von Voltlagen — Bete vor seine Sel und vor alle Reisente ein Vatter unser unt afe Maria.

Im Volksmunde heißt der Stein der Meßtekerl, denn der hier ermordete Meüer soll ein Messerhändler gewesen sein.

Am Kruge zu Ahmsen findet sich ein Sandstein mit folgender Inschrift: Hir ruhen 5 Persohnen so anno 1724 nachts vom 17. auf den 18. Juny im Amser Kruge überfallen und jämmerlich ermordet worden. (Folgen die Namen.) Hat der Stein vielleicht ursprünglich auf einem Friedhofe gestanden?

In der Feldmark der Bauerschaft Stemmen befindet sich ein Stein ohne Inschrift, von dem die Sage erzählt, daß sich dort zwei Schäfer im Streit getötet hätten. Von anderen älteren Gedenksteinen mögen noch erwähnt werden der Hirschsprungstein bei den Berlebecker Quellen, der Trampelstein bei Fissenknick und Jagdsteine. Der Trampelstein ist eine quadratische Säule zwischen Fissenknick und dem Leistruper Walde. Wenig pietätvoll ist sie jetzt umgestürzt und liegt am Feldrain, während sie früher auf der Wiese stand. Sie trägt folgende Inschriften: Der Fleiß des Menschen hat diesen Sumpf, der nichts als Moos hervorbrachte, zu fruchttragenden Feldern und Wiesen in den Jahren 1785—1790 umgeschaffen. Und auf der anderen Seite: Folge diesem Beispiel Landmann so wirst du reiche Ernden erhalten. Trampel.

Trampel war Landphysikus, er untersuchte 1762 das Meinberger Wasser, von 1767 wurde ihm die Oberaufsicht über alle die Arbeiten übertragen, durch welche die Meinberger Quellen reicher erbohrt, gefaßt und überdacht wurden.

Bemerkenswert sind ferner die Jagdsteine, welche sich noch bei Schlangen, Örlinghausen, Stemmen, Bellenberg, Ribbentrup usw. finden. Es sind mehr oder weniger behauene, 1 bis 2 m hohe Steine, welche die herrschaftliche Jagd begrenzten. Sie tragen vielfach auf der Seite nach dem fürstlichen Gehege

die Buchstaben G. H. und auf der anderen Seite nach der Koppeljagd hin das fürstliche Wappen, die Rose; bei einzelnen Steinen ist beides auf derselben Seite.

Im Dezember 1590 machte Graf Simon VI. den Landständen den Vorschlag, „Dieweil eine Zeit hero die jagt und fischerei zwischen M. g. herrn und den Landstenden so wol auch unter ihnen selbst viel Irrung und mißverstandt sich zugetragen . . . . . wie auch an mehr orten gebräuchlich hegestocke oder mhalsteine zu setzen." Die Landstände waren im Prinzip einverstanden, bevor „dieselbe Grenzstocke uffgerichtet werden," sollten die Interessenten noch einmal gehört werden und „den allerwege die steine oder staken zu setzen." Diese Grenzstöcke wurden amtlich, wie sich aus den Akten ergibt, Jagdpfähle genannt, im Volksmunde mögen sie wohl Jagdstaken geheißen haben, da wir noch vielfach die Flurbezeichnung „auf dem Jagdstaken" haben. Anfangs wurden diese Staken aus Eichenholz 12—15 Fuß lang hergestellt. Seit 1775 nahm man Stein, wo solcher in der Nähe billig zu haben war. Die Holzpfähle sind verfault und die Steine vielfach im Laufe der Zeit, besonders gelegentlich der Jagdstreitigkeiten, umgestürzt.

Hofapotheker Priester machte ausführliche Mitteilungen über die Apotheke in Salzuflen.

Die erste Apotheke in Salzuflen war Anfang des 18. Jahrhunderts im Besitze des Apothekers Wippermann. Da Wippermann, trotzdem er das Krameramt gewonnen, seinen Lebensunterhalt nicht fand und verarmte, ging sie ein. Im Jahre 1766 wurde dem Apotheker Georg Christoph Rose aus Waldrode in Hessen von der Regierung die Erlaubnis zur Gründung einer Apotheke in Salzuflen erteilt und ihm am 26. August vom Grafen Simon August ein Privileg verliehen. Roses Apotheke war immer in einem wenig befriedigendem Zustande. Alle Klagen des Magistrats und Ermahnungen der Regierung halfen nicht, Rose versprach stets für Abhülfe der bestehenden Mißstände sorgen zu wollen, ließ aber alles beim alten. Im Januar 1792 erklärte die Regierung, daß die Apotheke nebst dem Privileg, aber ohne das Haus, welches zum Apothekenbetriebe ungeeignet war, verkauft werden müsse. Trotz des Widerspruches Roses wurde das Geschäft am 29. Februar 1792 auf dem Rathause

zu Salzuflen öffentlich versteigert und vom Apotheker Brandes für 500 Taler Gold erworben. Das Geld wurde auf Anordnung der Regierung nicht an Rose ausgezahlt, sondern für dessen Kinder zinstragend angelegt.

Johann Gottlieb Brandes war am 16. März 1751 in Braunschweig geboren. Er erwarb das Haus am Markt, in dem sich die Apotheke noch heute befindet, richtete sie vollkommen neu ein und führte das Geschäft so ausgezeichnet, daß es sich in kurzer Zeit eines sehr guten Rufes erfreute. Brandes starb am 16. Oktober 1816. Da Rudolf, der älteste Sohn des Verstorbenen, seine Ausbildung noch nicht beendet hatte, wurde die Apotheke bis zum Jahre 1818 verwaltet.

Rudolf Brandes war am 18. Oktober 1795 zu Salzuflen geboren. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, dann zwei Jahre das Gymnasium zu Osnabrück und trat 1810 beim Apotheker Meier in Osnabrück in die Lehre. Im Herbst 1815 bezog er die Universität Halle, wo er neben Pharmacie, Chemie und Botanik auch Mineralogie und Mathematik hörte. Im Sommer 1816 faßte er den Plan, nach Erfurt zu Buchholz zu gehen und sich bei ihm in chemisch-analytischen Arbeiten weiter auszubilden. Das Vorhaben fand die Zustimmung seines Vaters, worauf er im Herbst Halle verließ und in die Heimat zurückkehrte, um vor seinem Eintritt bei Buchholz noch einige Wochen im Elternhause zu verleben. Während seiner Anwesenheit in Salzuflen erkrankte der Vater und starb nach wenigen Wochen. Anfang des Jahres 1817 siedelte Rudolf Brandes dann nach Erfurt über. Unter Leitung des damals schon fast erblindeten Buchholz beschäftigte er sich vornehmlich mit chemisch-analytischen Arbeiten und vervollkommnte sein Können und Wissen in kurzer Zeit so, daß er am 15. November 1817 in Jena zum Doktor Philosophiae promovierte. Nach dem Tode Buchholz, der am 9. Juni 1818 starb, kehrte Brandes in die Heimat zurück, machte das lippische Staatsexamen und übernahm die väterliche Apotheke.

Der Name Rudolf Brandes ist mit der Geschichte der deutschen Pharmacie eng verknüpft. Neben einer Fülle wissenschaftlicher Arbeiten verdanken wir der Anregung und der tätigen Mitarbeit Brandes' die Gründung des Apothekervereins im nördlichen Deutschland, aus dem sich später der deutsche Apotheker-

Verein entwickelte. Auf Veranlassung von Brandes und seines Landsmannes Friedrich Wilhelm Beißenhirtz (geb. 17. Febr. 1799 zu Blomberg) in Minden kamen Dr. August du Mênil aus Wunstorf und Ernst Witting aus Höxter mit den beiden genannten Apothekern am 7. und 8. September 1820 in Minden zusammen und erließen ein Rundschreiben an die Apotheker der benachbarten Landesteile zur Gründung eines pharmazeutischen Vereins. Zum Oberdirektor der Vereinigung wurde Brandes gewählt, der dieses Amt bis zu seinem Tode bekleidete. Die Bestrebungen des Apotheker-Vereins fanden nicht allein bei den Fachgenossen, sondern auch in fernerstehenden Kreisen und bei den Behörden Anerkennung und Unterstützung. Der Minister von Stein übernahm 1821 das Protektorat und Goethe, mit dem Brandes persönlich bekannt war, wurde 1822 Ehrenmitglied des Vereins.

Brandes war sowohl im Laboratorium wie am Schreibtisch außerordentlich tätig. Er hat eine ganz hervorragende Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten ausgeführt und veröffentlicht. Namentlich befaßte er sich mit der Untersuchung organischer Körper und mit der Analysierung von Mineralien, Quellprodukten und Mineralwässern. Ferner stellte er meteorologische Beobachtungen an, die er in seinem 1822 vierteljährlich erscheinenden meteorologischen Tagebüchern veröffentlichte. Das erste Heft dieser Tagebücher wurde Goethe gewidmet. Auch als praktischer Apotheker war Brandes unermüdlich tätig, sodaß seine Apotheke allgemein als musterhaft anerkannt wurde. Neben dieser Fülle von Arbeit fand er auch noch Zeit, seine Kräfte und sein Können als Ratsherr und in anderen Ehrenämtern seiner Vaterstadt zu widmen.

Die Verdienste des tüchtigen Mannes wurden allgemein anerkannt. Von der Universität Freiburg erhielt Brandes einen Ruf als Professor der Chemie, dem er aber nicht folgte. Viele wissenschaftliche Gesellschaften ernannten ihn zum Mitgliede und der Forschungsreisende Martins benannte ihm zu Ehren eine Pflanzengattung Brandesia. Fürst Leopold zur Lippe ernannte ihn 1832, nachdem Brandes schon vorher den Titel Hofrat erhalten hatte, zum Medizinalrat, Visitator der Apotheken und Mitglied der Prüfungskommission für Apotheker.

Im Herbst 1842 erkrankte Brandes an Gehirnentzündung, die dem Leben des tätigen Mannes ein Ziel setzte. Rudolf

Brandes starb am 3. Dezember 1842 im Alter von 47 Jahren. In dankbarer Erinnerung seiner Verdienste errichteten ihm seine Freunde ein Denkmal, das am 18. Oktober 1848 auf dem Friedhofe von Salzuflen enthüllt wurde. Der deutsche Apothekerverein gründete zum Ehrengedächtnis die Brandesstiftung.

Die Apotheke wurde nun längere Jahre durch Verwalter geleitet, da der älteste Sohn des Verstorbenen, Robert, beim Tode des Vaters erst 14 Jahre alt war. Karl Friedrich Robert Brandes wurde am 16. August 1828 zu Salzuflen geboren, besuchte das Gymnasium zu Lemgo und lernte beim Apotheker Mensser in Dresden. Später studierte er in Jena, machte 1855 das Staatsexamen und übernahm im Herbst desselben Jahres das väterliche Geschäft. Im Jahre 1897 übergab er die Apotheke seinem Sohne Karl und trat nach 43jähriger Tätigkeit in den Ruhestand. Robert Brandes starb am 24. Mai 1907 im Alter von 79 Jahren.

Gegenwärtig ist Karl Brandes Besitzer der Apotheke.

Prof. Dr. Weerth berichtete über eine Ausgrabung bei Bellenberg. Nach einer Zeitungsnachricht sollten bei der Anlage eines Weges bei Bellenberg in einem Steinhaufen menschliche Skelette gefunden sein. Die nähere Untersuchung ergab, daß es sich um einen niedrigen Steinhaufen von etwa 6 m Durchmesser handelt, der aus Muschelkalkbrocken von meist geringer Größe zusammengetragen ist. Die gefundenen Skelettreste fanden sich noch vor; die Art der Erhaltung macht es aber unwahrscheinlich, daß sie bei der Auffindung noch ein vollständiges, zusammenhängendes Skelett gebildet haben. Bei der weiteren Aufräumung fanden sich regellos zwischen den Steinen zerstreut noch zahlreiche weitere menschliche Reste, so Bruchstücke des Schädels, des Beckens, der Rippen und der Gliedmaßen. Der Befund ließ keinen Zweifel darüber, daß es sich hier nicht um eine ordnungsmäßige Leichenbestattung handelt, man gewann vielmehr den Eindruck, daß die schon vorher zerbrochenen Knochen, welche keine Brandspuren zeigten, in regellosem Durcheinander gleichzeitig mit den Steinen aufgeschüttet sind. Das Vorkommen bleibt rätselhaft. In geringer Entfernung liegt noch ein zweiter Steinhaufen von ähnlichen Dimensionen, dessen planmäßige Aufdeckung möglicherweise Aufschlüsse liefern kann.

Derselbe erzählt dann von einem Raubmord in Wissentrup vom Jahre 1542.

In der Nacht nach Palmsonntag des Jahres 1542 wurde Hermann Wißmann zu Wissentrup, ein schon bejahrter Mann, in seinem Hause und Bette durch Axthiebe jämmerlich ermordet. Der Verdacht lenkte sich bald auf Wißmanns Schwiegersohn Meierhermann und einen gewissen Johann Gelhaus aus Natzungen. Beide hatten, um sich in Sicherheit zu bringen, das Land verlassen, und da man vermutete, daß sie sich in der Heimat des Gelhaus aufhalten möchten, so wandte sich die lippische Regierung an den Landdrost zu Dringenberg, Hermann von Viermunde Am 22. Mai, d. h. etwa 7 Wochen nach dem Morde, konnte dieser berichten, daß Gelhaus gefaßt und nach Dringenberg ins Gefängnis gebracht sei. Acht Tage später antwortete ihm der Detmolder Drost Christoph v. Donop, daß auch Hans Meierhermann im Lippischen ergriffen sei. Am Tage vorher (28. Mai) war mit Meierhermann ein peinliches Verhör angestellt. Auf dem Umschlage des bezüglichen Protokolls findet sich die Bemerkung: Hans meiggerhermanns bekenntnisse darup he am avende Johannis Baptistae anno XLII myt gloinigen tangen veer maell angetastet und darnha myt eynem rhade van unden up gestoeth worden."

Nach Meierhermanns Aussage sind er und seine Frau mit deren Vater wegen eines Gerades, welches der letzteren von ihrer Mutter, Wißmanns erster Frau, heimgefallen war, in Streit geraten. Eines Tages vor der Ernte ist Gelhaus von Heepen nach Wissentrup gekommen und Meierhermann ist mit ihm über Wißmanns Hof bis zum Kleybusche zwischen Wissentrup und Stadenhausen gegangen. Im Laufe des Gesprächs hat Meierhermann gesagt,. wenn Wißmann gestorben wäre, könnte er zu dem Erbe kommen, worauf Gelhaus bemerkte, wenn er, Hans, „was dabei legen wollte," so wäre Wißmann wohl umzubringen. Einige Zeit später, kurz vor der Ernte, hat dann Meierhermann den Gelhaus in Natzungen aufgesucht, sie sind zusammen nach der Warte zwischen Borchholte und Rote gegangen, haben sich in den Grasweg bei der Landwehr gelegt und die Sache weiter besprochen; da hat Gelhaus von ihm einen Gulden gefordert, dann wolle er Rat schaffen, Wißmann umzu-

bringen. Den Gulden hat er ihm gegeben. Später ist dann wieder Gelhaus nach Wissentrup gekommen und hat zwei weitere Gulden gefordert und erhalten.

Nachher ist Meierhermann die Sache leid geworden, er ist deshalb wiederholt in Natzungen gewesen und hat sein Geld zurückgefordert, aber Gelhaus hat die Rückgabe verweigert und erklärt, was er ihm zugesagt habe, solle und müsse geschehen. In der Folge hat dann Gelhaus noch 2 Gulden und 8 Mariengroschen erhalten und außerdem hat ihm Meierhermann noch 9 Gulden versprochen, welche ihm der Watermeier schuldete.

Als Meierhermann dann hinsichtlich der etwaigen weiteren Mitschuldigen peinlich befragt wurde, sagte er aus, von der Sache habe außer seiner Frau und Gelhaus niemand gewußt. Seine Frau habe ihn nicht zu dem Morde angestiftet, vielmehr erklärt, sie wolle lieber sehen, daß Wißmanns Frau (ihre Stiefmutter) umgebracht würde, als ihr Vater. Weiter bequemte er sich aber dann noch zu dem Geständnisse, daß Gelhaus noch einen Helfer namens Deiffhenke aus Natzungen, einen Mann mit schwarzem Barte, zu dem Morde mitgebracht hat. Bei dem Morde selbst ist Meierhermann nicht beteiligt gewesen.

Am 14. Juni fand in Dringenberg das peinliche Verhör des Gelhaus statt, durch das zahlreiche weitere Einzelheiten zu Tage gefördert wurden. Am folgenden Tage verhörten dann Friedrich Schwartz, Berthold Koch, Claus Waldvogt, Adam Schotteler und der Kanzler Bernhard von der Lippe Meierhermann zum zweiten Male. Aus beiden Bekenntnissen ergibt sich der folgende Tatbestand. Bei der Zusammenkunft an der Warte bei Natzungen ist verabredet, daß Meierhermann dem Gelhaus einen Strick besorgen, daß dieser in Wißmanns Haus nächtlicherweile eindringen, den Strick dem schlafenden Manne um den Hals werfen und ihn so erwürgen solle. Zu diesem Zwecke ist dann Gelhaus nach Wissentrup gekommen und in Wißmanns Haus eingedrungen, da aber seine Beine zu sehr „geknapt" haben, ist Wißmann vom Schlafe erwacht, hat „Diebe und Mörder" gerufen, so daß er unverrichteter Sache hat abziehen müssen.

Nach diesem Fehlschlage hat man es mit Giftmord versucht. Des Gelhaus Stiefmutter, welche dieser selbst einen „bösen Teufel" nennt, hatte Meierhermann den Rat gegeben, seinem

Schwiegervater Queckſilber einzugeben, darnach würde er umkommen. Dieſer ſchaffte das Queckſilber denn auch an und gab es ſeiner Frau, damit dieſe es ihrem Vater beibrächte. Ob ſie das getan habe, erklärt er nicht zu wiſſen. Jedenfalls hat es Wißmann nicht geſchadet und die Sache wurde nun auf eine andere Art verſucht.

Eines Tages hatte ſich eine Eidechſe in das Haus von Meierhermanns Mutter verlaufen, die von ſeiner Schweſter Ilſe erſchlagen und in den Eichhof geworfen wurde. Meierhermann ſuchte die tote Eidechſe auf, fand ſie auch und zerhackte ſie, dann ſchlug er eine Katze auf Wißmanns Hofe tot und hackte deren Herz und Bregen (Gehirn) nebſt einigen Spinnen und Fliegen mit der Eidechſe zuſammen. Dieſes unappetitliche Gericht mußte dann Wißmanns Frau ihrem Vater in dicker Milch vorſetzen, dem davon, wie nicht anders zu erwarten, übel wurde, das aber natürlich ſeinen Zweck nicht erfüllte. Auch das Rezept zu dieſem Hausmittel verdankte Meierhermann der Frau des alten Gelhaus.

Als alle dieſe Verſuche fehlgeſchlagen waren, ſah ſich Gelhaus nach Helfershelfern um, und es gelang ihm, den ſchon genannten Deiffhenke und einen Mann namens Kyt für ſeinen Mordanſchlag zu gewinnen, indem er ihnen ſagte, daß in dem Hauſe über drei Stiege Gulden zu haben wären, welche ihnen zufallen ſollten. Es wurde verabredet, daß Gelhaus Wache ſtehen, die beiden anderen aber die Tat vollbringen ſollten.

In Vinſebeck ſind die drei dann zuſammengekommen, von da haben ſie ſich in der Nacht nach Palmſonntag nach Wiſſentrup begeben, ſind in Wißmanns Haus eingedrungen, haben die Kammertür aufgebrochen und mit „Rutingen" — wahrſcheinlich der Stiel eines Dreſchflegels — auf Mann und Frau, die im Bette lagen, eingehauen. Dabei brach Deiffhenke der „Ruting" vor der Hand ab und er rief: „eine Exe (Axt) her." Gelhaus, der Wache ſtand, ſah eine Axt an der Wand hängen und reichte dieſe dem Kyt nach der Kammertür zu. Mit dieſer Axt wurde Wißmann dann vollends erſchlagen; die Frau wird weiter nicht erwähnt. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie mit dem Leben davon gekommen iſt, denn daß es den beiden Mördern darauf ankam, ganze Arbeit zu machen, geht auch daraus hervor, daß ſie nach der Tat Gelhaus mit dem Feuerrohre erſchießen wollten,

weil er den kleinen Sohn des Wißmann hätte laufen lassen, statt ihn zu erstechen. Ob sie auf ihre Kosten gekommen sind, d. h. ob sie die verheißenen drei Stiege Gulden gefunden und mitgenommen haben, wird nicht erwähnt.

Gelhaus ist in Dringenberg hingerichtet oder, wie es im Stile der Zeit heißt: „seiner mißhandlung halber verrechtfertigt." Meierhermann wird dasselbe in Detmold geschehen sein.

Erst ein Jahr später, im März 1543, gelang es dem Landdrosten Hermann v. Viermunde, den eigentlichen Mörder Deiffhenke zu fassen, der freiwillig, d. h. ohne Folter, gestand, den Meier Wißmann mit der Axt erschlagen zu haben. Am 5. April wird er dann hingerichtet sein.

Schließlich berichtete Prof. Weerth noch über einen Totschlag in Nieheim im Jahre 1553.

Hans Plettenberg verwundete in seinem Hause zu Nieheim im November 1553 den Hornschen Bürger Lambert Pottgeter derart, daß er an den erhaltenen Wunden einige Zeit später starb. Die Witwe des Erschlagenen wandte sich beschwerdeführend an den Grafen Bernhard und dieser am 11. November an den Bischof Rembert von Paderborn als Plettenbergs Landesherrn. Plettenberg entfloh und scheint in Kriegsdienste getreten zu sein. Graf Johann von Waldeck, der Schwager des Grafen Bernhard legte bei diesem Fürbitte für ihn ein.

Über den Hergang der Sache liegt nur eine einseitige Darstellung Hans Plettenbergs vor, welche dieser in einem Bittschreiben entwickelt, das er im Feldlager zu Boitzenburg an die Obersten von Holle und Hilmar von Münchhausen und die Rittmeister Hilmar von Quernheim und Bories von Münchhausen richtete. Darin erzählt er, Lamberg Pottgeter sei von Horn zu ihm in sein Haus zu Nieheim gekommen, wo sie in Streit geraten seien. Pottgeter sei mit einem Stuhle auf ihn zugelaufen und habe ihn in seinem eigenen Hause zu Boden schlagen wollen, da· habe er zur Gegenwehr in der Eile einen halben Käse ergriffen und ihm den an den Kopf geworfen, mit der freundlichen Ermahnung, ihm in seinem eigenen Hause keine Gewalt anzutun. Als das nicht geholfen, habe er seine Wehr zur Hand genommen, nicht um jenen damit zu beschädigen, sondern um sich selbst zu retten und jenen zu schrecken von seinem „tollen absinnigen

und boshaften Vornehmen" abzulassen. Aber auch das habe nicht geholfen, Pottgeter sei wie toll auf ihn zugelaufen, in die Wehr hineingerannt und habe sich so schwer verwundet. Daß die Sache in dieser Weise vor sich gegangen, dafür könne er Zeugen beibringen. Übrigens habe Pottgeter nach der Verwundung nach drei Wochen gelebt, ob er dann etwa an einer anderen Krankheit oder durch Versäumnis des Barbiers gestorben sei, wisse er nicht.

Plettenberg bot einen Vergleich an und bat um Verwendung.

Pottgeters Witwe, der Plettenbergs Schreiben mitgeteilt wurde, bezieht sich demgegenüber auf ihre früheren (nicht mehr vorhandenen) Eingaben. Wenn Plettenberg so unschuldig sei, wie er behaupte, weshalb er dann nicht zurückkomme und sich dem Richter stelle. Zurzeit könne sie nicht einwilligen, daß ihm gestattet werde, unbelästigt nach Hause zurückzukehren.

Graf Bernhard überschickte dem Oberst v. Holle die Antwort der Witwe Potgeter und fügte hinzu, es sei im Lande gebräuchlich, daß niemand innerhalb Jahresfrist zur „Sone" zugelassen werde. Wenn ein Jahr nach Pottgeters Tode verflossen sei, wolle er sehen, was er bei der Witwe schaffen könne.

Dementsprechend ruhte die Sache dann bis zum November des Jahres 1554. Der Drost Christoph v. Donop hatte inzwischen die Witwe und die Freundschaft des Erschlagenen bewogen, sich auf Vergleichsverhandlungen einzulassen. Ein Protokoll über die Vergleichsverhandlungen ist leider nicht vorhanden. Man wird aber annehmen können, daß Plettenberg der Witwe eine angemessene Summe als Buße und Entschädigung bezahlt hat. Von einer anderweiten Bestrafung des Totschlägers ist weiter keine Rede mehr.

Sitzung vom 6. Januar 1909.

Geh. Archivrat Dr. Kiewning verlas eine Ausarbeitung über den letzten Hexenprozeß in Lemgo, deren Veröffentlichung vorgesehen ist. Es handelte sich um den Prozeß der Frau des Barbiers Hermensen vom Jahre 1681.

Prof. Dr. Weerth sprach dann noch über die Fürstengruft in der Kirche zu Detmold. Aus Anlaß der Renovierung der alten reformierten Kirche zu Detmold wurde die im 17. Jahrh. in der ehemaligen Gerkammer der Kirche hergestellte

Fürstengruft geöffnet. Ein Teil der darin enthaltenen Särge wurde entfernt und im Mausoleum im Büchenberge wieder untergebracht, und der dadurch gewonnene Raum ist zu einer Sakristei umgebaut. Ein ausführlicher Bericht über die vorgefundenen Särge usw. wird in dem nächsten Bande der „Mitteilungen" abgedruckt werden.

Sitzung vom 3. Februar 1909.

Freiherr v. Meysenbug hielt einen Vortrag über die Lebensschicksale des Prinzen Casimir August zur Lippe.

Dieser, der einzige Sohn des Grafen Simon August aus seiner dritten Ehe mit Casimire von Anhalt-Dessau und einziger Bruder des Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold, war am 9. Oktober 1777 zu Detmold geboren. Unter seinen zahlreichen Taufpathen befand sich auch die russische Kaiserin Katharina II., geb. Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Seine Mutter verlor er schon nach einem Jahre, seinen Vater, als er noch nicht 5 Jahre alt war. Seine Erziehung übernahm zunächst seine Stiefmutter Christine von Solms-Braunfels, der der Vormund und Landes-Administrator Graf Ludwig Henrich Adolf, zu Lemgo residierend, zur Seite stand. Später übernahm der Generalsuperintendent Ewald die Oberaufsicht über seine Erziehung, zu der 1788 ein Hofmeister berufen wurde. Als im Jahre 1795 sich die Gemütskrankheit des Fürsten Leopold entwickelte und die Möglichkeit nahe rückte, daß Prinz August demnächst zur Landesregierung berufen sein könne, arbeitete Ewald im Auftrage der Vormundschaft einen umfangreichen Erziehungsplan aus, der aber zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen den vier Vormündern und den Kuratoren des Fürsten führte, die nicht dazu beitrugen, größere Klarheit über das Wie und Wo der Erziehungsmethode zu schaffen. Nachdem 1793 der erste Hofmeister, der einen ungünstigen Einfluß auf die Charakterbildung des sonst gut veranlagten Prinzen zu haben schien, nicht ohne Schwierigkeiten beseitigt war, wurde Prinz August zunächst unter Begleitung des Hauptmanns Meinike auf eine Vergnügungsreise geschickt, die ihn nach Bremen, Oldenburg, Hamburg, Lübeck, Travemünde, wo eine kurze Seefahrt unternommen wurde, endlich an

den Hof nach Braunschweig führte. Letzterer Ort war auch zur weiteren Ausbildung des Prinzen ausersehen, der in dem Collegium Carolinum, einer Art Hochschule, seine Studien vollenden sollte, worüber der Kanzler von Hoffmann einen lebhaften Briefwechsel mit dem Kammerrat Ribbentrup, dem später vielgenannten Kriegs-Intendanten im Heere Blüchers, einem geborenen Lipper, führte. Indessen änderte man diese Absicht wieder, und im September 1793 traf der Prinz, von einem neuen Hofmeister, Regierungsrat Piderit, begleitet, in Stuttgart ein zum Besuch der Hohen Karlsschule. Da deren Begründer Herzog Carl Eugen aber schon im Oktober starb, wurde die Schule Ostern 1794 geschlossen und der Prinz siedelte auf die Universität Marburg über. Im Dezember erfolgte die Wiederherstellung des Fürsten Leopold und, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, wurde fernerhin der Schwerpunkt bei dem Studium des Prinzen darauf gelegt, ihn sowohl für den diplomatischen Dienst, als für die militärische Laufbahn vorzubereiten, zu welcher er große Neigung zeigte. Zu Michaelis 1795 nahm diese Bildungsperiode des Prinzen ein etwas stürmisches Ende, indem infolge erheblicher Klagen desselben wegen des Verhaltens seines Hofmeisters, der übrigens immer eine Familie von 6 Köpfen mit sich geführt hatte, dessen schleunige Entfernung bewerkstelligt wurde. Nach längeren vorbereitenden Schritten wurde Prinz August endlich durch eine Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms von Preußen vom 17. März 1796 als aggregierter Leutnant beim Regiment Gensdarmes zur Dienstleistung berufen, um sich die nötigen Kenntnisse zu erwerben. Diese Ordre wurde sehr bald auf Vorstellung dahin umgewandelt, daß die Dienstleistung beim Dragonerregiment von Katte Nr. 4 in Landsberg a. d. Warthe zu erfolgen habe, wohin der Prinz am 10. April abreiste. Leider gewann dort bald der Offizier, dem er unterstellt wurde, der Stabskapiän v. Schw., einen unheilvollen Einfluß auf ihn, dem er sich bis zu seinem Tode nicht wieder zu entziehen vermochte.

Am militärischen Dienst scheint der Prinz viel Freude gefunden zu haben. Er wurde am 9. Januar 1798 als Stabskapitän wirklich angestellt. Zweimal weilte er auf Urlaub in der Heimat im Herbst 1797, sowie im Frühjahr 1799, wurde

am 28. Oktober 1800 zum wirklichen Kapitän befördert unter Versetzung zum Dragonerregiment Anspach-Bayreuth in Pasewalk und zu gleicher Zeit für mündig erklärt. Nachdem dann am 4. April 1802 sein Bruder, Fürst Leopold, gestorben war, entfremdete sich Prinz August seiner Heimat ganz, kehrte nie wieder dahin zurück und geriet immer tiefer in die Bande, in denen der v. Schw., der 1799 seinen Abschied genommen hatte, nebst seinem Anhang ihn gefesselt hielten. Noch in Landsberg war ihm 1798 ein unehelicher Sohn geboren worden, über dessen Verbleib nichts verlautet, in Pasewalk aber Anfang 1806 eine uneheliche Tochter, die er später in seinem Testament ausdrücklich als die seinige anerkannte. Den unglücklichen Feldzug dieses Jahres scheint er bei seinem mobilen Regiment mitgemacht zu haben, doch ist über seine Erlebnisse in demselben nichts zu ermitteln gewesen. Am 16. April 1808 wurde ihm, wohl aus Gesundheitsrücksichten, der Abschied bewilligt. Um diese Zeit verleitete ihn seine Umgebung zu dem sehr unvorteilhaften Ankauf des Ritterguts Falkenberg bei Potsdam, wo er durch v. Schw. sowie die Mutter seiner unehelichen Tochter und deren Anhang gründlich ausgebeutet wurde, selbst stetig fortschreitendem Siechtum verfallen. Am 27. Mai 1809 endete er dort sein Leben und hinterließ sein nicht unbeträchtliches, von seiner Mutter herrührendes, nur durch die Lebensweise der letzten Jahre stark angegriffenes Vermögen seiner unehelichen Tochter, der der König von Preußen den Namen von Falkenberg verlieh. In der Kirche zu Falkenberg wurde er beigesetzt. Die Fürstin-Regentin Paulina erfuhr erst eine Woche nach dem Tode hiervon. Aus der Regelung der Hinterlassenschaft erwuchsen ihr, der der Schwager nie näher gestanden hatte, noch eine Menge von Verdrießlichkeiten, die sich noch viele Jahre hinzogen.

Im Anschluß an diesen Vortrag machte Herr v. Meysenbug noch Mitteilung von einer dramatischen Bearbeitung der letzten Lebens- und Leidenstage Grabbes, die zwar schon etwa im Jahre 1848 verfaßt ist, aber über die Grenzen Oesterreichs hinaus bis vor Kurzem nicht bekannt geworden war, ebenso wie der Name des Dichters, zumal die Dichtung selbst erst aus dem Nachlasse zur Veröffentlichung gelangte. Johannes Fercher von Steinwand ist am 22. März 1828 geboren und

am 7. März 1902 gestorben. Er lebte in Wien, schrieb einige Dramen, epische Dichtungen, Balladen und andere Gedichte, von denen Vieles erst nach seinem Tode von Freundeshand gesammelt herausgegeben wurde. Eine Jugendarbeit, das Trauerspiel „Ein Prometheus" behandelt in sehr freier dichterischer Auffassung Grabbes eheliches Unglück und seinen Tod. Mit Grabbe, dem er sich wohl seelenverwandt fühlte, wenn er ihn auch nur aus seinen Dichtungen kannte, hat Fercher sich in seinen Jugendjahren viel beschäftigt, wie auch ein Gedicht „An Grabbe" beweist, worin es heißt:

„Sie haben Dich nicht verstanden,
Ich sag' es frank und frei,
In allen deutschen Landen
Herrscht Bärenhäuterei!"
„Der Genius mag traben
Stets ohne Strümpf' und Schuh' —
Die Dichtung möchten sie haben,
Den Dichter nicht dazu."

Sitzung vom 3. März 1909.

Seminarlehrer Schwanold berichtete nach der Denkschrift des Präsidenten v. Hoffmann, welche dieser für den Sohn des Grafen Simon August, den späteren Fürsten Leopold I., verfaßte, über die frühere eigenartige Verfassung und staatsrechtliche Stellung der Stadt Lippstadt und der Ämter Schwalenberg, Oldenburg und Stoppelberg.

Vom Edelherrn Bernhard II. zur Lippe kurz nach dem Jahre 1168 gegründet, wurde Lippstadt im Jahre 1376 von dem Edelherrn Simon III. zur Lippe für 8000 Mark Silber an den Grafen Engelbert von der Mark verpfändet. Während der Soester Fehde wurde 1445 unter Bernhard VII. gegen Verzicht auf die Pfandsumme die Hälfte von Lippstadt mit dem völligen Eigentumsrechte unwiderruflich an Cleve-Mark abgetreten, während die andere Hälfte wieder in den Besitz des lippischen Hauses überging. Nach dem in jenem Jahre geschlossenen Vertrage wurden später die Landeshoheitsrechte über die „Samtstadt" von Preußen, dem Nachfolger von Cleve-Mark, und Lippe gemeinschaftlich und gleich ausgeübt. Alle Regierungs-

sachen, geistliche und weltliche, Polizei und Justiz, bürgerliche und kriminelle, selbst Lehnssachen, wurden gemeinschaftlich vom beiderseitigen Landeskollegium behandelt. Der Magistrat, halb lutherisch und halb reformiert, wurde jährlich unter gemeinschaftlicher landesherrlicher Direktion rezeßmäßig gewählt und dann samtlandesherrlich bestätigt. „Für die Justiz in erster Instanz war ein Samtrichter bestellt, wovon die Appellationen an die Regierung zu Cleve und an die hiesige gehen, von beiden nach geschehener Instruktion vom Samtrichter und vom diesseitigen Drosten entschieden werden, und wenn darauf noch Revision gewählt und gemeinschaftlich zugelassen wird, so geschieht wieder Instruktion wie bei der Appellation und dann Verschickung der Akten zum Spruch auswärtiger Rechtsgelehrten." Jeder Landesherr hatte einen Drosten in Lippstadt, der auf Erhaltung und Beachtung der landesherrlichen Rechte seiner Seite sah; beide übten mit dem Magistrat die Kriminalgerichtsbarkeit aus, jedoch mit erforderlicher samtlandesherrlicher Urteilsbestätigung. — Das für die Stadt unersprießliche Verhältnis blieb über 400 Jahre bestehen. Indes lockerte sich das Band, das sie mit dem alten Herrscherhause verband, immer mehr. Sie machte später nicht einmal mehr von ihrem Rechte, den Landtag des Fürstentums mit zwei Deputierten zu beschicken, Gebrauch. In einem am 17. Mai 1850 unter Leopold II. abgeschlossenen und unter seinem Nachfolger Leopold III. am 24. März und 1. April 1851 ratifizierten Staatsvertrage trat der Fürst zur Lippe seine Landeshoheits- und Regierungsrechte über Lippstadt an den König von Preußen ab, gegen eine jährliche mit dem 25fachen Betrage ablösbare Rente von 9120 Talern.

Ähnlich, nur noch verwickelter, war die Samtamtsverfassung der Ämter Schwalenberg, Oldenburg und Stoppelberg, der Reste der alten Grafschaft Schwalenberg, die im Jahre 1358 durch Vertrag zwischen Lippe und Paderborn geteilt waren. In der Folge entstanden mancherlei Irrungen und Streitigkeiten über die beiderseitigen Rechte. Seit dem Jahre 1672 besaß Lippe die Landeshoheit im Amt Schwalenberg, Paderborn diejenige im Amt Oldenburg und Stoppelberg. Die bürgerliche und kriminelle Gerichtsbarkeit wurde von beiden gemeinschaftlich durch ein Samtamt ausgeübt. Appellationen vom Samtamt geschehen in

Schwalenbergischen Sachen an die lippischen, in Oldenburgischen und Stoppelbergischen an die Paderborner Obergerichte. „In Kriminalfällen hatte jeder Beamte in seinem Anteil den ersten Angriff, beide Beamte aber vollzogen die erste Untersuchung, und auf Bericht darüber wurde das Kriminalgericht von beiden Seiten besetzt, das Direktorium dabei aber von der Seite geführt, in deren Superioritätsanteil der Fall gehörte. Die Dominialgefälle und Prästationen hatte Lippe in Schwalenberg zu $^3/_4$, in Oldenburg zur Hälfte und in Stoppelberg zu $^2/_3$, Paderborn aber in Schwalenberg zu $^1/_4$, in Oldenburg zur Hälfte und Stoppelberg zu $^1/_3$." Das Dorf Hagedorn hatte in mancher Beziehung wieder eine besondere Stellung, ebenso die Ortschaften Ottenhausen, Münsterbrok, Kariensiek u. m. a. — Im Anfange des vorigen Jahrhunderts ist diese ganze Samtverfassung nach und nach beseitigt.

Geh. Archivrat Dr. Kiewning legte das gerade erschienene Werk von Karl Klingemann: Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Legationsrat Karl Klingemann vor und besprach die darin enthaltenen Nachrichten über den Verkehr Klingemanns mit der Familie Ballhorn-Rosen in Detmold. Der ehemalige Professor der Rechte in Göttingen Friedrich Ballhorn war 1817 auf Wunsch der Fürstin Paulina zur Lippe als Direktor der Justizkanzlei und späterer Kanzler nach Detmold gekommen. Auf seinen Wunsch änderte die Fürstin seinen Namen dahin um, daß sie den Zusatz „Rosen" genehmigte. Ein Brief der Fürstin ist wiedergegeben. In dem Briefwechsel dieses Kanzlers mit seinem Sohn, dem späteren Orientalisten Friedrich Rosen werden auch Detmolder Verhältnisse besprochen. Grabbe spielte darin eine große Rolle. Der Legationsrat Klingemann heiratete des Kanzlers Tochter Sophie. Auch aus seinem Briefwechsel mit dem Kanzler besonders bei Gelegenheit der Erkrankung und des Todes des Orientalisten ist manches interessante Stück abgedruckt. Beigegeben sind u. a. die von Bandel gezeichneten Bilder des Kanzlers Rosen und Kanzler Rosens Haus an der Lutherischen Kirche in Detmold.

Prof. Dr. Weerth machte Mitteilungen über einen Straßenraub auf der Schnellenmark im Jahre 1548. Der Vortrag ist inzwischen im „Blomberger Anzeiger" abgedruckt worden.

Vom Rhein und dem südlichen Westfalen führte eine alte Handelsstraße über Paderborn, die große Egge, Horn und Blomberg, am Eichberge her, weiter im Walde am Fuße des Winterberges entlang auf die „Schnellemark" und von da weiter über Grießem und Ärzen nach Hameln, Braunschweig, Hildesheim usw. Auf dieser Straße wurden am 2. Februar 1548 von Blomberg aus mehrere mit Kaufmannsgütern, angeblich im Werte von 3000 Gulden, beladene Karren unter Führung von Hans von Lennep von Wegelagerern ausgeplündert. Bei der Nachjagd wurde nur ein Reiter namens Heinrich Rotbart eingeholt und von dem Drosten von Ärzen in's Gefängnis gelegt. Hans von Lennep klagte auf der gräflichen Kanzlei in Detmold, die sich seiner nachdrücklichst annahm. Aber schon am 4. Februar verwandte sich die braunschweigische Regierung für den Gefangenen. In dem Schreiben heißt es: Der Rittmeister und die gemeinen Reiter, welche dem Herzog Erich zu Braunschweig-Lünebnrg im letzten kaiserlichen Zuge gedient hätten und sich zurzeit in Hameln aufhielten, hätten ihnen berichtet, daß ein Knecht namens Heinrich Rotbart in Ärzen gefänglich eingezogen sei, weil er sich von einigen Anderen zu einem Reiterdienste gegen die geächteten Magdeburger habe gebrauchen lassen. Übrigens sollten die Fuhrleute alle fortgenommenen Güter zurückerhalten haben und der Knecht sei sonst ein frommer, redlicher Geselle. Sie hätten dem Rittmeister seine Bitte, sich für den Knecht zu verwenden, nicht abschlagen wollen, und bitten deshalb, wenn es möglich sei, Gnade in die Sache zu wenden, damit der arme Knecht aus dem Gefängnis entlassen werden möchte. Darauf antwortete die lippische Regierung, daß es sich nicht um „erklärtes Ächtergut," sondern um das Eigentum gehorsamer Untertanen des Kaisers handele. Aber selbst wenn es Magdeburgisches Gut gewesen wäre, so wäre der Überfall auf freier Landstraße nicht berechtigt gewesen, in diesem Falle hätte man das Gut in Blomberg anhalten können, und sie, die zur Regierung Verordneten, würden dann als gehorsame Untertanen des Kaisers bei der Beschlagnahme ihre Beihülfe nicht versagt haben. So aber handle es sich um eine Schwächung der kaiserlichen freien Straße und um Verachtung und Verkleinerung ihres gnädigen Herrn zur Lippe; gegen kaiserliche Rechte, gegen den Landfrieden,

die Goldene Bulle und die Reformation sei unverfolgt und unverklagt, d. h. ohne daß die Beraubten gerichtlich verklagt und von Gerichtswegen verfolgt seien, auf freier Straße geraubt. Deshalb könnten sie aus Furcht des allmächtigen Gottes, zur Erhaltung der kaiserlichen freien Straße und ihres eigenen Wohlstandes, Ehr und Glimpf nicht anders handeln, als es die Verwirkung des Verstrickten erheische. — Auch eine ganze Reihe Herren vom braunschweigischen Adel wurde veranlaßt, sich für Rotbart zu verwenden. — Nachdem dieses Vorspiel erledigt war, setzte Joachim v. Gladebeck einen peinlichen Verhörstag über den gefangenen Heinrich Rotbart auf den 24. Februar an, zu welchem lippischerseits Arnd von Kerßenbrock, Drost zu Barntrup, Friedrich Schwarz, Bartold Koch, Gograf zu Detmold, und Heinrich Herzog, Amtsschreiber zum Sternberge, erschienen. Diese stellten dann im Beisein von Johann v. Gladebeck mit dem Gefangenen unter harter Androhung der peinlichen Frage ein Verhör an. Er bekannte dann, er habe in der Nacht vor Lichtmeß mit Hillebrand Koch, einem abgesagten Feinde der Hildesheimer, und mit Jürgen Schrader im Dorfe Ohsen gelegen, da sei Hillebrand Koch zu ihm gekommen und habe gesagt, es kämen Hildesheimer Karren gefahren, die er diesseits Hameln „antasten" müsse, da er ihnen später nicht mehr beikommen könnte Am folgenden Morgen seien sie von Ohsen ausgeritten, er, Rotbart, habe in Arzen Jürgen von Busleven zur Teilnahme aufgefordert, der ihm auch mit zwei Pferden gefolgt sei; ferner habe er von Hillebrand den Auftrag erhalten, Bastian zu Reher zu diesem Reiterdienste aufzufordern oder, wenn er nicht anwesend wäre, dessen Diener Kord von Minden. Er habe aber Bastian nicht zu Hause getroffen und der Knecht sei schon fort gewesen; letzteren habe er dann aber zu Fuß und mit einem Feuerrohr bewaffnet auf der Wahlstatt angetroffen, auch noch ein Anderer namens Hans Schrader sei mit einem Feuerrohre dort gewesen. Auch Hermann von Friesenhausen und Gosman Bracht zu Dohlingsdieke,[1]) beide auf einem roten Klepper, habe er auf der Schnellenmark vorgefunden, ferner einen Bastard von Lente, dessen Name ihm unbekannt sei und der einen anderen bei sich gehabt habe, von dem er nicht wisse, ob es sein Diener oder ein Einspänniger

[1]) Jetzt Siebenhöfen.

sei; endlich sei noch der Diener des Asmus v. Bennigsen dabei gewesen, der Auftrag gehabt habe, einen von Bastian für Bennigsen bestellten Harnisch von Lemgo abzuholen, und der die Nacht vorher in Bastians Hause zu Reher gelegen habe. Wer den Wadsack aufgeschnitten hat, weiß er nicht anzugeben. Nach dieser Aussage waren demnach 11 oder 12 Personen an dem Überfalle beteiligt.

Das Geständnis des Rotbart genügte der lippischen Regierung nicht, sie richtete deshalb an den Drosten v. Gladebeck das Ersuchen, auf den 28. Februar einen zweiten Verhörstag anzusetzen. Über das Ergebnis dieses zweiten Verhörs enthalten die Akten keine Nachrichten, in einem späteren Schreiben des Grafen heißt es indessen, daß Rotbart „nach seiner Vorwerkung Recht begegnet," d. h. daß er abgeurteilt und als Landfriedebrecher vom Leben zum Tode gebracht ist.

Nachdem durch das Geständnis des Rotbart dessen Mitschuldige bekannt geworden waren, suchte die lippische Regierung auch diese zur Rechenschaft zu ziehen. Heinrich Rotbarts Spießgesellen sannen auf Rache, und es verbreitete sich das Gerücht, sie beabsichtigten in die Grafschaft Lippe einzufallen. Graf Bernhard sah sich deshalb veranlaßt, nach Braunschweig Schreiben zu richten. Die Adressaten erklärten darauf auch sämtlich, daß sie sich nachbarlich beweisen wollten, obwohl ihnen zurzeit nichts bekannt sei.

Bastian Wilde zu Reher, ein Einspänniger, dessen Knecht unzweifelhaft an dem Überfalle auf der Schnellenmark beteiligt gewesen war und der im Verdacht stand, mitschuldig zu sein und jedenfalls um die Sache gewußt hatte, war geflohen, weil er fürchten mochte, anderenfalls Rotbarts Schicksal teilen zu müssen. Er wandte sich im Mai unter Beteuerung seiner Unschuld an den Grafen mit der Bitte uu freies Geleit, damit er sich verantworten könne. Die Regierung erklärte sich auch dazu bereit, fügte aber hinzu, sie lasse seine Entschuldigung auf ihren Wert und Unwert beruhen. Die Sache mochte Wilde doch zu unsicher sein, denn er kehrte nicht zurück, es gelang ihm aber, den Drosten Adrian v. Steinberg für sich zu interessieren, so daß dieser sich im September beim Grafen für ihn verwandte. Darauf erklärte der Graf, Bastian sei zwar im hohen Grade verdächtig, er wolle

aber auf Steinbergs Fürbitte gestatten, daß er nach Reher zurückkehre, im Lippischen aber solle er sich nicht sehen lassen.

Unter denen, die an dem Straßenraube teilgenommen hatten, befand sich auch Hermann v. Friesenhausen, ein lippischer Untertan, der gleichfalls geflohen war. Für ihn verwandte sich der Rittmeister Henrich Kanne „samt alle dem Adel und guten Gesellen bei ihm" bei dem Herzog Heinrich d. J. Wahrscheinlich sind dies derselbe Rittmeister und die gemeinen Reiter, welche sich seinerzeit auch für Heinrich Rotbart verwandt hatten. Man beschönigte seine Teilnahme damit, daß man behauptete: man hätte Hildesheimer überfallen, denen man zuvor die Fehde angesagt hätte. Auch hätte der v. Friesenhausen die lippischen Grenzen nicht genau gekannt.

Was aus der Sache geworden ist, ergeben unsere Akten nicht, den Kragen hat die Sache Hermann v. Friesenhausen nicht gekostet, denn er kommt noch bis zum Jahre 1588 als lippischer Vasall vor. Wahrscheinlich ist er mit einer Geldstrafe gebußfertigt. Die größere Mehrzahl der Straßenräuber scheint straflos ausgegangen zu sein. Ob die Beraubten ihr Eigentum ganz oder teilweise zurückerhalten haben, erfahren wir nicht.

Prof. Dr. Weerth legte schließlich noch die Schaumburg-Lippische Münzgeschichte von Prof. Dr. Paul Weinmeister vor. Die Abhandlung, der drei Tafeln mit zahlreichen Abbildungen beigegeben sind, schafft Klarheit darüber, welche Gepräge des 17. Jahrhunderts nach der Teilung der alten Grafschaft Schaumburg auf den hessischen Anteil und welche zu Schaumburg-Lippe zu rechnen sind, und gibt ein vollständiges Verzeichnis der zur Zeit bekannten Münzen und Medaillen von Schaumburg-Lippe.

GETTY CENTER LIBRARY